

Der Roman zum Film
von Ivo Sasek

HELDEN STERBEN ANDERS

Günter Voelk
Maja Brändli
Magdalena Schulz
Beatrice Krähenbühl
Linda Garten

ELAION-VERLAG
CH-9428 Walzenhausen

Dieses Buch richtet sich nach der gemässigten
neuen Rechtschreibung für die Schweiz.



Elaion

CH-9428 Walzenhausen

Bestellnr. 36

1. Auflage 2010

2. Auflage 2014

Umschlaggestaltung, Satz, Druck und Verarbeitung

Elaion-Verlag, CH-9428 Walzenhausen

ISBN 978-3-905533-53-8

Inhalt

VORWORT	4
ANNELI	5
DER ALTE TELL	21
VERLORENE KINDHEIT	30
UNTER NONNEN.....	56
SCHULE DES LEBENS	103
KÖNIGLICHE KABALE	171
DOPPELLEBEN	194
STURM BEI NACHT	205
AUF NEUEN WEGEN	222
ABSCHIED	283
HELDEN STERBEN ANDERS.....	299
IM HAUSE DES HERRN IMMERDAR.....	323
GLOSSAR.....	333
ANHANG.....	334

Vorwort

Das Geheimnis, andere zu langweilen, liegt allem zuvor in der Einseitigkeit. Jede noch so schöne Stimme verliert leicht ihren Reiz, wenn man sie auf ein und derselben CD zwanzig Mal singen hört. Ob dieses Prinzip auch auf die Schriftstellerei zutrifft?

Wir werden es sehen. Ich teile in diesem Buch mein Spielfilm-Script von „Helden sterben anders“ mit jenen fünf Autoren, die bei einem aufwendigen Casting am meisten gepunktet hatten. Uns verband in diesem Werk ein gemeinsames Ziel: Wir wollen das Urbedürfnis nach Vielseitigkeit stillen und somit leserbezogen schreiben.

Wer dann die vielleicht ansprechendsten Sequenzen erschaffen hat, bleibt dabei im Dunkeln. Wichtig ist nur, dass beim Lesen immer ein frischer Wind bläst, die Spannung erhalten bleibt, die Energie durch ständig neue Blutzufuhr erneuert und das Bedürfnis nach Vielseitigkeit gestillt wird. Dieses Buch ist kein Experiment, sondern Ergebnis jahrzehntelanger Bedürfnisforschung. Sollte es sein gesetztes Ziel bei Ihnen erreichen, empfehlen Sie es einfach weiter oder lassen Sie es uns irgendwie erfahren. Das wird uns Mut machen, in dieser Teamformation weiterzuschreiben.

Und nun gute Unterhaltung!

Im Januar 2010
Ivo Sasek

ANNELI

„Anneli, Anneli, du musst aufstehen, wir müssen weiter!“ Sanft spürte Anneli die Lippen der Mutter auf ihrer kalten Wange. Der liebevolle Blick prägte sich tief in das Kinderherz, und das Mädchen konnte nicht anders, es musste die geliebte Mutter umarmen und fest an sich drücken.

„Mama!“, lächelte die Kleine.

„Mein liebes Anneli!“

Wie sehr hätte sich die Mutter gewünscht, ihrem Kind ein wohlbehütetes Leben bieten zu können, aber stattdessen ...

Wie hätte ihr Mädchen auch verstehen sollen, weshalb den Juden die Schuld an der Pestepidemie zugeschoben wurde, obwohl diese selber ja genauso darunter litten.

„Mama, es ist so kalt. – Sag mir doch, weshalb verfolgen uns denn die Leute so sehr, dass wir in die Wälder flüchten müssen? Wir haben doch nichts Böses getan!“

In Gedanken ging die Mutter zurück zu den Anfängen der jetzigen Judenverfolgung.

„Weisst du, Anna, unser Volk wurde schon längere Zeit ausgegrenzt und verachtet. Nicht einmal zu den Handwerkszünften haben wir Zutritt. Um überleben zu können, haben viele Juden als Geldverleiher ihr Brot verdient. Sie haben also den Leuten Geld geliehen und ein bisschen mehr zurückverlangt, als sie gegeben haben. Darin waren sie auch sehr erfolgreich. Das hat die

Bürger der Länder eifersüchtig und wütend gemacht. Als die Pest ausbrach, nahmen dies viele Leute als willkommenen Anlass, die Schuld daran den Juden in die Schuhe zu schieben.“

Die Mutter seufzte tief: „Bereits Anfang 1348 kam das Gerücht auf, dass die Juden Gift in Quellen und Brunnen träufeln und deshalb die Pest ausgebrochen sei. Das war eine pure Lüge. In Savoyen wurden jüdische Angeklagte gezwungen, solche Vergehen zuzugeben, indem sie gefoltert wurden.“

„Was, sie haben zugegeben, dass sie Gift in die Brunnen getan haben, obwohl das gar nicht stimmte? Weshalb denn?“

„Ja, weisst du, wenn einem so starke Schmerzen zugefügt werden, dass man nur noch sterben möchte, dann lässt man sich manchmal dazu verleiten, Dinge zu sagen, die gar nicht wahr sind, nur damit diese Qual aufhört.“

„Und dann, Mama?“

„Tja ... das Volk nahm dies zum Anlass, die Juden zu vertreiben oder zu töten, vor allem im Elsass und entlang des Rheins. Damit waren sie dann auch gleich ihre Schulden los. Aber, komm, lass uns von etwas anderem reden!“

Sie schaute in das schmale Gesicht ihrer kleinen Tochter: „Anneli, weisst du noch, dass dein Name ‚Gnade‘ bedeutet? Vergiss es nie, ganz gleich, was auch immer passiert! Gott ist immer voller Gnade dir gegenüber. Gell, wir wollen tapfer sein!“

Fast beschwörend flüsterte die Frau in den abgetragenen Kleidern diese Worte dem Kind ins Ohr, als ob sie spürte, welche Not der heutige Tag über die kleine Gruppe der fliehenden Juden bringen würde.

Seit Wochen waren sie unterwegs, beständig auf der Flucht vor den habsburgischen Soldaten, die nur im Sinn hatten, sie zu töten und ihre Kinder als Sklaven an die Klöster zu verkaufen.

Erbarmungslos wurden sie gejagt, und nur dank der klugen Führung ihres Mannes gelang es der kleinen Gruppe, immer wieder ihren Verfolgern zu entkommen.

Vor einer Woche hatten sie sich als Familie getrennt. Die älteren Geschwister waren mit Onkel Henoch zu Verwandten gegangen, um sie zu warnen. Anneli und ihr Bruder Daniel aber durften bei den Eltern bleiben. Kleinere Gruppen hätten die bessere Aussicht, nicht entdeckt zu werden, meinte ihr Vater. Schweren Herzens hatten sie sich verabschiedet. Nur für kurze Zeit. Onkel Henoch würde mit den anderen später wieder zu ihnen stossen.

Die Mutter hauchte ihren warmen Atem kräftig in die klammen Kinderhände, um sie wenigstens ein bisschen zu erwärmen.

„Komm jetzt!“ Die siebenjährige Anneli kroch unter der feuchten Decke und den Zweigen hervor, welche ihr in dieser Nacht wenig Schutz und Wärme gegeben hatten.

Zitternd erhob sie sich und rieb ihre Hände aneinander. „Ah, ist das kalt!“

Es war noch dunkel, nur das fahle Licht des Mondes erhellte die kleine Lichtung, auf der die Flüchtenden diese Nacht verbracht hatten. Überall schälten sich Erwachsene und Kinder aus ihren schmutzigen Decken heraus. Beim Feuer, das nur noch schwach glomm, sammelte sich die verfolgte Schar. Die Gruppe bestand aus zehn Männern, sieben Frauen und drei Kindern.

Annelis Mutter goss jedem warmes Wasser in seine Tonschale. Der Vater, Johannes, brachte Anneli und ihrem kleinen Bruder Daniel ein Stück hartes Brot, das in den Kindern eher schmerzhaft das Bewusstsein des nagenden Hungers weckte, als dass es ihn zu stillen vermochte. Die Geschwister traten von einem Fuss auf den anderen, um die Kälte zu vertreiben.

Voller Mitleid trat Anneli nahe zu Daniel, umarmte ihn und rieb mit ihrer Hand seinen Rücken. Seit er auf der Welt war, kümmerte sich Anneli wie ein kleines Mütterlein um ihren jüngeren Bruder. Auch jetzt hatte sie die Tränen in seinen Augen sofort bemerkt und versuchte alles, um ihn irgendwie zu wärmen und zu trösten.

„Nicht mehr lange, dann geht die Sonne auf und es wird wieder schön warm“, versuchte sie Daniel aufzumuntern. „Heute finden wir bestimmt wieder Buchenblätter, die isst du doch so gerne.“ Der Kleine nickte tapfer und schmiegte sich innig an seine Schwester. Aufmerksam beobachtete Anneli die Männer, welche zusammenstanden, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Ihr Blick blieb an dem geliebten Antlitz des Vaters hängen, der an diesem Tag noch sorgenvoller aussah als sonst. Nicht verwunderlich, hatte er doch als Führer dieser kleinen Gruppe die Hauptlast zu tragen. Eine falsche Entscheidung konnte sie alle das Leben kosten. *Er sieht aus wie Mose, ja, gewiss, etwa so muss Mose ausgesehen haben*, dachte das Mädchen.

Nie würde sie die spannenden Geschichten vergessen, welche ihr die Eltern immer wieder aus der Thora erzählt hatten. Oft waren die Israeliten verfolgt worden, und noch immer hatte Gott sie aus den ausweglosesten Lagen gerettet. Wie damals, als Moses mit dem Volk vor dem Meer stand und hinter ihnen die Ägypter herandonnerten. „ER wird auch uns retten“, flüsterte sie ihrem kleinen Bruder zu. „Ganz gewiss!“

Ihre Worte tönnten zwar zuversichtlich, dennoch konnten sie die Angst, welche ihr Herz immer wieder umklammerte, nicht ganz vertreiben.

Etwas ist anders heute, dachte Anneli. Der nieselnnde Regen, der eingesetzt hatte, konnte nicht der alleinige Grund sein. *Nein, heute ist es anders als sonst, wie ... wie wenn drohendes Unheil in der Luft liegen würde*. Ein kurzer Stoss in ihre Seite liess sie aus den grüblerischen Gedanken auffahren.

„Du Schelm!“ Sie schaute in zwei lustig funkelnde Augen, die sie aus einem spitzbübischen Knabengesicht anblitzten. „Schläfst du jetzt schon im Stehen?“, neckte sie der zwölfjährige Noah, dessen braunes Haar wie immer wirr nach allen Seiten von seinem Kopf abstand. „Nein, aber sag mir, weshalb machen sich die Männer Sorgen? Was ist passiert?“

„Bis jetzt noch nichts, aber heute in der Nacht ist Joseph von seinem Erkundungsgang zurückgekehrt und sagte, dass uns die Habsburger auf den Fersen seien. Jemand muss uns verraten haben. Aber – so schnell kriegen die uns nicht!“ Entschlossen ballte der Junge seine Hände. „Wir werden kämpfen!“

Bewundernd schaute Anneli zu ihrem Spielkameraden auf. „Du hast immer so viel Mut!“, flüsterte sie. *Ich aber bin immer so ängstlich.* Dies sprach sie natürlich nicht aus; Noah hätte sie womöglich noch ausgelacht.

Nein, sie wollte tapfer sein wie er und all die mutigen Männer, die sich jetzt wieder zu ihren Frauen und Familien begaben. Sie hatte es dem Vater versprochen.

Wie jeden Morgen versammelten sie sich vor dem Abmarsch zum Gebet:

„Unser Gott, die Seele, die Du uns gegeben hast, ist rein. Du hast sie geschaffen, Du hast sie gebildet, Du hast sie mir eingeflüsst und Du bewahrst sie in mir. Du wirst sie einmal von mir nehmen und sie mir wiedergeben in einer kommenden Zeit. Alle Zeit, da in mir Seele ist, preise ich Dich. Unser Befreier, unser Erlöser, seit Ewigkeiten ist Dein Name; kein Gott ausser Dir. Von Urzeit an warst Du die Hilfe unserer Ahnen, Schutz und Schild ihren Kindern nach ihnen von Geschlecht zu Geschlecht. In ewiger Höhe ist Dein Sitz, und Dein Gericht und Dein Recht reichen bis an die Enden der Welt. Wer ist wie Du unter den Mächtigen, Ewiger, wer ist wie Du, in Heiligkeit herrlich, furchtbar im Ruhm und Wunder wirkend! Du Felsen Jisrael, komm Jisrael zu Hilfe und erlöse, wie Du versprochen hast, Juda und Jisrael. Der Ewige herrscht in alle Ewigkeit! Schma Jisrael.“

Leise fügten die anderen hinzu: „Gepriesen sei der Name, der Ruhm Seines Königtums bis in alle Ewigkeit.“

Schnell schulterte jeder sein kleines Bündel. Viel hatten sie nicht dabei. Sie mussten ja vorwärts kommen, und kein Ballast durfte sie auf ihrer Flucht behindern. Anneli griff nach der starken

Hand ihres Vaters und lächelte ihm tapfer ins Gesicht. Seine Finger streichelten über die langen Haare seines Töchterchens.

„Los geht's!“ Er hob den dreijährigen Daniel auf seine Schulter und schritt entschlossen voran. Man hörte nicht viele Worte, während das Grüppchen den steilen Bergpfad hinaufstapfte, der sie über den höher gelegenen Gebirgszug aus dem Elsass in die Täler des Franche-Comté führen sollte. Ihr Ziel waren die Ländereien südlich von Frankreich, wo die Juden unter der Schirmherrschaft des Königs Peter IV. von Aragon in Frieden leben konnten.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne drangen durch die immer spärlicher werdenden Bäume und gaben den Blick auf eine sanft abfallende Wiese frei. Die letzten Tautropfen an den Gräsern glitzerten in der Sonne vor den Augen der noch immer durchfrorenen Flüchtlingsschar.

Anneli stupste ihren Bruder und lächelte ihn an. „Siehst du die Sonne, wie ich gesagt habe.“ Kaum hatte sie dies ausgesprochen, wurde sie schon unterbrochen.

„Halt! Das ist gefährlich! Bleibt im Schutz der Bäume!“, befahl der Vater.

Obwohl weit und breit keine Menschenseele zu sehen war, verschwanden zwei der Männer lautlos, um die Gegend auszukundschaften, während die anderen eine kurze Rast halten durften. Anneli hätte es viel lieber gehabt, wenn sie weitergelaufen wären. Beim Laufen war ihr viel wärmer.

Wieder blieb ihr Blick am Antlitz des Familienoberhauptes hängen. „Papa“, sagte sie und drückte liebevoll seine grosse Hand. Er erwiderte ihren Händedruck und lächelte ihr zu.

Schon waren die Kundschafter zurück: „Niemand zu sehen, alles ruhig“, lautete ihr Bericht. „Zu ruhig!“, brummte der Vater besorgt. „Wir gehen noch ein Stück am Waldrand entlang und überqueren dann die Wiese. Bleibt beieinander! Wenn wir angegriffen werden, rennen wir in verschiedenen Richtungen auseinander, dass sie nicht alle kriegen. Gott schütze euch!“

Anneli hatte während der ganzen Zeit die Hand des Vaters nicht losgelassen und schritt mutig und aufmerksam neben ihm über den dicht bewachsenen Waldboden. Auf einmal stand Noah neben ihr und stupste sie: „Wenn wir die Wiese überqueren, machen wir ein Wettrennen! Mal sehen, wer gewinnt!“

Sein Lächeln und das Zwinkern in seinen Augen konnten die Anspannung, die in seinem Gesicht stand, nicht ganz überdecken. „Ja, ja“, gab Anneli zurück. Ihr war gar nicht nach Wettrennen zumute. Die Sonnenstrahlen vergoldeten immer mehr die ganze Landschaft und da alles ruhig blieb, wich die Anspannung ein wenig von der Gruppe.

„So, jetzt gehen wir rüber!“, ertönte die Anweisung von Johannes. Vorsichtig traten die Ersten aus dem Schatten der Bäume und begaben sich auf den leicht abfallenden Wiesenabschnitt, der vor ihnen lag. Anneli musste aufpassen, dass sie in dem glitschigen Gras nicht ausrutschte.

„Los!“, rief Noah leise und rannte an Anneli vorbei. Das Mädchen wollte die Hand ihres Vaters loslassen und ihm hinterherlaufen, doch sein starker Griff hielt sie fest. „Was ist das?“ Mit schreckgeweiteten Augen sah das Mädchen auf die habsburgischen Soldaten, die mit angespanntem Bogen aus dem Dickicht des gegenüberliegenden Waldes traten und ihre Pfeile losschnellen liessen. „Nein!“ „Zurück!“, schrie Johannes, doch Noah sank schon tödlich getroffen ins Gras. „Noah! Nein!“ Anneli hörte ihren eigenen, gellenden Schrei wie von ferne. Alles schien so unwirklich zu sein ...

Dann merkte sie, wie der Vater sie packte und zurückriss. Nur weg von den todbringenden Pfeilen! Wo immer die in Panik geratenen Juden sich aber auch hinwenden wollten, ihre entsetzten Augen starrten jedes Mal nur in die Verderben bringenden Waffen der habsburgischen Schergen. Sie waren umzingelt!

Vor lauter Entsetzen konnte Anneli nicht einmal mehr schreien. Alles war völlig aussichtslos! Es gab keinen einzigen Fluchtweg mehr für die leidgeprüfte Schar.

Anneli wurde zu Boden geworfen und spürte, wie der Vater sich schützend über sie und Daniel warf.

Mama, Mama, wo ist Mama? Hart wurde ihr Gesicht ins nasse Gras gepresst und das Gewicht, welches auf ihr lastete, raubte ihr fast den Atem. Sie roch das nasse Gras, spürte die kalte Erde und obwohl sie die Augen öffnete, war es dunkel ...

Dann verhallten die letzten Schreie. *Sind jetzt alle tot? Nein, Papa lebt noch, er atmet!* Auf einmal hob sich das Gewicht, es wurde hell und im gleichen Augenblick riss jemand Anneli an den Haaren hoch. „Haben wir euch, ihr dreckigen Juden! Ihr dachtet doch nicht etwa, dass ihr uns entwischen könnt, oder?!“ Die höhnische Stimme des habsburgischen Kriegsknechtes liess das Mädchen zusammenzucken. Schnell waren die wenigen Überlebenden gefesselt und zusammengetrieben.

Mama! Da ist sie ja! Trotz der misslichen Lage durchströmte Anneli sanfte Freude, als sie die Mutter sah. Obwohl sie vor Angst zitterte und aus dem Mund blutete, schenkte die Frau ihrem Töchterchen ein beruhigendes Lächeln. Reden durften sie nicht. Die Habsburger standen kurz zusammen und ihr hämisches Grinsen verriet, dass sie sich einig geworden waren, was mit den Gefangenen geschehen sollte.

Daniel wurde trotz Gegenwehr und heftigem Geschrei von der Mutter weggerissen. Ihr letzter Ruf: „Bleib tapfer! Gott segne dich!“, brachte ihr einen furchtbaren Schlag mitten ins Gesicht ein. Da konnte auch Anneli nicht mehr schweigen. „Nein!“, rief sie laut, riss sich los und wollte zur Mutter rennen. Doch ihr Bewacher war viel stärker und schneller als sie. „Hiergeblieben, du kleine Kröte!“ Und schon war sie wieder in seinem eisernen Griff, dem sie nicht noch einmal entwischen konnte.

Vor Wut und Hilflosigkeit traten Anneli die Tränen in die Augen. Die Verzweiflung schnürte ihr fast die Luft ab. Die übrig gebliebenen Erwachsenen mussten sich einer nach dem anderen mit auf den Rücken gefesselten Händen niederknien und die

Köpfe neigen. Die Augen des Vaters waren während der ganzen Zeit unverwandt auf seine Tochter gerichtet, die ihm gegenüber stand. Sie blickte tränenüberströmt in sein geliebtes Gesicht.

Träumte sie, oder hatten seine Lippen ein letztes Mal ihren Namen geformt? „ANNA, Gnade!“ Dann schaute er zum Himmel hinauf. Ein Habsburger drückte ihn auf die Knie.

Weshalb müssen sie knien? Was wollen die Habsburger mit ihnen bloss machen?, fragte sich Anneli. Auch die Mutter kniete jetzt und wartete auf das Unausweichliche. Zwei Habsburgerkrieger zückten ihre Schwerter ... und was dann kam, konnte das kleine Mädchen ihr Leben lang nie mehr vergessen.

Hunderte Male erwachte sie schreiend und schweissgebadet in der Nacht, weil sich diese schaurige Szene wieder und wieder vor ihrem inneren Auge abspielte und sie die abgeschlagenen Köpfe der Eltern ins Gras rollen sah ...

Jetzt aber hörte sie nur den eigenen, nicht enden wollenden Schrei in ihren Ohren gellen: „Neiiiiin! Neiiiiin!!!“

Die Hand des Soldaten versuchte ihr den Mund zuzuhalten, aber erst drei harte Schläge in das Gesicht des Mädchens, die sie ins Gras taumeln liessen, verwandelten die gellenden Schreie in ein verzweifertes Schluchzen: „Papa, Papa! Mama, Mama!“

„Ratte!“, zischte der Habsburger. Er packte das hilflose Geschöpf, band Anneli den Mund zu und fesselte ihre Hände hinter dem Rücken.

Ein unablässiges Schluchzen liess die schmalen Schultern des Mädchens erbeben.

„Die verkaufen wir dem Abt! Das gibt 'ne prima Sklavin“, höhnte ihr Peiniger. Dann wurde sie am Arm gepackt und weggezogen. Willenlos liess sie alles mit sich geschehen. In ihrem Innern war alles wie tot – erstorben.

Anneli wurde auf einen Pferdewagen gehoben und jemand warf eine Decke über sie.

Wenn ich doch nur auch tot wäre! Was machen sie jetzt mit mir? Was ist überhaupt ein Abt? Oh, und Noah ... Papa, Mama, Daniel und all die anderen. Ich halte das alles gar nicht aus. Gott, wo bist Du? Weshalb musste das geschehen? Gnade? Ich möchte nur weit, weit weg zu ... Unter heftigem Schluchzen, das ihren Körper schüttelte, fiel sie in einen unruhigen Schlaf, der die geplagte Seele Annelis wenigstens für kurze Zeit alles vergessen liess.

Was ... wo bin ich? Jedes Glied schien zu schmerzen. „Aua!“ Doch verglichen mit dem Schmerz über den Verlust ihrer Eltern, von Daniel, Noah und den anderen, der sich wieder unablässig in das Bewusstsein von Anneli bohrte, war das Ungemach der Fesseln und der unbequemen Lage klein.

„Ach, lass das Mädchen doch. Nimm ihr wenigstens die Stricke an den Händen weg. Ausserdem überlebt sie die Fahrt sowieso nicht, wenn du ihr nicht bald etwas zu trinken und zu essen gibst“, hörte Anneli einen der Habsburger brummen.

„Was ist denn mit dir passiert? Woher dieser plötzliche Barmherzigkeitswahn? Die stirbt schon nicht, aber du darfst dich gerne um das arme Geschöpflein kümmern! Ich will nur das Geld! Aber pass auf, dass dir die kleine Ratte nicht den Finger abbeisst! Ha, ha, ha ...“, gab ein anderer höhnisch zur Antwort.

Diese Stimme kannte Anneli: *Der hat mich gefangen genommen!*

Ein Ruck am Wagen zeigte ihr, dass jemand aufgesprungen war. Das Mädchen duckte sich unter der modrigen Decke noch mehr zusammen und machte sich ganz klein, wie wenn sie meinte, dass man sie dadurch nicht sehen könnte. *Werden sie mich jetzt schlagen oder mir auch den Kopf abhauen wie ...* Bei diesem Gedanken kamen ihr die Tränen. Schon wieder stand ihr die schauerliche Szene vom vorherigen Tag vor Augen. *Papa, Mama!*

„He, Kleine, aufwachen.“ Der Mann zog die Decke von dem zusammengekauerten Mädchen weg. Er stellte eine Schale mit Wasser neben das Mädchen, löste ihre Fesseln an den Händen und befreite sie von dem Tuch, das um ihren Mund gebunden war.

„Hier, trink jetzt!“ Gehorsam setzte sich Anneli auf und ergriff das Gefäss mit Wasser, um ihren brennenden Durst zu stillen. „Hunger?“ Anneli schüttelte nur still den Kopf und drehte sich zur Seite, um ihre Tränen zu verbergen.

„Ja, ja, ich verstehe das! Aber da kann man jetzt halt nichts mehr dran ändern. Ähm ... wir sind nicht alle so schlecht, wie du denkst. Vielleicht wird's auch gar nicht so schlimm für dich.“ Sein Tröstungsversuch klang unbeholfen.

Bei diesen Worten konnte Anneli ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Wieder liess der Schmerz und das Schluchzen die schmalen Schultern des Kindes erbeben.

Nicht so schlecht, nicht so schlecht? Ihr habt meine Eltern getötet!! Ich hasse euch, ich hasse dich, du ekelhafter, greulicher Mörder. Du Scheusal ...

Die Gedanken Annelis überstürzten sich und ein tiefer Hass gegen ihren Bewacher brach sich Bahn in ihrem Herzen.

Sie zitterte vor Erregung und bemerkte fast nicht, wie ihr die Hände wieder zusammengebunden wurden, aber dieses Mal vorne und nicht mehr hinter dem Rücken. Das Stück Brot, welches ihr der Soldat hingehalten hatte, lag unbeachtet in ihrem Schoss.

Sie würdigte ihn keines Blickes, während er seufzend vom Wagen sprang.

Die Sonne brach durch die Wolken und einige Strahlen drangen durch die löchrige Plane ins Wageninnere und wärmten das hungernde und frierende Kind.

Wald, immer noch Wald. Wo fahren wir hin? Zu wem bringen die mich? Kloster? Was ist das? Ach ja, da wohnen die Mönche, dachte Anneli.

„He, bind ihr die Augen zu! Wir machen hier keine Spazierfahrt mit Ausblick. Sie muss schliesslich nicht wissen, wo sie hinkommt“, hörte sie einen der Habsburger rufen.

Sofort sprang der dicke Mann, welcher ihr das Essen gebracht hatte, auf den Wagen und band ihr die Augen zu. „Tut mir leid, das muss halt sein. Übrigens, ich bin Alfred, und bis wir dort

sind, werde ich auf dich schauen. Keine Angst, ich tue dir nichts. Ich habe selber Kinder!“

Selber Kinder?, musste Anneli denken. *Nein, das kann nicht sein. Der lügt bestimmt! Wenn er wirklich ein Vater wäre, könnte er niemals anderen Kindern die eigenen Eltern wegnehmen. Er müsste doch wissen, wie unendlich das schmerzt. Nein, der ist genau gleich wie die anderen ... Vielleicht tut er nur so freundlich, weil ihn sein Gewissen jetzt plagt.*

Die Glieder schmerzten immer noch, und bei jedem Ruck rieben die rauen Stricke an der zarten Kinderhaut. Anneli bewegte immer wieder die Zehen auf und ab, damit ihre kleinen Füße nicht einschliefen.

Gibt es keine Möglichkeit zur Flucht? Heftig riss sie an ihren Fesseln, doch diese lockerten sich in keinsten Weise, sondern schnitten nur noch tiefer in ihre Handgelenke ein. *Nein, das nützt nichts, aber vielleicht kriege ich die Füße irgendwie frei.*

Sie bewegte heftig und ruckartig ihre Beine, aber alle Verrenkungen und Anstrengungen waren vergeblich und vermehrten nur die Schmerzen an den Sprunggelenken. Entmutigt gab sie auf. Ihr ohnehin schon schwacher Widerstand war im Nu gebrochen und wieder breitete sich diese lähmende Ohnmacht in ihr aus, die sie völlig verzweifeln liess.

Es gab niemanden, der wusste, wo sie war und wie sie sich fühlte. Keinen, der sie befreien würde, keinen der sie liebte! Keinen? – Gott? – Ja, wo war Er denn?

Auf einmal wurde Anneli bewusst, dass sie gar nie richtig mit diesem grossen Gott geredet hatte. Ja, natürlich hatten sie immer vor dem Essen ihre Dankgebete gesprochen oder beim Passah die vorgeschriebenen Psalmverse gelesen und gebetet. Auch um Schutz riefen sie diesen Gott immer wieder an, aber *ob Er jetzt, gerade jetzt mich sieht und weiss, wie es mir geht?*, fragte sie sich. *Mama, liebe Mama, du hast doch immer gesagt, Gott liebt mich. Weshalb seid ihr aber jetzt alle tot und ich liege hier so völlig alleine, gefesselt, verzweifelt und ach ...*

Sie konnte nicht mehr. Lautes Schluchzen drang aus ihrem Mund und sie konnte die verzweifelten Schreie „Nein, nein, nein!“ nicht mehr zurückhalten.

„Schnauze, sonst bind ich dir den Mund auch noch zu!“, fuhr der Fuhrmann über die Schulter gewandt das Mädchen an.

Was hat der Vater immer gesagt? – „Anneli, wir können oft nicht verstehen, was Gott tut und weshalb Er gewisse Dinge zulässt, aber eines wollen wir nie vergessen: ER meint es immer gut mit uns! ER liebt die Menschen und besonders uns, die Juden, Sein Volk!“

„Ja, Papa“, flüsterte sie. „Ich möchte es auch nie vergessen, aber es ist so schwer, das zu glauben.“

Immer wieder sah sie Noah ins Gras sinken. Er war ihr mehr als ein Gefährte gewesen. Er war wie ihr grosser Bruder, ein ganz spezieller Freund, dem sie viele ihrer Geheimnisse anvertraut hatte. Ein tiefes Heimweh und ein ebenso tiefes Gefühl der Verlassenheit durchflutete das Herz des kleinen Mädchens. Dies würde jahrelang ihr täglicher Begleiter sein.

Mit einem tiefen Seufzer liess sie ihren Kopf hängen und versuchte einmal mehr ihre Stellung zu verändern, damit es erträglicher für sie wäre. Dabei stiessen ihre Hände an das Stücklein Brot, das immer noch in ihrem Schoss lag. Sollte sie ...? Nein, von diesen Mördern wollte sie kein Essen annehmen.

Das laute, eintönige Knarren des Wagens rieb an ihren Nerven und im Takt der Räder konnte sie nur noch eines denken: *Vater, Vater, Vater ...*

Plötzlich schien ihr, es würde ein wenig heller und wärmer. Die Pferde begannen zu traben und an der Neigung des Wagens erkannte sie, dass es jetzt abwärts ging. Die Tiere wurden wieder langsamer und das „Brrrrrr“ des Fuhrmanns brachte sie ganz zum Stehen.

Behände sprang der Kutscher vom knarrenden Wagen, band die Pferde los und liess sie frei grasen. „Die laufen schon nicht davon“, meinte er.

Anneli hörte, wie die Krieger Holz zusammentrugen und ein Feuer entzündeten. Hmm, das roch gut und vertrieb den stickigen Geruch, der sich im Innern des Wagens ausgebreitet hatte. Kurze Zeit später kletterte Alfred schnaufend mit einer Schüssel zu ihr hinauf. Sein Blick fiel auf die Brotkante in ihrem Schoss. „He, du hast ja noch gar nichts gegessen! Komm, ich lös dir die Fesseln und dann nimmst du von der Suppe.“

Anneli schüttelte entschieden den Kopf! Nein, sie wollte nicht essen!

„Komm, Kleine, du hast doch sicher Hunger. Dein Widerstand nützt doch nichts“, versuchte er sie zu locken.

Diesmal schüttelte sie nicht nur den Kopf, sondern schleuderte ihm ein heftiges „Nein“ ins Gesicht.

„Dann, ja, dann geh ich halt. In zwei bis drei Stunden sind wir eh da und bis dann hast auch du sicher Hunger und gibst nach!“

Alfred war froh, dass dem Mädchen die Augen verbunden waren und er die verzweifelten, vom Weinen geröteten Augen des Kindes nicht mehr ansehen musste. Ihm schien, als könne er ihren Anblick nicht noch einmal ertragen. Auch er, der harte Habsburger, fühlte sich hilflos in dieser Situation und zum ersten Mal fragte er sich, ob all die Grausamkeiten nicht doch ein völlig verkehrter Weg seien.

„Ich kann ja doch nichts machen“, brummte er, während er vom Wagen stieg. Anneli atmete auf, als er weg war. Jede Begegnung mit diesen Männern schürte ihren Hass auf sie nur noch mehr. Doch schon wieder knarrte der Wagen und erneut ertönte Alfreds Stimme: „Muss noch die Fesseln kontrollieren“, murmelte er, während seine Hände prüfend die Stricke abtasteten, die Anneli gefangen hielten. Als er wegging, merkte sie, dass ihre Fesseln jetzt ein wenig gelockert waren und nicht mehr so schmerzten. *Wieso tut er das?*, fragte sie sich.

Die Rast war schnell vorbei und schon ertönte der Befehl zum Abmarsch. Die Pferde schritten weit ausholend durch die sonnen-

beschiedenen Ährenfelder, die sich im Winde leicht hin und her wiegten. Anneli wusste nicht mehr, wie sie sitzen sollte. Alle Glieder schmerzten und die Hitze wurde immer unerträglicher. Plötzlich veränderte sich der Klang der Hufe und das Mädchen merkte, dass die Pferde jetzt über Pflastersteine schritten.

„Halt!“ Der Kutscher zog an den Zügeln und der Wagen stand. „So, runter mit dir, wir sind da.“ Irgendjemand hob das Kind vom Wagen und legte es auf die warmen Pflastersteine. „Du kannst ihr jetzt die Fesseln lösen, auch die an den Augen, sie soll doch sehen, wie ihr neues Zuhause aussieht“, hörte sie einen der Kriegsknechte sagen.

Alfred löste ihr die Fesseln und band den schmutzigen Lappen los, der um ihren Kopf gebunden war.

Anneli war von der Sonne so geblendet, dass sie zuerst fast nichts sehen konnte. Was sie aber dann erblickte, jagte ihr Furcht und Schrecken ein: Riesengrosse, wuchtige Mauern umgaben einen kleinen Garten und ein Haus, das mächtig zum Himmel ragte. Da, ein Turm, gebaut aus ebenso wuchtigen Steinen wie das Haus und die Mauern!

Anneli hatte nicht lange Zeit zum Schauen. „Los, steh auf!“, befahl eine raue Stimme. Sie konnte fast nicht mehr stehen. Doch kaum hatte sie sich taumelnd vom Boden erhoben, packte sie eine kräftige Hand hart am Nacken. „He, ein hübsches Ding. Schade, dass sie so jung ist, sonst würden wir sie selber behalten, hä!“ Anneli hätte sich am liebsten im Boden verkrochen, als sie all die rauen Männerstimmen der Soldaten hämisch lachen hörte und die gierigen Blicke bemerkte, die auf sie gerichtet waren.

Nein, dann doch lieber hier bleiben, das war auf jeden Fall besser. Ihr Blick fiel auf Alfred, der ganz in der Nähe stand. Sie schaute in seine Augen, die Augen dieses Söldners, der ihr als Einziger ein wenig Freundlichkeit entgegengebracht hatte. Steif stand er da. Sein väterliches Gesicht stand in krassem Gegensatz zu der kalten Kriegerrüstung, die er trug. Alfred sah Annelis ängstliches Antlitz.

Ihre grossen, traurigen Augen berührten etwas in seinem tiefsten Innern. Das Mädchen erinnerte ihn an seine Tochter, die vor einigen Jahren am Fieber gestorben war; ihre langen, braunen Haare, der zierliche Mund, der sich gewiss sonst zu einem lieblichen Lächeln formte. Wie seine kleine Brunhild! Doch er konnte sie nicht einfach mit zu sich nehmen – schon gar nicht ein Judenkind.

Alfred trat zu ihr hin: „Mach’s gut“, flüsterte er zum Abschied leise in ihr Ohr. Anneli war froh, dass er wegging. Sein Mitleid war ihr noch unangenehmer als die Härte der anderen Habsburger.

„Hier, ich hab was für euch. Passt gut auf sie auf. Die Kleine ist bissig. Wir haben sie im Wald gefunden, sie hat sich verlaufen.“ Ein Soldat hielt Anneli am Genick fest und schob sie auf die neugierig herbeigelaufenen Nonnen zu.

„Nein!“ wehrte sich Anneli, „das stimmt gar nicht, sie haben ...“ Weiter kam sie nicht. Eine Hand legte sich hart auf ihren Mund und der Druck am Nacken nahm schmerzhaft zu.

„Eben, ich sagte ja, sie ist bissig, und essen wollte sie bis jetzt auch nichts, aber für gewöhnlich wisst ihr ja, wie man damit umgeht. Anna heisst sie.“

Er stiess das Mädchen der Frau entgegen. Diese hielt Anneli sofort mit hartem Griff am Handgelenk fest. „So, so, nicht essen. Da wollen wir doch mal sehen ... Du darfst jetzt gleich mit mir kommen, du kleines Früchtchen!“ Die Kälte ihrer Stimme liess das Mädchen zusammenfahren. Sofort spürte sie, dass sie auch hier nicht viel Freundlichkeit erfahren würde. Wegrennen? Nein, zwecklos!

Die Frau war viel stärker als sie.

DER ALTE TELL



Das Dröhnen der eisenbeschlagenen Zellentür hallte noch sekundenlang in den weitläufigen Klosterkatakomben nach. Der Gefangene keuchte heftig. Er konnte nur noch seinen peitschenden Pulsschlag in den Ohren wahrnehmen. Die Schritte seines Kerkermeisters verloren sich irgendwo auf der Wendeltreppe in Richtung Tageslicht. Schreiend, mit allen Körperkräften eines drahtigen elfjährigen Bauernjungen, hatte er sich bis zuletzt zur Wehr gesetzt. Ein freiheitsliebendes Kämpferherz wie das seine konnte sich unter keinen Umständen schweigend in solch ein Schicksal fügen. Einen Rebellen wie ihn durfte niemand so wie ein Lamm zur Schlachtbank führen!

Die Atmung beruhigte sich allmählich. Sein linkes Handgelenk brannte noch vom eisernen Griff des Wächters. Alle Glieder fühlten sich wund und zerschlagen an. Arnold tastete sich auf allen Vieren voran. Der Boden seines stockfinsternen Verlieses war eiskalt und an den vier Seiten mit Stroh bedeckt. Seine Hände stiessen auf vermoderte Abfälle. Es stank nach Exkrementen, die nur mit ein wenig Stroh bedeckt in einer Ecke lagen.

Schliesslich setzte er sich auf einen Mauervorsprung neben der Tür. In seinen Schläfen pochte es immer noch halblaut.

Und nun begann sich ganz allmählich das beklemmende Bewusstsein der völligen Hilflosigkeit um seine Seele zu winden wie die kalten Arme eines Kraken – der Albtraum des bedin-

gungslosen Ausgeliefertseins an eine unheimliche, fremde Macht. Die Sehnsucht nach Schutz und Geborgenheit, nach der Wärme des wichtigsten Menschen in Noldis behüteter Kindheit stieg in ihm hoch, und die Gewissheit, dass diese Kindheit nun für immer verloren war.

Grossvater Walter Tell, Enkel des Mitbegründers der Schwyzer Eidgenossenschaft, war für seinen Lieblingsenkel immer der Inbegriff der Freiheit und des Lebens gewesen.

Ein lange unterdrücktes Schluchzen stieg nun in dem tapferen Jungen hoch, Tränen, die Noldi Winkelried in den letzten Wochen eisern zurückgehalten hatte. Während dieser Zeit hatte er sich mit den Freischärlern seines neuen Freundes Dany in den nahe gelegenen Bergtälern der Schwyz versteckt. Unbedingt wollte, ja musste er vor seinem gleichaltrigen Hauptmann und dessen halbwüchsigen Knabenschaftlern als mannhaft gelten. Und doch war die Last viel zu schwer, um sie allein zu tragen: das Wissen, dass er seinen Grossvater niemals wiedersehen würde.

Auch vor der fürsorglichen Vreni hatte er seine Verzweiflung und seine Trauer verborgen gehalten. Die Häscher der Inquisition hatten ihn heute zusammen mit ihrer zwanzigköpfigen Gruppe gottesfürchtiger Waldenser gefangen genommen. Die Frau, die schon so viele Schwerverletzte in ihrem Leben gepflegt hatte, nahm sich auch Noldis Wunden an.

Vrenis Mann und ihren Brüdern verdankte er seine Befreiung aus einem Hinterhalt habsburgischer Söldner, in den er mit Dany's Haufen vor zwei Tagen geraten war. All das war zu viel, viel zu viel für einen Elfjährigen.

Und nun brach es aus Noldi heraus: „Grossvater, Grooossvaaaaater!“

Der wochenlang zurückgehaltene Tränenstrom ergoss sich in Sturzbächen über seine kindlichen Wangen.

„Groo-oss-va-a-a-ter!“ Immer und immer wieder brach aus ihm der Name des innig geliebten alten Mannes hervor, den er vor sechs Wochen nicht aus den Händen seiner Mörder hatte retten können. Es waren dieselben Hände, in die Noldi später ohne die Hilfe von Vrenis Brüdern gefallen wäre. Unablässig stiegen jetzt Bilder unwirklich schöner Tage der Vergangenheit in ihm auf, wunderbare Tage, die er nie wieder erleben würde: der Hochsommer bei Grossvater auf den Almwiesen, die Geborgenheit der sternklaren Nächte an seiner Seite im Heu, die langen Gespräche und spannenden Geschichten von seinem über alles geliebten Herrn Jesus ...

Da, inmitten seiner tiefen Trauer, als Noldi an diesen Herrn denken musste, wandelte sich sein Verzweiflungsschmerz in ohnmächtige Wut: „Gott, wo warst Du, warum hast Du Grossvater nicht geholfen – warum – warum – warum ...?! Er hat Dich so lieb gehabt, und Du hast ihm nicht geholfen!“



„Grossvater, schau, dort drüben sind Papa und die Senner aus unserem Dorf und meine Freunde, der Heini und der Willi! Und die Kühe aus dem Stall sind dabei!“

„Ja“, antwortete der alte Tell gutmütig, den sein Enkel aufgeregt am Ärmel zupfte. „Ja, sie haben sicher beschlossen, den Alpaufzug eine Woche früher zu machen, weil Gott uns schon jetzt das Wetter dazu geschickt hat. Nach der langen, kalten Jahreszeit freuen sich jetzt alle auf den Sommer droben auf den Bergwiesen.“

„Und die Vreni und die Hanni sind auch dabei!“ Noldi hatte seine kleinen Schwestern schon seit zwei Wochen nicht mehr gesehen. Er hatte mit Walter Tell zum Landtag mitkommen dürfen, und war dann mit ihm noch zehn Tage in Luzern geblieben. Der

erste Ausflug in die Männerwelt, noch dazu mit dem berühmten Grossvater, war für den Elfjährigen die Erfüllung eines grossen Traums gewesen.

In diesem Jahr durften die Mädchen zum ersten Mal den Aufzug bis zur ersten Sennhütte mitmachen. Jetzt hatten sie Tell mit ihrem Bruder entdeckt und begannen heftig zu winken. „Kommt doch auch mit, kommt doch auch mit!“ Die beiden hüpfen vor Freude.

„Freilich“, rief Tell zurück, „wir haben auch einen Schinken mit, und Käse, und wenn ihr nicht so schnell lauft, kann euer Uri vielleicht mit euch mithalten!“, lachte der Grossvater.

Jetzt winkten und jubelten auch die Erwachsenen. In ihren leuchtenden Gesichtern und strahlenden Augen stand deutlich geschrieben, wie viel Liebe und Hochachtung sie für die Vaterfigur der ganzen Eidgenossenschaft mit dem silbernen Vollbart empfanden. Sie ahnten noch nicht, wie bald sich ihre Freude in Trauer verwandeln würde.

Aus einer Entfernung von zweihundert Schritten waren drei Augenpaare feindselig auf die fröhlich-friedliche Szene gerichtet. Die kleine Gruppe Habsburger Soldaten war fest entschlossen, den Alpaufzug zu verhindern.

Noldi und die lärmenden Kinder waren die ganze Zeit mit ihrer Wiedersehensfeier beschäftigt. Auch Tell tauschte mit den Sennern immer noch Neuigkeiten aus.

Niemand hatte die grimmig entschlossenen Zolleinnehmer wahrgenommen. Die drei Männer erhoben sich vom Wegrand und setzten sich in Bewegung.

„Huckepack, huckepack!“, bettelte Vreni ihren grossen Bruder an. Hanni hatte sich sogar in den Kopf gesetzt, es bis auf Grossvaters Schultern zu schaffen, denn Rudi, einer der Neffen des alten Tell, mahnte nun die Fortsetzung des Alpaufzugs an.

Es war alles andere als leicht, die jetzt gemächlich grasenden Kühe von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. Vom Greis bis zum kleinen Kind waren alle damit beschäftigt, die trägen Tiere von ihrer Lieblingsbeschäftigung wieder abzubringen.

Unbemerkt konnte sich die tödliche Gefahr bis auf dreissig Schritt der Gruppe nähern.

In dem Moment, als sich die Tiere wieder in Bewegung gesetzt hatten, stellten sich die drei Söldner in den Weg, und ihr Anführer rief aus: „Kehrt um, verschwindet, ihr Kuhmelker. Hier beginnt fremdes Eigentum!“

Sein aufgesetztes Imponiergehabe sollte wohl einschüchternd auf Walter und die Senner wirken, hatte aber das genaue Gegenteil zur Folge. Besonders der sonst recht gutmütige Rudi hegte einen schon lange schwelenden Groll in seinem Herzen. Die ungebetenen habsburgischen Gäste waren ihm zutiefst verhasst.

Nun sah er den Moment gekommen, seinem Zorn endlich Luft zu verschaffen: „Was fremdes Eigentum? Von Kind an gingen wir schon zusammen mit unseren Grossvätern auf diese Weiden!“

„Schnee von gestern! Die Weiden gehören jetzt dem Abt Johann. Kaiser Friedrich der Schöne hat sie dem Kloster geschenkt.“

Der Versuch des Anführers, Rudi zu Boden zu stossen, war für seine beiden Untergebenen das Signal zum Losschlagen. Mit zwei, drei mächtigen Knüppelhieben streckten sie zuerst den alten Walter zu Boden.

„Das ist für deinen Grossvater Wilhelm und den alten Gessler! Ersäufen sollte man dich!“

„Grossvater!“ Noldi stiess einen schrillen Angstschrei aus.

Sofort liess der Angriff auf die greise Symbolfigur ihrer nationalen Würde und Freiheit auch in den übrigen Sennern die Wut hochkochen. Wie auf ein Wort stürzten sich alle sechs auf die schwerbewaffneten Soldaten.

„Das ist unser Berg, das ist unser Land, zur Hölle mit euch Lumpenpack!“ Ein dichter Hagel von Faust- und Stockschlägen

liess in den verdutzten Männern gar nicht erst den Gedanken an das Ziehen einer Waffe aufkommen. Mit einer derart entschlossenen Gegenwehr hatten die Maulhelden nicht im Traum gerechnet.

Noldi, Hanni und Vreni beobachteten mit offenem Mund, wie ihre freundlichen, friedliebenden Nachbarn ohne jede Vorankündigung zu brüllenden, fluchenden Kriegern wurden. Augenblicke später waren die Gegner als flüchtige Feiglinge enttarnt.

„Grossvater! Grossvater!“

Mittlerweile war Tell zu Boden gesunken. Er stöhnte, an eine Kiefer gelehnt, mit schmerzverzerrtem Gesicht unverständliche Worte vor sich hin. Besorgt umringte ihn die ganze Gruppe.

„Ah, Unkraut verdirbt nicht“, keuchte er, als sein Enkel sich bekümmert über ihn beugte. „Wird schon wieder kommen. Geht nur schon mal weiter. Ich erhole mich hier einen Moment.“

„Aber ruft uns, wenn ihr Hilfe braucht! Wir müssen weiter, wir haben noch einen langen Weg vor uns.“ Rudi schien sich keine Gedanken mehr über die Söldner zu machen.

Während die anderen im Weiterziehen ihre Blicke wieder auf den Weg richteten, konnte sich Arnold noch nicht von seinem Grossvater lösen: „Ich bleib lieber bei dir, bis du weitergehen kannst!“

„Ach Noldi, mach dir doch um mich keine Sorgen! Geh ruhig mit den anderen – ich komm schon zurecht!“

„Aber was ist, wenn die Habsburger zurückkommen?“

„Ha, das sind doch nichts als Feiglinge, die sind längst über alle Berge!“

Immer noch klammerte sich Arnold an den alten Tell. Er spürte eine seltsame innere Unruhe, als er sich zum Gehen wandte. Die Gruppe aus seinem Dorf war bereits ausser Sichtweite. Trotzdem setzte er nur zögerlich einen Fuss vor den anderen. Als er um den Felsen bog, an dem vorher die Söldner Posten bezogen

hatten, konnte er Hanni, Vreni und seine Freunde gerade noch zwischen einigen Kiefern verschwinden sehen.

Nach diesem Wäldchen mussten sich die Senner rechts halten, um zur Oberjoch-Alp zu gelangen. Dort an der Tränke wollten sie sich zur ersten Rast niederlassen und auf ihre beiden Nachzügler warten.

Inzwischen hatten sich die Söldner hinter einer Gruppe niedriger Kiefern in Sicherheit gebracht und beobachteten das Geschehen aus einiger Entfernung.

„Sag mal, das ist doch der, dessen Grossvater den Gessler erschossen hat?“

„Du hast Recht – aber eine Armbrust, die sehe ich nicht!“

Auch der dritte habsburgische Kriegsknecht beteiligte sich am Gespräch. Seine schwierige Faust schloss sich um den Schaft der Lanze. „Kommt, wir werden ihnen schon zeigen, wer auf dieser Seite des Berges das Sagen hat!“

Noldi wollte den Sennern folgen und wandte sich schon zum Gehen. Er blickte noch ein letztes Mal in Richtung Tal.

„Lumpengesindel!“

„Halt still, alter Mann!“ Der Wind stand günstig, und so konnte er die Stimme des Grossvaters deutlich unterscheiden. Die Zöllner waren also doch zurückgekehrt und hatten sich von hinten an Tell herangeschlichen.

„Grossvater, Grossvater!“ Flink wie eine junge Gams jagte Noldi talwärts. Die Habsburger konnten ihr Opfer in Sekundenschnelle knebeln und mit bereitgehaltenen Riemen fesseln. Sie hatten den Platz des Überfalls längst mit Tell auf den Schultern verlassen, als sein Enkel schwer atmend eintraf.

„Grossvater, Grossvater!“

Das Echo gellte von der Felswand auf der anderen Seite des Tals zurück. Der Weg, den die Senner heraufgekommen waren, lag offen vor Noldis Blicken, doch die Männer schienen wie vom

Erdboden verschluckt. Nur die letzte der vier Serpentinaen, dreihundert Schritte vor der verlassenen Burgruine, war von einer lang gestreckten Holunderhecke verdeckt. Dahinter konnte er das Wasser des Burggrabens in der Sonne glitzern sehen.

Ein grausamer Verdacht keimte in dem Jungen auf. Der Hang war kaum noch abschüssig, und die Männer konnten es mit ihrem Gefangenen auf der direkten Linie schon bis zu dem Gebüsch geschafft haben, wenn sie sich beeilten.

„Ersäufen sollte man dich!“, hatte einer von ihnen geschrien, als er den alten Mann zu Boden knüppelte ...

„Grossvater!“

Arnold schien den Abhang hinunterzufliegen. Und tatsächlich, als er in weniger als einer Minute die ersten Sträucher fast erreicht hatte, sah er die Söldner mit ihrer lebenden Last auf den Bootssteg zuhasten. Immer verzweifelter rief er nach seinem Grossvater.

Wie von Sinnen vor Angst schlug sich Arnold durch hohes Schilf, um auf direktestem Weg an das Ufer zu kommen. Die drei Männer waren schon dabei, den tödlichen Vorschlag ihres Rädelsführers in die Tat umzusetzen. Sie hatten Tell wie einen Sack mit Kohlen in die alte Barke am Ufer geworfen und ruderten auf die tiefste Stelle zu, an der sich der Burggraben zu einem kleinen Teich erweiterte.

„Grossvaaaaa...ter!“ – Die Stimme überschlug sich jetzt, als zwei der drei Halunken den immer noch gefesselten Tell liegend auf den Bootsrand wuchteten. Die Männer konnten den Jungen schreien hören, doch das kümmerte sie nicht im Geringsten.

Niemals würde Arnold diesen letzten unsäglich traurigen Blick und das stumme Kopfschütteln seines Grossvaters vergessen, als wollte er ihm sagen: „Es tut mir so leid, mein lieber Noldi, dass du das mit ansehen musst ...“

Wie von Sinnen hetzte der Enkel davon, als Tell über den Bootsrand ins Wasser gestossen worden war. Mit einem kurzen,

hasserfüllten Blick zurück hob er die Faust: „Bei meinem Blute schwöre ich: An euch werde ich Rache nehmen und nicht ruhen, bis ich euch in eurem Blut zappeln sehe!“

Auf dem Rückweg, hinter einer Holunderhecke, prallte er mit einem gross gewachsenen Mann zusammen. Pater Waldes hielt ihn an beiden Unterarmen fest und fragte unerwartet freundlich:

„Wohin so schnell, mein Sohn?“

„Weg mit dir, du Teufel!“, entfuhr es Noldi. An der Mönchskutte konnte er ihn aber als Pater des Klosters drunten im Tal erkennen.



Noldi zuckte zusammen. Eine Ratte war ihm über den Fuss gehuscht. Das traumatische Bild verschwand vor seinen Augen, die sich nun an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Der helle Strohhafen auf der anderen Seite der Zelle zeichnete sich schemenhaft vor der schwarzen Wand ab. Mit einem tiefen Seufzer erhob sich Arnold, schleppte sich zu seinem bescheidenen Lager hin und weinte sich in den Schlaf.

VERLORENE KINDHEIT

Begegnung mit den Eltern

M

oldis Mutter Marthe stand über die Feuerstelle gebeugt und rührte mit einer langen Kelle in einem Eisenkessel. Ihr Rücken schmerzte durch ihre Schwangerschaft. Ächzend presste sie die freie Hand in den Rücken. Die sechste Geburt stand ihr bevor. Bisher hatte Gott sie bewahrt. Alle Kinder lebten, waren gesund und kräftig. Manchmal jedoch kamen Zweifel in ihr hoch, ob diese Gnade anhalten konnte. Jede Frau des Dorfes hatte Tode von Kindern zu verschmerzen. Dieses Mal fühlte sich Marthe schwächer und elender als sonst. Die harte Arbeit bei der Ernte war eine Qual gewesen. Das Kind war ihr wie ein Bleigewicht vorgekommen und mit jedem Tag wurde ihre Angst vor der Geburt grösser. Was würde passieren, wenn sie diese nicht verkraften würde?

Für einen Augenblick verharrte die Kelle bewegungslos im Kessel. Sie musste diese trüben Gedanken abschütteln. Was war nur los mit ihr?

Eine ungekannte Schwermut drückte ihr Herz nieder.

Sie wandte sich zum Tisch um, der die Mitte des bescheidenen Raumes einnahm, griff nach einem Kräuterbündel, das an einem Holzbalken hing, legte es sich auf dem Tisch bereit und begann, die Kräuter zu zerkleinern.

Die Tür wurde aufgestossen. Agnes, mit ihren vierzehn Jahren die Zweitälteste der Kinder, betrat die Stube. Sie war ein hü-

sches Mädchen. Braunes Haar fiel ihr in einem dicken Zopf auf den Rücken. Ihre grossen Augen blickten neugierig in die Welt und beobachteten alles, was sich ihnen bot.

„Mutter?“ Sie trat hinter Marthe und gab ihr einen leichten Kuss auf die Wange.

Die Mutter lächelte ihr liebevoll zu.

„Ich habe die Hühner gefüttert und frische Eier mitgebracht. Kann ich dir noch helfen?“

„Hol deinen Vater und deinen Bruder vom Feld heim. Die Suppe ist so weit, und sie können wahrlich eine Pause gebrauchen.“

Agnes stellte den Eierkorb neben ihre Mutter und machte sich auf den Weg.

Marthe holte vier Holzschalen aus einer Truhe neben der Herdstelle. Ihre drei Jüngsten waren mit ihrem Vater auf dem Alpaufzug und würden erst am nächsten Abend wieder eintreffen. Sie vermisste ihre Kinder, genoss aber auch die Ruhe im Haus.

Gerade als sie die letzte Schüssel gefüllt auf den Tisch stellte, trat ihre Familie ein. Missmutig kam Hans, der Älteste, heran. Er begrüßte seine Mutter mit einem halbherzigen Kuss und setzte sich auf einen Schemel.

Marthe warf ihrem Mann einen prüfenden Blick zu.

„Was ist passiert? Ihr schaut ja drein, als ob euch eine der neun Plagen heimgesucht hätte.“

Gottfried schüttelte den Kopf. „Ich habe schon versucht, mit Hans zu reden, aber er kann oder will es scheinbar nicht verstehen.“

Hans sprang auf. „Nein, Vater, du verstehst *mich* nicht!“ Er warf diesem einen zornigen Blick zu und wandte sich dann zu seiner Mutter. „Diese Rattenfänger versuchen es schon wieder! Sie schwätzen den Bauern Himmel und Hölle zusammen, damit sie ihre Freiheit aufgeben. Weissst du, was heute auf dem Marktplatz los war?“ Er legte eine wirkungsvolle Pause ein. „Ein Wanderprediger hat uns Bauern mit Seelenheil und Absolution einwickeln wollen. Von den Unruhen im Land und der Pest hat er

als Strafe Gottes gesprochen. Er wagte tatsächlich zu behaupten, dass wir uns in die gottgemässe Ordnung einfinden, wenn wir in die Abhängigkeit des Fürsten treten würden. Der habsburgische Fürst sei uns durch Gott als Schutz gesetzt. Pah! Eher lass ich mich durch Plagen zum Seelenheil läutern als durch diesen habsburgischen Sklavenhalter!“

Hans liess sich auf den Schemel fallen und starrte seine Eltern finster an.

„Hans, seit eh und je versucht man, uns unserer Freiheit zu berauben. Sei froh, dass sie uns noch eine Wahl lassen und uns nicht in die Unfreiheit zwingen.“ Marthe reichte ihrem Sohn einen Kanten Brot. „Solange unsere Versorgung gesichert ist, können sie nichts ausrichten.“

„Deine Mutter hat Recht. Es gibt nichts Neues unter Gottes Augen. Wir sind frei und wir werden es bleiben!“, beendete Gottfried das Thema.

Hans zweifelte an der Überzeugung seines Vaters, doch er wusste nichts mehr zu erwidern und wandte sich seiner Suppe zu. Schweigend assen sie eine Weile.

Das Ächzen der Tür durchbrach kurz darauf die Stille. Marthe schaute hoch.

In der Tür stand, gleich einem Geist, ihr jüngster Sohn Arnold. Erschrocken griff sie nach dem Arm ihres Mannes. Erst jetzt reagierten die anderen und schauten nach dem Grund für Marthes Schreck.

Als Agnes Arnold erblickte, sprang sie auf und stürzte zu ihrem Bruder.

Sie umfasste seine Schultern. „Noldi, was ist geschehen? Du dürftest doch noch gar nicht zurück sein.“

Leichenblass blickte er seine Schwester an und war doch mit seinen Gedanken ganz woanders. Gegen die Tränen und den Zorn ankämpfend, antwortete er mit erstickter Stimme: „Grossvater ist tot! Die Habsburger haben ihn ermordet.“

Agnes fuhr erschüttert zurück. Marthe schwankte. Sie klammerte sich noch fester an Gottfrieds Arm.

„Was sagst du da?“ Fassungslos sah sie ihren Sohn an. Sie erhob sich und ging einige Schritte auf Noldi zu.

„Wie ...?“ Marthe stockte.

Durch ihren Kopf jagten Erinnerungen an ihren Vater. Sie schluchzte auf. Halt suchend griff sie nach der Tischkante und barg ihr Gesicht an der Schulter ihres Mannes. Ein Beben ging durch Marthes Körper, dann brach sie in Tränen aus. Sanft drängte ihr Mann sie in den hinteren Teil des Zimmers.

Wie durch einen Schleier spürte Noldi, dass er enttäuscht war. Bei all dem Schmerz, der in ihm tobte, hatte er erwartet, dass er zu Hause Trost finden würde. Doch stattdessen räumte Agnes mit hängenden Schultern auf und Hans sass noch immer auf seinem Schemel und starrte vor sich hin.

Und seine Eltern? Hätten sie ihm nicht Trost spenden sollen? Müssten sie nicht als ganze Familie füreinander da sein? Jeder hatte sich in seinen eigenen Kummer zurückgezogen.

Plötzlich bekam Noldi das Gefühl, in der Stube zu ersticken. Er riss die Tür auf und stürmte nach draussen. Er atmete tief die Sommerluft ein und spürte, wie sich endlich der Stein in seinem Herzen löste. Ein lauter Schluchzer schien seine Seele zu zerreißen. Er fiel ins Gras und liess seinen Tränen freien Lauf.

„Noldi?“ Eine Hand berührte ihn an seiner Schulter.

Neben ihm standen Agnes und Hans.

Sie setzten sich neben ihn ins Gras und Agnes fragte in all ihrer Sanftmut: „Kannst du uns erzählen, was sich ereignet hat?“

Noldi schaute dankbar zu seiner Schwester auf. Er rieb sich die letzten Tränen aus den Augen.

„Der Tag begann so schön!“ Wieder presste der Kummer seine Stimme zusammen. „Und dann kamen diese Mörder! Wir haben uns doch nur gegen den Wegzoll gewehrt!“

Er rupfte einen Grashalm aus und drehte ihn um seine Finger. Als er wieder zum Reden ansetzte, brachen seine ganzen Erlebnisse ungehemmt aus ihm heraus.

Nach seiner Erzählung fühlte er sich wie ausgelaugt. Seine Geschwister hatten ihm mit Tränen in den Augen zugehört. Nun half ihm Agnes ins Haus zu seiner strohbedeckten Pritsche. Ihre Betten waren auf dem Dachboden. Eine Leiter in der Küche führte dort hinauf. Agnes fuhr ihm durchs Haar und flüsterte ihm zu: „Sei den Eltern nicht böse. Mutter hat schwer zu tragen an ihrem Kind . . . und jetzt noch der Tod von Grosspapa!“

Die folgenden Nächte waren furchtbar. Der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Jeden Abend fühlte sich Noldi völlig erschöpft. Doch immer wieder liess ihn das Bild seines Grossvaters im Boot hochfahren. Tief in der Nacht übermannte ihn meistens die Müdigkeit. Jedoch quälten ihn Alpträume. Häufig träumte er, er wäre der Stein an Tells Füssen, der den Grossvater in die Tiefe reissen würde.

Der erste Hahnenschrei am Morgen kam ihm jedes Mal wie eine Erlösung vor. Entkräftet und zerschlagen erwachte er, aber wenigstens waren die Alpträume vorbei.

Drei Wochen vergingen, ohne dass Noldi über seine Trauer hinwegkam. Eines Morgens schlug er die Augen auf und hörte im unteren Stock die Mutter das Frühstück herrichten. Noldi kletterte die Stiege hinunter. Auf der untersten Sprosse verharrte er und beobachtete seine Mutter. Sie sah bedrückt und schwermütig aus. Mit gebeugten Schultern rührte sie den Hirsebrei an. Ihren Sohn bemerkte sie gar nicht.

Gottfried betrat das Zimmer. Auch Agnes, Hans und die Kleinen versammelten sich zum Essen in der Stube. Marthe reichte ihrer Familie die Schüsseln mit Hirsebrei und setzte sich dann als Letzte. Eine Bedrücktheit lastete auf der Familie.

Angewidert starrte Arnold auf den Brei vor sich. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Er stocherte lustlos in seiner Schüssel. Marthe beugte sich besorgt zu ihrem Sohn.

„Noldi, schon seit drei Wochen isst du nicht recht.“ Sie schob ihm eine Brotscheibe hin. „Bitte!“

Noldi stützte den Kopf in die Hand und sagte entschlossen: „Wenn ich je wieder etwas esse, dann nur, um mich für die Knabenschaft zu stärken.“

Hans hob alarmiert den Kopf. Er wusste, dass Vater und Mutter davon alles andere als begeistert waren. Seit Tagen versuchten sie nun schon, Noldi von diesem Gedanken abzubringen. Er tauschte mit Agnes einen Blick, durch den sie in stillem Einvernehmen beschlossen, im Hintergrund zu bleiben. Den Konflikt sollte ihr kleiner Bruder alleine mit den Eltern austragen.

„Jetzt lass doch endlich von diesen Racheplänen ab!“, schalt ihn die Mutter.

„Die bekämpfen das Unheil wenigstens noch und sitzen nicht nur betend und tatenlos herum wie wir.“ Noldi schob die Schüssel von sich.

Bis dahin hatte Gottfried schweigend zugehört, doch nun griff er nach Noldis Arm.

„Rache ist der falsche Weg. Der bessere Weg ist es, wenn man begangene Blutschuld mit dem eigenen Blut bedeckt.“

Verständnislos blickte Noldi auf. „Wie meinst du das?“

„Wenn man seinen Leib und sein Leben glaubend unter den Gehorsam Christi stellt, um gleichsam als Getöteter nicht mehr sich selbst, sondern Christus zu leben“, erklärte Gottfried.

Da brach es aus der Mutter hervor: „Noldi, er war nicht nur dein Grossvater, er war *mein* Vater!“ Trauer trübte Marthes Gesicht. „Doch wollen wir jenen Mördern nicht zuerst den besseren Weg wünschen?“

Verdriesslich widersprach Noldi: „Den wollen sie ja sowieso nicht gehen.“

„Dann wird Gott selber zusehen, dass ihr Blut vergossen wird“, belehrte ihn der Vater.

„Und mit ihnen zusammen werden dann wieder unzählige andere Unschuldige mitsterben.“ Noldi wollte vom Tisch flüchten, doch sein Vater fuhr zornig von seinem Schemel auf und packte Noldi.

„Trotzdem! Das sage ich dir, du wirst dich keiner Knabenschaft anschliessen!“, polterte er.

Noldi starrte trotzig vor sich hin.

„Hast du das verstanden?“, fragte ihn sein Vater, dieses Mal ruhiger.

Noldi deutete ein Nicken an.

Die Geschwister hatten der Auseinandersetzung schweigend zugehört. Nun begann Marthe den Tisch abzuräumen und Agnes ging ihr sogleich zur Hand. Gottfried gab seinem Sohn einen versöhnlichen Klap auf den Rücken.

„Vergiss deine Rachepläne und hilf lieber deiner Mutter beim Aufräumen. Das macht uns allen mehr Freude.“

Knabenschaft im Wald

Am Abend wartete Noldi, bis im Haus alles still war. Er lag auf seiner Pritsche und starrte an die Decke. Das Licht des Vollmondes schien durch die Luke im Dach und erhellte die Kammer. Als es ruhig geworden war und endlich alle schliefen, zog sich Noldi seinen wollenen Kittel über, tastete nach seinen Schuhen und seinem Brotsack und kletterte die Leiter hinunter.

Noldi verharrte an der Haustür. Noch einmal warf er einen Blick zurück in das Zimmer. Durch die stoffverblendeten Fenster fiel gedämpft das Mondlicht und tauchte den Raum in ein silbriges Zwielicht. Das Stroh auf dem Boden war frisch und

duftete noch. Mutter hatte alles fein säuberlich aufgeräumt, nichts stand herum, wie er das von anderen Bauernfamilien kannte. Wenn er lauschte, dann hörte er das Atmen seines Vaters. Durch die hintere Wand drangen das Scharren der Hufe und das Schnauben der Kühe aus dem Stall. Wenn er sich jetzt dem Gebot seines Vaters widersetzte, dann überschritt er eine Schwelle, die womöglich den Frieden der Familie unwiederbringlich zerstören würde.

Sein Herz pochte wild, als er an die möglichen Folgen seines Handelns dachte. Doch er konnte nicht länger tatenlos bleiben. Im Stillen bat er seine Mutter um Vergebung, dann fasste er allen Mut zusammen und öffnete die Tür.

Die Nacht war eisig und liess nichts von der Hitze ahnen, die am Tag herrschte. Er vermutete, dass sich die Knabenschaft im nahegelegenen Forst traf. Eilig lief er los.

Ihr Haus lag am Rand des Dorfes. Der Weg führte ihn an der Mühle vorbei, über einen Steg, der den Bach überspannte, und schliesslich die Hügelkuppe hinauf. Im Norden lag der Wald. Ein Nieselregen hatte eingesetzt, und als er das Gehölz erreichte, waren seine Hände klamm vor Kälte und seine Kleidung vom Regen durchweicht. Zwischen den Bäumen herrschte Dunkelheit. Noldi schien es, als wäre er seit Stunden durch den Wald geirrt. Er hatte schon den Glauben daran verloren, dass er überhaupt noch die Knabenschaft finden würde. Erschöpft lehnte er sich an einen Baum und kämpfte gegen seine Verzweiflung an. Er wusste noch nicht einmal, wie er aus diesem verwünschten Wald wieder herausfinden sollte. Seufzend setzte er sich erneut in Bewegung. Ihm blieb nichts anderes übrig, als die Odyssee fortzusetzen.

Er schlug sich durch das Unterholz, bis er mit einem Mal gedämpfte Stimmen vernahm. Ein geheimnisvoller Schein stahl sich durch die Bäume und leitete ihn zu einer Lichtung. Vorsichtig bog er die Zweige eines Busches auseinander. In einem Kreis

standen um die zwanzig Halbwüchsige. Zweifel keimten in ihm auf. Es entsprach nicht den Regeln, einfach in eine Versammlung der Knabenschaft hineinzuplatzen. Man musste sich anwerben lassen.

Noldi schluckte den Kloss in seinem Hals hinunter. Er hatte die Knabenschaft gefunden, nun würde er es auch versuchen. Was konnten sie ihm schon tun?

Mit zittrigen Knien schälte er sich aus dem Gehölz, seinen Blick starr auf die Gruppe gerichtet, die ihn bisher noch nicht bemerkt hatte. Langsam ging er auf sie zu.

Ein junger Knabe, kaum älter als Noldi selbst, stand im Kreis der Jugendlichen und blickte sie aus zusammengekniffenen Augen an. Offenbar war er der Anführer. Er hielt die Fackel in die Höhe und beleuchtete das Gesicht jedes Einzelnen.

„Habt ihr das alle genau verstanden?“ Zweifel schwebten in seiner Stimme mit.

Der Junge trat auf einen der Knaben zu. „Heini, du wiederholst noch einmal den Ablauf.“

Ein lautes Knacken, gefolgt von einem gellenden Schrei, liess die Versammelten auffahren. Der Wortführer deutete seinen Knaben, ihm zu folgen.

„Was haben wir denn hier für einen Junghirsch gefangen?“

Er beugte sich mit der Fackel über ein zwei Meter tiefes Loch. Sie hatten rund um die Lichtung Gruben gegraben, um unliebsame Besucher abzuhalten. Noldi sass in der Falle und blickte zu den vielen Gesichtern empor.

Mit gesammeltem Mut antwortete er dem Jungen, der ihm die Frage gestellt hatte: „Bitte, tut mir nichts! Ich will nur einer von euch werden!“

Einer der Kerle lachte auf. „Ha, kann ja jeder sagen! Hast du deine Mami um Erlaubnis gefragt?“

Noldi schüttelte den Kopf. „Die schläft um diese Zeit schon.“

Ihr Anführer musterte den fremden Knaben eingehend. „Holt ihn rauf, der Junge ist in Ordnung!“

Zwei Knaben beugten sich zu Noldi in die Grube. Er griff nach ihren Händen und schwang sich mit ihrer Hilfe auf die Lichtung. Sobald seine Füße den Boden der Lichtung berührten, fragte Noldi: „Bist du der Sohn des deutschen Söldners? Der Anführer der jüngsten Knabenschaft?“

Der Angesprochene nickte und streckte Noldi die Hand hin. „Ich bin Dany. Hat man dir auch erzählt, dass mein Vater ein Mörder ist?“

Arnold nickte.

„Und du fürchtest dich nicht, hierher zu kommen?“, forschte Dany weiter.

Noldi verneinte. Dany grinste anerkennend.

„Potztusig, der muss echt sein!“, rief einer der Knaben begeistert aus.

„Nur, damit die Sache klar ist zwischen uns.“ Dany deutete mit einer Handbewegung von Noldi zu sich selbst. „Mein Vater war ein Ritter im Dienst von Rudolf von Habsburg. Der Segensspruch bei seinem Ritterschlag lautete: Schützer der Kirche und der Schwachen, wider die Wildheit der Heiden zu sein. Doch stattdessen wurden von ihm Mordtaten an Unschuldigen verlangt. Auch sollte er sich an Raubzügen der Römischen Kirche beteiligen. Als man vor seinen Augen anfang, unschuldige und unbewaffnete Schwyzer Familien abzuschlachten, griff er zu seinem Schwert.“ Im Eifer zog Dany seinen Dolch hervor und liess ihn unter den Nasen der Schar drohend kreisen. „Er erschlug seine eigenen Landsleute, um die wehrlosen Eidgenossen vor der Wildheit dieser Heiden zu schützen. Dann floh er hierher ...“ – seinen Worten Nachdruck verleihend rammte Dany den Dolch in den Boden – „... um als Lehensmann Kriegsdienste für die Eidgenossen zu leisten.“

Noldi traf es tief, dass die Wahrheit über Danys Vater so sehr verdreht worden war.

„Mein Verstand wehrte mir zwar, zu einem Mördersohn zu gehen, doch mein Herz zog mich trotz dieses lügnerischen Gerüchtes zu dir hin.“

Mitfühlend legte Dany eine Hand auf Noldis Schulter.

Aus der Runde rief ein Knabe: „Und er ist echt!“

„Und der ist echt!“, erklang die Antwort im Chor.

Einer nach dem anderen trat zu Arnold und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich bin Heini“, begann der erste Knabe.

„Freut mich, ich bin Arnold Winkelried.“

Dany unterbrach ihn: „Ähm, wir sagen uns nur die Vornamen. Mehr wissen wir voneinander nicht.“ Mit einem überlegenen Grinsen fügte er hinzu: „So sind wir verfolgungssicher.“

Arnold wandte sich an die gesamte Gruppe: „Also, ich bin Noldi.“ Der nächste Knabe trat vor und schüttelte Noldi die Hand. „Ich bin Heini.“

„Ich bin Heini“, stellte sich auch der Nächste vor.

Etwas verwirrt blickte Noldi zu Dany. Vier weitere Heinis folgten. Schliesslich ergriff Noldi die nächste dargebotene Hand.

„Und du bist sicher Heini?“

Der andere Junge nickte strahlend.

„Das ist wirklich so“, erklärte Dany. „Die Jungs lügen nicht. Machen wir’s kurz. Ausser dir und mir gibt es nur noch einen, der hier nicht Heini heisst.“ Er zeigte auf einen kleinen Jungen ihnen gegenüber. „Das ist der Dänu.“

„Steht dein Vater hinter der Knabenschaft?“, fragte Noldi.

„Er und wir, wir haben uns bei unserem Blut geschworen, so lange für die Eidgenossen zu kämpfen, bis ihr Eid, den sie vor Gott geschworen haben, in Erfüllung geht.“

„Welchen Eid meinst du?“

Verwundert blickte Dany zu ihm. Ein leichtes Schmunzeln breitete sich auf seinen Lippen aus. „Du gehörst zu den Eidgenossen und fragst mich?“

Noldi lächelte verlegen.

Dany streckte die Hand gen Himmel und die gesamte Knabenschaft sprach im Chor:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr.

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren.

Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Frei sein? Ja, das will ich! Nur nie wieder einen geliebten Menschen verlieren, ging es Noldi durch den Kopf, als er diesen Eid seiner Vorfahren vernahm. Als sie geendet hatten, legte Dany die Hand auf Noldis Schulter.

„Welche Not dürfen wir mit dir teilen?“

„Tell war mein Grossvater!“ Noldi spürte, wie der Schmerz sein Herz zusammenpresste.

„Oh, das tut mir aber leid“, erwiderte Dany mitleidsvoll.

Die Knaben senkten traurig ihre Köpfe.

Noldis Stimme bebte, als er fortfuhr: „Und sie haben ihn vor meinen Augen ertränkt. Die Grossen tun überhaupt nichts dagegen! Die können nur beten!“

Das Schluchzen übermannte Noldi und er barg sein Gesicht in den Händen, während er auf den Boden sank.

Dany neigte sich zu ihm hinunter. „Bitte!“, bat er eindringlich.

„Bitte, hör nie auf zu beten! Wer sonst könnte uns helfen?“

Er richtete sich wieder entschlossen auf. „Aber du hast recht, Taten müssen folgen. Hierin müssen wir den Grossen manchmal noch etwas nachhelfen.“

Noldi schaute zu den Jungen auf. „Helft ihr mir, Grossvaters Blut zu rächen? Gott hat doch gesagt, dass Blutschuld nur durch

dessen Blut wieder beseitigt werden kann, der es vergossen hat.“ Dany ging auf die Knie neben Noldi und schaute ihm fest in die Augen.

„Wir kennen die Wachrunde der drei Kriegsknechte, die deinen Grossvater ertränkt haben.“ Er wandte sich an die Knaben und blickte entschlossen von einem zum anderen. Dann streckte er seine Hand in die Mitte und rief herausfordernd: „Macht ihr alle mit?“

Die Knaben legten ohne zu zögern ihre Hände auf Danys ausgestreckte Hand. „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!“ Nach diesem feierlichen Moment löste sich allmählich die Versammlung auf. Die Knaben tauchten grüppchenweise ins Unterholz.

Dany wandte sich noch einmal Noldi zu. „Warte einen Moment!“ Er griff in die lederne Tasche, die um seine Schultern hing. „Du gehörst jetzt zur Knabenschaft und bekommst deshalb das hier als Zeichen deiner Zugehörigkeit.“ Dany grinste. „Nimm es, es gehört jetzt dir!“

Mit diesen Worten streckte er Noldi ein fein gearbeitetes Messer entgegen, auf dessen Klinge sich der Schein der Fackel brach. Bei diesem Anblick war Noldi sprachlos. Noch nie hatte er ein eigenes Messer besessen ... und dass man ihm diesen wertvollen Gegenstand einfach schenkte!

„Danke!“, brachte er mit belegter Stimme hervor.

„Gern geschehen. Es tut mir wirklich leid, was mit deinem Grossvater geschehen ist.“

Noldi konnte spüren, wie ehrlich Dany dies meinte und seltsamerweise trösteten ihn seine Worte. Er schenkte Dany ein Lächeln und machte sich auf den Heimweg.

Überfall

Schon am nächsten Tag versammelte sich die Knabenschaft zur Mittagszeit in dem besagten Wäldchen. Es lag etwa eine Stunde Fussmarsch von Noldis Elternhaus entfernt und grenzte den Hauptweg von der Burgfeste, wo Tell ertränkt worden war, nach Westen ein. Im Osten lag ein Hügel, auf dessen Kuppe sich die Knaben verteilten.

Dany zog Noldi zu sich: „Ich gebe dir ein Zeichen, dann springst du einfach mit mir den Abhang hinunter und stürzt dich auf den Feind.“

Noldi nickte und sie verfielen in angespanntes Schweigen.

Eine halbe Ewigkeit passierte gar nichts. Noldi musste an den Tag und seinen ganzen Verlauf zurückdenken. Die ganze Zeit war er schrecklich unruhig gewesen, hatte aber dennoch versucht, sich wenig anmerken zu lassen. Die Eltern hatten nichts von seiner nächtlichen Abwesenheit bemerkt.

Ihm fiel der Abend vor drei Wochen wieder ein, als seine kleinen Schwestern Vreni und Hanni zurückgekehrt waren. Auch sie hatte damals der Tod des Grossvaters hart getroffen, aber da ihre Bindung zu ihm nicht so stark gewesen war wie die seine, war der Verlust für sie nicht so schlimm gewesen, und bald hatten sie schon wieder von dem Alpaufzug geplappert.

Wie hatte er sich zusammenreissen müssen, um nicht angesichts ihrer Unbekümmertheit sogleich aus dem Haus zu stürzen! Nun war er froh, dass endlich etwas geschah und er diesen grausamen Mord nicht tatenlos hinnehmen musste.

Danys Ellbogen riss ihn aus den Gedanken.

„Pass auf, dort drüben kommen die Habsburger!“, raunte Dany ihm zu. Noldi wartete angespannt auf das Zeichen.

Die drei Kriegsknechte spazierten gemächlich um die Wegbiegung. Ganz offensichtlich rechneten sie nicht mit Widerständen, und ihre Wachrunde schien nur noch eine Routineangelegenheit zu sein, aber weit gefehlt! Dany riss den Arm hoch.

Unter lautem Gebrüll stürzten die Knaben den Abhang hinunter und warfen sich auf die Habsburger, um sie mit lautem Geschrei zu Boden werfen. Die Söldner waren unterlegen. Dany ergriff sein Messer und wollte zustossen, doch Noldis Ruf liess ihn innehalten.

„Wartet! Ich habe einen der Drei sagen hören, dass er diese Grausamkeiten nicht mitmacht. Wir wollen kein unschuldiges Blut vergiessen!“

Als die drei Habsburger das hörten, riefen sie wild durcheinander: „Ich war’s!“

„Nein, ich war’s!“

Jeder von ihnen wollte verschont werden.

In der Ferne erklang Hufgetrappel. Die Knaben schreckten auf. Ein Trupp bewaffneter Habsburger erschien ausgerechnet jetzt auf der Hügelkuppe. Sie waren auf dem Weg zur Feste gewesen. Fassungslos musste Noldi zusehen, wie in Sekundenschnelle die Knaben von den Habsburgern abliessen und in alle Himmelsrichtungen flüchteten.

Er zögerte nur einen Augenblick, einen Augenblick zu lang.

Einer der Habsburger griff nach Noldis Bein und klammerte ihn fest. Noldi versuchte, sich mit aller Kraft zu befreien, aber vergeblich. „Lasst mich los, ihr Mörder!“

„So, Bürschchen, jetzt haben wir dich!“

Noldi schlug heftig um sich. „Lasst mich los! Lasst mich los!“, schrie er sie an, erntete aber nur ein hämisches Grinsen.

„Das gibt ein feines Sklavengeld, findet ihr nicht auch?“, hörte er eine Stimme in habsburgischer Gier.

Der Söldner, der von Anbeginn an gegen die Mordabsichten seiner Kumpanen gewesen war, meinte nun: „Kommt, lasst ihn! Er hat mit ansehen müssen, wie ihr seinen Grossvater ertränkt habt.“

„Na und!“, kam die barsche Antwort. „So ist das Leben nun einmal! Wir töten ihn ja nicht, wir verkaufen ihn nur.“

Entsetzen überkam Noldi. Nie im Leben wollte er ein Sklave sein!
„Lasst mich los, ihr Mörder!“

Noch einmal versuchte er, sich mit aller Kraft der Verzweiflung aus dem Griff des Söldners zu entwinden, und dieses Mal gelang es ihm. Wie ein junges Wiesel raste er den Weg abwärts in Richtung Dorf.

Fluchend ergriff der Söldner sein Schwert und setzte dem Jungen nach.

Einige Meter entfernt traten zwei miteinander schwätzende Frauen aus dem Wald. Als sie den flüchtenden Jungen erblickten, stürzten sie zu den Bäumen zurück und holten Hilfe. Zwei Männer mit gespannten Bögen tauchten an ihrer Stelle auf. Sie zielten. Pfeile durchschnitten die Luft und verwundeten zwei der Habsburger tödlich. Der dritte flüchtete ins Unterholz.

Was war hier geschehen?

Für Noldi war das alles zu viel.

Er sah die Leichen seiner Feinde im nassen Gras und vor sich die Rettung nahen. Mit einem Seufzen brach er auf dem Weg zusammen.

Die Waldenser

Noldi schlug die Augen auf. Verschwommen sah er das Gesicht einer Frau, die sich besorgt über ihn beugte. Ein angenehm feuchtes Tuch wurde ihm auf die Stirn gelegt. Der Geruch von Feuer und bratendem Fleisch stieg ihm in die Nase. Noldi wandte den Kopf und allmählich wurde sein Blick klarer. Er befand sich in einer geräumigen Höhle, in deren Mitte ein Feuer brannte. Ein Hase hing auf einem Spiess darüber, den ein ärmlich aussehender Mann drehte.

„Wo bin ich hier?“, fragte Noldi die Frau, die neben ihm kauerte. Sie warf ihm ein fürsorgliches Lächeln zu, das ihr zerfurchtes Gesicht mit einem Mal wieder jung aussehen liess. Doch sie

antwortete ihm nicht, stattdessen erklang die tiefe Stimme des Mannes am Feuer: „Hab keine Angst, Junge! Wir sind Freunde.“ Noch immer stand Noldi die Verwirrung ins Gesicht geschrieben. „Wo sind die Habsburger?“

„Die sind weg“, sagte der Mann. „Wir sind hier in den Bergen in Sicherheit“, ergänzte Noldis Pflegerin.

Noldi schaute in die Runde.

Der Umriss eines weiteren Mannes hatte sich aus dem Dunkel der Höhle geschält. Er kniete sich nun neben seinen Gefährten an das Feuer und begann einen Laib Brot aufzuschneiden. „Kamen die Pfeile von euch?“, fragte Noldi weiter.

Der neu Hinzugetretene schaute zu Noldi auf.

Er nickte. „Ja, eigentlich benutzen wir sie nur zum Jagen.“

Er machte eine Pause, in der er durch eine umfassende Geste die ganze Höhle und die in ihr lebenden Menschen mit einbezog. „Wir sind verfolgte Waldenser-Christen. Als wir auf der Jagd zufällig auf euch stiessen und dich in Lebensgefahr sahen, da kam der Geist des Herrn über uns ...“ Die Frau unterbrach ihn und ergänzte: „Wir glauben an die Taufe im Heiligen Geist und an Gottes Geistesgaben.“

„Gegen all unsere Vernunft sahen wir uns geführt, dich zu befreien und gerechtes Gericht an deinen Henkern zu üben“, fuhr der andere Mann fort.

Noldi runzelte die Stirn. „Ich habe schon einiges über euch Waldenser in den Bergen gehört, doch alle wissen, dass ihr niemals zu den Waffen greifen würdet.“

Bestätigend nickte einer der Männer mit dem Kopf. „Eher wollen wir sterben, wie unser Herr, Jesus Christus.“

„Aber habt ihr mit meiner Befreiung nicht euer eigenes Leben in Gefahr gebracht?“, fragte Noldi.

Er fühlte sich schuldig für die Aufopferung der Waldenser, die sogar ihre höchsten Lebensprinzipien missachtet hatten, um ihm das Leben zu retten.

„Hätten wir etwa zusehen sollen, wie man einen wehrlosen Jungen tötet oder als Sklaven verkauft?“

„Zu viele Menschenleben wurden schon gefordert. Man munkelt, dass alleine die letzten sieben Kreuzzüge zweiundzwanzig Millionen Menschenleben gekostet haben“, sagte der Mann, der den Hasen briet, mit energischer Stimme.

Nun meldete sich wieder Noldis Pflegerin zu Wort. Sie beugte sich zu Noldi hinunter. „Wusstest du, dass allein Jerusalem sechzigtausend ermordete Juden beklagt, weil sie sich nicht zum Papsttum bekehren wollten?“

„Wie die zehntausend Stedinger Bauern suchen sie auch uns samt unseren Familien niederzumetzeln.“

Die Frau fuhr Noldi liebevoll durch das Haar. „Mach dir keine Sorgen, Junge, seit Jahren schweben wir in Lebensgefahr, weil wir uns nur dem Heiligen Geist und nicht den Inquisitoren und ihren Kreuzrittern unterwerfen wollen.“

Bevor Noldi seine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen konnte, erklang auf einmal eine schneidend kalte Stimme aus dem Hintergrund: „Wollt ihr das wirklich nicht?“

Alle erstarrten vor Schreck.

Der Höhleneingang war besetzt von Kreuzrittern. Drei Bogenschützen hatten sich auf den Boden gekniet und richteten ihre Pfeile auf ihre wehrlosen Opfer. Der Wortführer stand in der Mitte, umringt von fünf weiteren Rittern, deren Hände angriffsbereit auf ihren Schwertknäufen ruhten. Noldi ging bei diesem Anblick ein Schauer über den Rücken. *Das kann es doch nicht gewesen sein? Ich werde gerettet und im nächsten Moment steht mir wieder das gleiche Schicksal bevor?*

Die Waldenser verharrten regungslos in ihren Positionen.

Mit einem gehässigen Grinsen fuhr der Ritter fort: „Mal sehen, welcher Gott der stärkere ist! Lange haben wir euch gesucht. Lange hatten wir Zeit, euch eine Stätte zu bereiten!“ Er winkte

seine Schergen heran, und ohne Zögern begannen sie, die Waldenser mit ihren Schwertern zusammenzutreiben.

„Hände auf den Rücken!“ Kalte Augen musterten die Gefangenen.

Sie fesselten ihre Opfer und trieben sie in einer langen Reihe aus der Höhle. Noldi verbarg sich hinter der Waldenser-Frau.

Er hatte furchtbare Angst, doch das würde er sich niemals anmerken lassen.

Folter

Der Ritter stiess Vreni das stumpfe Ende der Lanze in den Rücken.

„Los, mach schon!“

Wie Vieh trieb er die Waldenser die steilen Stufen hinunter. Immer tiefer ging es zur Festung hinab. Die Gefangenen hatten Noldi schützend in ihre Mitte genommen. Sie versuchten, ihn vor diesen Grausamkeiten zu bewahren.

Noch immer fühlte er das Fieber in seinen Gliedern. Nachdem es an Stärke verloren hatte, kam ihm das erste Mal die Gefahr ins Bewusstsein, in der er geschwebt hatte. Schlimmer als zu jenem Zeitpunkt konnte es nun nicht mehr kommen, fand Noldi.

Doch nun stieg er hinab in die Finsternis der Festung. Er wusste nicht, ob er jemals das Tageslicht wieder erblicken oder hier lebend herauskommen würde.

Die Waldenser galten als gefährliche Ketzer und Unruhestifter. In Noldis Augen traf nichts davon zu. Es waren tiefgläubige Menschen, die für Gott alles getan hätten. Sie sassen nicht nur herum und beteten!

Nun erreichten sie den Kerker. Der Gang war von wenigen Fackeln erhellt, sodass Schatten an den Wänden spukten und alles in ein dämmriges Zwielflicht tauchten. An beiden Seiten gingen eisenbeschlagene Türen zu den Zellen ab. Am Ende des Ganges führte eine Treppe noch weiter in die Tiefe. Abrupt blieb der

Wächter vor den Gefangenen stehen und riss die letzte Tür auf. Er klaubte einen Schlüssel hervor, löste ihre Fussketten und stiess die Gefangenen in die Zelle.

Noldis Augen mussten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, die dort herrschte. Das Licht einer einzigen Fackel erhellte den recht grossen Raum nur spärlich. Der unebene Steinboden war mit schimmlichen Strohhaufen bedeckt. In der Mitte des Raumes befand sich eine erloschene Feuerstelle. Um diese herum lagen ein Holzblock und Gerätschaften, deren Umrisse Noldi im Dämmerlicht nur erahnen konnte.

Doch es reichte aus.

Das Grauen packte den Jungen. Das hier war keine gewöhnliche Zelle, sondern eine Folterkammer! Seine Knie gaben nach.

In dem Moment trat Vreni neben ihn und legte schützend einen Arm um seine Schultern. Noldi barg sein Gesicht in ihren Röcken.

Er vernahm ihre feste Stimme, die ihm gut zusprach: „Gott wird dich beschützen, mein Sohn! Dir geschieht nichts.“

Sie klang so überzeugt, dass Noldi für kurze Zeit selber daran glaubte. Die Sehnsucht nach seiner Familie übermannte ihn. Niemand von ihnen wusste, wo er war. Es gab keine Hoffnung auf Rettung. Noldi löste sich aus Vrenis Armen und kauerte sich verzweifelt in eine Ecke. Er barg das Gesicht in den Händen, doch es wollten keine Tränen kommen. Stattdessen riss das Fieber ihn von neuem mit sich fort.

Die nächsten Tage lagen hinter einem Nebel verborgen. Vreni umsorgte den Knaben und schaffte es durch ihre hingebungs-volle Zuwendung tatsächlich, dass die Krankheit zurückging.

Erst am dritten Tag ihrer Gefangenschaft, als die Kerkertür aufgerissen wurde, kehrte Noldi in die Gegenwart zurück.

Hinter ihren schwarzen Kutten verborgen, die Kapuzen tief in die Stirn gezogen, betraten zwei Mönche die Kammer. Ihnen folgten die Ritter, die sie auch schon in der Höhle gefangen ge-

nommen hatten. Ein Knecht betrat den Raum, in jeder Hand eine Fackel, die er in die Eisenhalterungen an den Wänden steckte.

Wie erstarrt sassen die Waldenser auf dem Boden und sahen, wie sich ihre Henker vor ihnen aufbauten.

Vreni drückte Noldi an sich. Still rannen ihr die Tränen übers Gesicht.

Sie presste ihren Mund in Noldis Haar. „Gott bewahre dich vor dem, was jetzt kommt. Versprich mir, dass du nicht hinschaust!“ Doch bevor Noldi ihr das Versprechen geben konnte, rissen die Knechte Vreni von ihm weg.

Zwischen die Arme der Männer geklemmt, rief Vreni: „Mit uns tut, was ihr wollt, aber lasst den Jungen frei! Er hat schon genug Grausames gesehen!“

Der Ritter trat dicht vor Vreni. Seine zusammengekniffenen Augen musterten sie kalt. Kein Erbarmen schwang in seiner Stimme, als er fragte: „Ist das dein letzter Wunsch?“

Vreni hielt seinem Blick stand. „Sonst habe ich keinen Wunsch mehr.“

Der Ritter winkte seinen Knecht herbei. „Führ den Jungen hinaus. Er kann uns gute Dienste leisten.“

Der Knecht packte Noldi am Arm und zog ihn hinter sich her. Doch Noldi wandte sich noch einmal um und sah, wie der Mönch auf Vreni zutrat. Er hielt ihr ein hölzernes Kreuz vor das Gesicht.

„Schwörst du deinem Irrglauben ab und erkennst die heilige Römische Kirche als einzig wahren Weg zum Heil Gottes an?“, ertönte seine ölige Stimme. „Dann knie nieder und Gott wird dir in Seiner Güte die Höllenqualen erlassen.“

Vreni lachte freudlos auf. „Euer Heil habe ich gesehen. Lieber schmore ich in der Hölle, als mit euch einen Himmel zu teilen. Mein Herz kennt die wahre Güte und die wahren Vorzüge Gottes! Ich brauche kein Stück Holz, um mich daran zu erinnern.“

Spöttisch konterte der Mönch: „Ihr habt euer Schicksal besiegelt.“

Noldi konnte noch die Stimme des Ritters hören, der seinen Schergen befahl: „Durchbohrt zuerst ihre Zunge und wenn sie durchstochen ist, verbrennt sie.“

Die Fackeln hatten nun all die grausigen Folterinstrumente hell erleuchtet und Noldi gezeigt, wozu diese Ungeheuer von Menschen fähig waren.

Mit seiner ganzen Kraft stemmte er sich gegen den Griff des Knechtes und versuchte, freizukommen. Irgendwie musste er doch Vreni helfen.

Doch der Knecht übertraf Noldis Kraft bei weitem. Er packte den Knaben unter den Achseln und schob ihn rücksichtslos die Treppe hinauf.

In seinen Ohren hallte Vrenis Schmerzensschrei.

Vrenis Ehemann wurde brutal gepackt und an ein Holzkreuz gedrückt. Schreie durchdrangen die Kerkerwölbe, als die ersten Nägel sein Fleisch durchbohrten. Tränen liefen dem Waldenser über die Wangen.

Der zweite Mönch trat zu ihm hin. In der Hand hielt er eine Schale. „Wählst du deine Hinrichtung oder deine Rücktaufe ins Vaterhaus, damit du wenigstens in den Himmel kommst?“, fragte er mit beissender Stimme.

Der Waldenser schaute ihm geradewegs in die Augen. „Sind denn im Himmel auch Katholiken?“

„Wer denn sonst?“ Die Stimme des Mönchs bebte vor Zorn.

„Dann will ich dort nicht hin“, presste der Mann unter Schmerzen hervor. „Lieber bin ich in der Hölle mit den Unseren zusammen. Wenn ich nur nie mehr solche grausamen Leute wie euch sehen muss.“

Mit einem Stock schlug der Mönch wutentbrannt auf die Knie des Ketzers. Ein schauriges Knacken ertönte und der Mann sank ohnmächtig zusammen.

Der Mönch streckte einem weiteren Waldenser eine Oblate hin.

Er war eingeklemmt in eine Streckbank. Nur noch ein zitterndes Stöhnen brachte er über die Lippen.

„Wenn du widerrufst“, forderte der Mönch, „wird dir das Mahl des Herrn gewährt und dir wird in Schächer-Gnade Eingang in den Himmel gewährt.“

„Ich war dabei“, stiess der Waldenser mit letzter Kraft hervor, „als katholische Truppen Tausende von uns erschlugen. In einer einzigen von euren Kirchen fand ich 50 unserer geköpften Frauen und sah ihre Kleinkinder, wie sie noch an den Brüsten ihrer leblosen Mütter saugten.“ Der Kreuzritter zog die Seile fester und der Mann schrie auf. „Wir sterben den Tod der Gerechten. Ihr werdet in eurem Taufwasser gekocht werden. Eure Kreuze und Oblaten werden im ewigen Feuer brennen!“

Der Mönch tauschte einen finsternen Blick mit dem Ritter, dann senkte er seinen Daumen.

Ein letzter Schrei durchriss die Nacht.

Gefangen

Noldi fuhr aus dem Schlaf hoch. Er hatte wieder schlecht geträumt.

Das Gesicht von Vreni tauchte vor seinen Augen auf und schlagartig wurde er sich seiner Umgebung bewusst. Er spürte das Stroh in seinem Rücken und die Kälte in seinen Gliedern. Wieder sass er in einem Kerker fest, aber dieses Mal allein. Ihm stiegen die Tränen hoch, doch er kämpfte nicht mehr gegen sie an.

Die Tage schleppten sich dahin.

Noldi verlor allmählich das Zeitgefühl und fragte sich oft, ob man ihn wohl vergessen hatte. Dagegen sprach nur, dass man ihm noch immer zweimal am Tag durch eine Luke ein Schälchen mit Hirsebrei schob.

Nach und nach ebten die schlimmsten Erinnerungen ab. Er erlebte die Geschehnisse nicht mehr so intensiv wie zuvor. Statt-

dessen begann er sie aus Distanz zu betrachten und sich zu fragen, warum alles so hatte enden müssen. Auf seiner Seele lastete schwer die Trauer um seine Eltern. Sie würden ihn für tot halten und er konnte nichts dagegen tun.

Sein Grossvater war ermordet worden, Vreni vermutlich zu Tode gefoltert und seine Familie hatte er für immer verloren. Zorn verdrängte die Trauer. Das alles hatten einzig und allein die Habsburger zu verantworten. *Eines Tages werden sie für ihre Verbrechen bezahlen*, schwor er sich.

Der Hass war der einzige Strohalm, an den sich Noldi klammern konnte. Der hatte sich in seiner Seele verankert und frass sich immer tiefer.

Eine Woche war verstrichen, bis er endlich sein Gefängnis verlassen durfte. Ein junger Mönch schloss die Eisentür auf und winkte Noldi herbei.

„Komm mit!“, befahl er schroff.

Der Junge rappelte sich hoch. Er fühlte sich elend und brauchte zuerst einige Zeit, bis er sicher auf den Beinen stand.

„Na, wird's bald?“ Der Mönch packte ihn am Arm, führte ihn die Treppe hinauf und öffnete eine Tür, die links von ihnen lag. Sie führte in einen geräumigen Vorratsraum, dessen Regale die gesamten Wände einnahmen, angefüllt mit Körben und Säcken. Zwei Knechte, die Getreidesäcke auf den Schultern schleppten, drängten ihn beiseite.

Der Mönch befahl Noldi kurz zu warten und kehrte mit einem wohlgenährten, rotwangigen Ordensbruder zurück, der sich vor Noldi aufbaute und ihn von allen Seiten begutachtete. Noldi kam sich vor wie ein Stück Vieh auf dem Markt.

„Er ist zu jung und nicht kräftig genug“, teilte der dicke Bruder dem Mönch mit. „Ich kann ihn hier nicht gebrauchen. Es sei denn, er wüsste, wie man einen Griffel benutzt. Kannst du schreiben?“, fragte er Noldi.

Der Junge schüttelte den Kopf. Lesen konnte er ein wenig, aber danach hatte der Mann schliesslich nicht gefragt.

„Ja, das dachte ich mir. Selbst die meisten Mönche hier beherrschen diese Kunst nicht. Übergib ihn den Nonnen, Gregorius. Sie sollen sehen, dass sie eine Beschäftigung für den Knaben finden. Im Garten brauchen sie immer Helfer.“

Er tätschelte Noldi grob, aber durchaus freundlich die Schulter. Dann verschwand er zwischen seinen Getreidesäcken.

Noldi wandte sich an Gregorius und wagte das erste Mal zu sprechen: „Wer war das?“

„Der Cellerar. Ihm unterstehen alle praktischen, häuslichen Angelegenheiten des Klosters“, antwortete er gelangweilt.

Er schob Noldi durch eine Tür hinaus, die zum Hof führte.

Noldi musste die Augen zusammenkneifen, als er in die Sonne trat. Zu lange hatten seine Augen das Tageslicht entbehren müssen. Allmählich gewöhnte er sich an die Helligkeit und sog die frische Luft tief ein.

Sie überquerten den Hof, der im Westen von den Stallungen, im Osten von den hohen Mauern des Refektoriums eingerahmt wurde. Vor ihnen ragte eine Mauer empor. Ein hölzernes Tor war in sie eingelassen, auf das Bruder Gregorius zielstrebig zusteuerte. Er zog an einem Seil, das neben dem Tor hing. Gedämpft durch das Holz hörte man ein Glöckchen schellen. Wenige Zeit später wurde die Pforte geöffnet und eine betagte Nonne blickte Gregorius verdriesslich an.

„Der Cellerar schickt mich“, begann er zu erklären. „Der Junge soll für die täglichen Dienste bei euch aushelfen, vor allem wohl im Garten.“

Die Nonne grunzte mürrisch, zog Noldi mit einem Handgriff durch das Tor und liess dieses mit einem wuchtigen Knall zufallen. Dann brachte sie ihn zum Gemüsegarten, um ihn dort der Aufseherin auszuhändigen, die ihn grob in die Gartenarbeit einwies.

Es war Abend. Bruder Gregorius hatte Arnold eine Kammer über den Stallungen zugeteilt. Hier oben, auf dem Speicher, gab es noch zwei weitere Gesindekammern. Die seine grenzte unmittelbar an die Aussenmauer des Klosters, sodass er durch sein schmales Fenster einen Blick auf die Schlucht am Fusse des Konvents und den Wald werfen konnte, der daran grenzte. Die anderen Kammern gingen zum Hof hinaus und wurden von den Pferdeknecchten bewohnt.

Heute, als der Bruder mit ihm durchs Kloster gegangen war, hatte er einsehen müssen, dass es kaum Fluchtmöglichkeiten gab. Das Kloster war eine Festung, die sowohl die Leute von ausserhalb ausschloss als auch die Mönche innerhalb einschloss. Zuerst wollte Hoffnungslosigkeit in ihm aufsteigen, doch sie war schnell wieder durch den Zorn in ihm verdrängt: *Ich werde nicht so leicht aufgeben!*

Und er fasste den eisernen Entschluss, dass er eines Tages aus diesem Gefängnis freikommen würde!

UNTER NONNEN

Im Kloster

Anneli wurde mit eisernem Griff einen gepflasterten Weg entlanggezerrt und durch ein hölzernes Tor ins Innere des nächsten Gebäudes gestossen. Ihr Mund war vor Angst ganz trocken und ihr Herz pochte laut. Die nächste Tür gab den Blick in einen grossen Raum frei, in dem massive Holztische in Reih und Glied standen. Links und rechts davon waren einfache Bänke ohne Lehnen. „Das ist der Speisesaal, das Refektorium.“ Die Nonne schob Anneli weiter bis zur nächsten Tür. „Und das ist die Küche. Martha, bring schnell ein Stück Brot und einen Becher Wasser für die Kleine!“

Anneli staunte über die grossen Töpfe, die herumstanden, und die riesigen Rührlöffel, die auf dem Abtropfgestell lagen.

„Wo hast du denn die her?“, fragte Martha mit einem verachtenden Unterton in der Stimme.

„Von den Habsburgern. Heisst Anna. Die wird uns gute Dienste leisten.“ Und zu dem Mädchen gewandt fuhr sie fort: „Ja, ja, schau dich nur um. Hier kannst du dann jeden Tag nach dem Essen die Töpfe schrubben. Das gibt Muskeln. Das ist Schwester Martha, unsere Köchin.“

Schwester Martha war eine dicke Nonne mit einem rundlichen Gesicht. Von ihren Haaren konnte man nichts sehen, wie bei allen Klosterfrauen. Sie waren fein säuberlich unter einem weissen Tuch versteckt, das bei jeder Nonne eng um den Kopf ge-

schlungen war. Darüber lag ein schwarzer Schleier, der den Abgesonderten über den Rücken hinunterhing. Um ihren Hals baumelte ein grosses Holzkreuz. Anna hatte nicht lange Zeit, um sich alles anzusehen.

„Setz dich hierher! Ich bin Schwester Sieglinde und jetzt isst du erst mal was!“

Nein, das werde ich nicht, war sich Anneli sicher. Langsam setzte sie sich auf die äusserste Kante der harten Holzbank und schob das Brot, das Sieglinde ihr hingelegt hatte, entschieden zur Seite.

„Du isst!“, befahl die Ordensfrau dem Mädchen energisch.

„Nein!“, entgegnete Anneli entschieden und wollte sich zur Seite drehen. Doch noch bevor sie sich ganz abgewandt hatte, erhielt sie eine schallende Ohrfeige, die ihr die Tränen in die Augen trieb. „Du isst, oder soll ich dir alle Haare abschneiden? Das gefällt euch Judengesindel doch so!“

Diese Drohung brach auch noch den letzten Widerstand des Mädchens. Langsam nahm sie das Brot und begann unter leisem Schluchzen zu kauen.

„Du musst hier gar nicht heulen. Du hast’s nämlich noch sehr gut getroffen, anderen geht es viel dreckiger. Unsere ehrwürdige Mutter, die Priorin, heisst Anna-Katharina. Du lernst sie dann schon noch kennen, und der Abt Johann ist ein heiliger und guter Mann!“

Johannes, wie mein Papa, dachte Anneli betrübt.

„So, steh auf und komm, ich habe Arbeit für dich. Du bist nicht zum Faulenzen hier!“ Sieglinde zog Anneli am Arm hoch und eilte in die Küche.

„Übrigens, versuch erst gar nicht zu fliehen, sonst ...!“ Sieglinde drehte sich um, hielt ihre flache Hand dem Mädchen an den Hals und bewegte sie mit gnadenlosem Blick einmal nach links, einmal nach rechts. Anneli schaute sie schreckerfüllt an und begann zu zittern.

Die meint es ernst ... oh Gott!

„Martha, zeig diesem Balg, wie man das Refektorium schrubbt, aber sauber!“ Mit diesen Worten entfernte sich die Oberin.

„Also, Anna. In dieser kleinen Kammer sind die Putzsachen. Du nimmst den Eimer und die Bürste dort oben auf dem Gestell. So, jetzt kommst du mit, in der Küche ist noch Wasser übrig vom Abwasch. Sei vernünftig. Je besser du gehorchst, desto einfacher hast du’s. Mit Schwester Sieglinde ist nicht zu spassen.“

Anneli jedoch blieb stehen, ohne Schwester Martha zu folgen. Nur, mit dem Fuss auf den Boden zu stampfen, das getraute sie sich nicht.

Plötzlich hörte sie Schritte, und noch ehe sie sich umdrehen konnte, traf sie ein heftiger Schlag auf den Hinterkopf. Das zarte Mädchen stürzte zu Boden und begann bitterlich zu weinen.

„Wir werden deinen Willen schon noch brechen“, ertönte Sieglindes Stimme.

Unsanft riss sie Anneli auf die Füsse und drückte ihr den Eimer in die Hand. „Na los jetzt, oder wagst du immer noch zu protestieren? Wehe dir!“

Zu Martha gewandt fuhr sie fort: „Du solltest doch eigentlich wissen, wie das mit den Leibeigenen läuft, oder? Wenn du sie verweichlichst, wird die Kleine bald dir zeigen, wie man den Boden schrubbt, und uns allen auf der Nase herumtanzen. Ich erwarte absoluten Gehorsam. Ist das klar? Wehe dir, wenn du diesem bockigen Ding den Widerstand bis heute Abend nicht ausgetrieben hast!! Klar?“

„Ja, Frau Oberin.“ Martha warf Anneli einen wütenden Blick zu und wartete, bis die Oberin verschwunden war, bevor sie ihr zuzischte: „Das machst du nicht noch einmal, sonst versohle ich dir den Hintern mit einem heißen Kochlöffel, du kleines Biest!“

Anneli nickte ängstlich und begann unter Anleitung der Ordensfrau ungeschickt den Boden zu reinigen. Ihr Rücken fing bald an zu schmerzen, doch sobald sie sich kurz aufrichten wollte, erklang Marthas Stimme: „Weiter, hier wird nicht gefaulenzt!“

Anneli stöhnte leise und verkniff sich die Tränen. Obwohl sie sich Mühe gab, schnell vorwärts zu kommen, schien der Boden, den sie zu bearbeiten hatte, kein Ende zu nehmen. Der Rücken und die Knie taten ihr weh, die Hände waren eiskalt.

„Ich muss jetzt zur Messe, wenn ich wiederkomme, ist hier alles fertig, klar?!“

„Ja.“

Anneli wartete, bis sie sicher sein konnte, dass die Nonne wirklich verschwunden war, erst dann richtete sie sich mit einem Seufzen auf und massierte mit den Händen ihr schmerzendes Kreuz. Plötzlich ertönten monotone Sprechgesänge. *Das ist Messe? Das klingt aber nicht schön! – Oh, ich muss vorwärtsmachen, sonst ver-sohlt sie mir den Hintern!* Eifrig machte sich Anneli wieder an die Arbeit und war auch wirklich fertig, als Schwester Martha wieder ins Refektorium trat.

„Hm, gut“, meinte diese, nachdem sie den Boden begutachtet hatte. „Und jetzt kannst du mir Wasser holen. Das ist sowieso ab jetzt dein Teil. Dann muss ich die schweren Eimer nicht mehr hierher schleppen. Danach hilfst du mir, das Abendessen zu bereiten. Los, komm, ich zeig dir, wo der Brunnen ist!“

Am Abend führte Sieglinde das Mädchen eine knarrende Holztreppe hinauf in eine Kammer über dem Speicher. „Hier kannst du schlafen.“ Sie deutete auf eine wurmstichige Bettstatt mit einem Strohsack. Eine Decke lag zerknüllt in der Ecke des Bettes. „Während der Morgenandacht musst du dann Wasser holen und die Tische decken. Ist doch wohl besser hier als bei den Habsburgern, oder?“ Mit diesen Worten zog sie die Türe zu und Anneli hörte, wie sich ihre Schritte über die knarrende Treppe entfernten.

Langsam schweifte ihr Blick durch die kleine Kammer. Der Boden war aus Holz und die Aussenwände bestanden aus grossen Steinen. Ausser dem Bett war nur ein kleiner Stuhl in dem kalten Raum, und eine Kerze stand auf einer runden Tonunterlage neben dem

Bett. Erschöpft liess sich das Mädchen auf das Stroh fallen und kugelte sich unter der zerschlissenen, modrigen Decke zusammen. Ihr Gesicht in beide Hände gelegt begann sie haltlos zu weinen. *Mama, Papa! Ich kann nicht mehr! Ist das jetzt mein Zuhause? Am liebsten würde ich fliehen. Aber wohin? Ich hab ja gar niemanden mehr. Doch, Daniel! Vielleicht lebt er noch und ist auch irgendwo in ein Kloster verschleppt worden.* Wehmütig dachte sie an die Zeit ihrer Kindheit zurück und an die glücklichen Jahre im Schoss ihrer Familie. Dann schlief sie traurig und erschöpft ein.



Die Tage schlichen dahin. Annelis Herz wurde immer trostloser und eine lähmende Resignation liess sie alles gleichgültig ertragen. Jeden Abend weinte sie sich in den Schlaf. Auch Daniel vermisste sie schmerzlich, und die Angst um ihn schnürte ihr immer wieder den Hals zu.

Kein Lächeln zierte das sonst so hübsche Mädchengesicht. Liebe und Freundlichkeit erfuhr sie äusserst selten, und die Sehnsucht nach den Eltern und dem Leben mit ihnen wurde immer stärker. Pater Waldes schien der einzige freundliche Mensch hier zu sein ... Manchmal, wenn sie ihm in den Gängen begegnete, strich er ihr kurz und sanft übers Haar.

Anneli musste viel arbeiten: putzen, in der Küche helfen, abwaschen, den Boden wischen und vieles mehr. Am schlimmsten aber waren diese schweren Wassereimer. Sie musste die leeren Eimer über dem Brunnen an den Haken hängen und an einem Seil hinunterlassen. Das ging ja noch, aber die gefüllten Eimer hinaufzuziehen, war für das schwächliche Mädchen fast nicht möglich. Manchmal half ihr einer der Stallburschen dabei. Normalerweise musste sie sich aber mit ihrem ganzen Körpergewicht an das Seil hängen und unter Aufbietung aller Kraft ziehen, damit sie die schweren Eimer heraufbefördern konnte. Sie aber

dann ohne auszuschütten in die Küche zu tragen, brachte sie immer wieder an den Rand ihrer Kraft. War sie zu langsam, wurde sie obendrein noch von Schwester Martha mit einer Ohrfeige empfangen.

Die Verantwortung der Nonnen war es, sich im kleineren Teil des riesigen Anwesens um die Geflügelzucht und die Gärten zu kümmern.

Bei der Gartenarbeit halfen den Nonnen meist einige der jungen Knechte, die sich normalerweise um die Pferde und das Vieh kümmerten.

Die Oberin mahnte Anneli, sich wie die Nonnen ebenfalls jeglicher Blicke zu enthalten und ihr Gesicht keusch nach unten zu senken, wenn sie im Garten half und männliches Geschlecht entgegen war.

Sobald Anneli aber unbeobachtet war, redete sie mit den jungen Burschen, die ihr immer mit den Wassereimern halfen. Aufmunternd zwinkerten ihr die Knechte zu, einer warf ihr sogar einmal einen saftigen, roten Apfel in den Schoss. Doch auch sie konnten ihr nicht helfen, hier wegzukommen. Niemand hätte das gewagt!

Der Gänserupf

Im Herbst wurden die gemästeten Gänse geschlachtet. Anneli musste sich in der Küche neben Schwester Martha auf einen Schemel setzen. Schon beim Eintreten hatte sie die toten, blutverschmierten Gänse gesehen, als aber Sieglinde eines dieser Tiere nahm und in ihren Schoss legte, schrie Anneli auf und wollte rausgehen. Doch schon wurde sie von den Händen der Oberin auf ihren Schemel gedrückt. „Anna, dies hier ist ein Ort der Stille und Besinnung. Ich dulde kein solches Geschrei! Nur wenn du dich gut entwickelst, wird dir der Abt die Möglichkeit geben, Nonne zu werden, auch wenn du dem Judenpöbel angehörst.“

Hab dich doch nicht so! Hast du noch nie eine tote Gans gesehen? Die müssen gerupft werden, wenn sie noch warm sind. Also los jetzt, ihr beiden! – Du, Martha, zeigst ihr, wie’s geht!“, fügte sie hinzu.

„Aber ich ... ich kann ni...“ Anneli standen Tränen in den Augen. „Nun fangt endlich an!“, zischte Sieglinde und entfernte sich aus der Küche.

„Also, du nimmst sie zwischen die Knie, auf den Rock. So hier. Halt sie gut fest, am besten am Hals. Die Federn musst du gegen vorne ausreißen und in diesen Sack legen“, erklärte Martha.

Das kleine Mädchen konnte den toten Vogel vor Ekel kaum halten. Mit zittrigen Händen und Tränen in den Augen begann sie ihn zu rupfen.

„Na, siehst du, ist gar nicht so schlimm. Beim ersten Mal musste ich mich auch fast übergeben, aber man gewöhnt sich daran, wie an so vieles andere auch!“

Die Köchin lächelte zufrieden. Es war gar nicht so einfach, die Federn in den Sack zu bringen. Sie klebten an den Fingern, und wenn Anneli versuchte, sie in den Sack zu schütteln, flogen sie umher, anstatt dorthin, wohin sie sollten. Auch pusten half nicht viel. Martha lachte sie laut aus. „Ja, ja, das muss geübt sein!“

Die Köchin blies ein paar Federn in Annelis Gesicht und kicherte. Diesmal versuchte Anneli, den Flaum energischer abzuschütteln – mit dem Erfolg, dass der Sack umkippte und alle Federn auf dem Boden zerstreut lagen.

„Was fällt euch ein?“ Sieglinde stand in der Türe.

„Aber wir ...“, versuchte Martha zu erklären.

„Halt den Mund, sonst ...!“

Sieglindes Augen verengten sich und ihr Kopf wurde immer röter.

„Du dumme Gans, faule Kröte, für nichts bist du zu gebrauchen! Nur Scherereien hat man mit dir! Ich hätte dich besser den Söldnern gelassen, die hätten dir deine Flausen schon ausgetrieben!“

Herumspielen statt arbeiten! Na warte, du verdammtes Judenpack!“ Schnell trat sie auf Anneli zu, riss sie an den Haaren und versetzte ihr zwei schallende Ohrfeigen. „Zur Strafe wirst du heute Abend alle Töpfe ganz alleine putzen, du Tunichtgut!“

Martha starrte sie mit grossen Augen und geöffnetem Mund an. Anneli wimmerte leise. Sie war auf den Boden gestürzt und hielt sich die Hände schützend über den Kopf.

„Macht das fertig“, befahl Sieglinde und eilte aus der Küche. Sie lief die Treppe hinter den Vorratsräumen hinunter und kauerte sich in einem entlegenen Winkel des Kellers nieder, wo sie niemand hören und sehen konnte.

„Ich wollte das nicht“, flüsterte die Nonne gequält. „Warum werde ich nur immer so wütend. Das Mädchen reizt mich mehr als alles, was ich je erlebt habe. Ich kann sie einfach nicht ertragen. Manchmal könnte ich ihr den Hals umdrehen und hätte nicht einmal ein schlechtes Gewissen dabei. Oh, wo bin ich nur hingeraten mit meinem Leben! Dieser Hass, dieser Hass!“

Sieglinde erhob sich und fing an, die eingemachten Gläser zu sortieren.

Schmerzliche Erinnerungen brachen in ihr auf. Sie war auch einmal so klein gewesen wie dieses Mädchen mit den grossen, braunen Augen. Ihr reicher Vater hatte sich vorgenommen, dass aus seinem Töchterchen einmal etwas ganz Besonderes werden sollte. Sie besaßen grosse Ländereien, und die kleine Sieglinde wurde in Kreisen des höchsten Adels aufgezogen. Der Vater verbot ihr den Umgang mit dem Gassenpöbel, wie er die Leute aus dem Dorf nannte. Dennoch schlich das Mädchen manchmal heimlich aus dem Gutshof der Eltern und traf sich mit Gleichaltrigen am nahe gelegenen Weiher. Dort hatte sie auch Koni kennen gelernt ...

Als der Vater sie zwingen wollte, sich mit einem wohlhabenden Mann in seinem Alter zu vermählen, war sie zu ihrem Geliebten geflohen. Heimlich heirateten sie und Sieglinde wurde schwan-

ger. Doch der Vater gab keine Ruhe, bis er die beiden aufgespürt hatte. Um diese Schande zu rächen, liess er ihren Mann erhängen und nahm der jungen Mutter das Kind weg. Schliesslich gab er sie in die „Obhut“ des Klosters und bezahlte dem Abt eine angemessene Summe für ihre Aufnahme. Sie musste ein Gelübde auf Lebenszeit ablegen.

Sieglinde schluchzte und wünschte sich, sie hätte ein anderes Leben gehabt.

Seit Jahren war sie hier eingesperrt und setzte all ihre Kraft ein, um das oberste Amt in diesem Kloster bekleiden zu können. *Nein, ich muss jetzt stark sein!* Sie konnte sich keine Schwächen dieser Art leisten, sonst hätte sie ihre Aussicht auf das Priorinnen-Amt verwirkt. Hildegard, der „Mutter-Priorin-Liebling“, hoffte anscheinend auch, die Nachfolgerin von Mutter Anna-Katharina zu werden.

Mit einem Seufzer erhob sie sich.

Noldi

„Gott, lieber Gott, kannst Du mir denn wirklich nicht helfen? Ich bin so alleine, bitte, bitte hilf mir“, bat Anneli an einem Abend inniglich. In Gedanken war sie wohl schon tausendmal geflohen, aber all ihre Fluchtpläne zerbrachen stets an der gnadenlosen Realität ihres Alltags. Nein, es gab keine Möglichkeit, hier wegzukommen.

Jeden Abend schlief sie erschöpft ein, um nach nur wenigen Stunden wieder durch das Glockengeläut geweckt zu werden. Das war ihr Zeichen, der Tag begann. Während der Morgenandacht, wo jeweils diese eigenartigen Gesänge der Mönche und Nonnen ertönten, musste sie schnell in die Küche gehen, um Wasser zu holen und das erste Mahl vorzubereiten. So auch an diesem Morgen.

Als alle im Esssaal versammelt waren und die Holzlöffel nach dem Gebet eifrig in die Grütze getaucht wurden, fiel ihr Blick plötzlich auf eine kleine Gestalt, die auf der gegenüberliegenden Seite mit dem Rücken zu ihr sass. Es musste ein Junge sein, der dort still sein Essen einnahm.

Von der Grösse her konnte er etwa in ihrem Alter sein. Sein dunkles Haar hing halblang auf seine Schultern herab. *Was macht denn der hier? Wo kommt er so plötzlich her? Gestern war er noch nicht da und sonst hat es doch im Kloster keine anderen Kinder*, dachte Anneli.

Als hätte der Junge ihre Gedanken gehört, drehte er sich um. Anneli erschrak und schaute schnell auf ihren Teller. Verlegen sah sie zu den Nonnen, die neben ihr sassen. Diese tuschelten miteinander und beachteten sie nicht. Sie blickte noch einmal zu dem Jungen, der sich scheinbar nichts daraus machte, sie immer noch anzugucken. Schelmisch zwinkerte er mit den Augen und wandte sich dann wieder seinem Essen zu.

Kaum war das Mahl zu Ende, führte eine Nonne das Mädchen in den Gang.

Da stand er, dieser fremde Junge von vorhin, und strahlte sie aus zwei grossen, braunen Augen an. Sein hübsches Gesicht wurde umrahmt von seinem schulterlangen Haar mit den zwei geflochtenen Zöpfen. Seine Zuversicht stand in krassem Gegensatz zu Annelis Entmutigung. Dieser kecke Blick weckte in ihr ein schlechtes Gewissen. Ihr wurde schmerzlich bewusst, wie falsch es gewesen war, jegliche Hoffnung aufzugeben.

Der Junge liess die Erinnerung an Noah wieder wach werden und seine Augen schienen zu sagen: „He, schön, dass du da bist.“ Doch sie spürten beide, dass sie jetzt nicht reden durften. Anneli schenkte dem Knaben nur ein feines Lächeln, das sie mehr mit den Augen ausdrückte als mit dem Mund.

„Das ist Anna und das Arnold“, stellte die Ordensfrau die zwei kurz vor. „Und jetzt ab an die Arbeit, ihr könnt in der Kapelle

den Steinboden schrubben! So kommt, und zwar ein bisschen schnell.“

Anneli musste auf der rechten Seite beginnen und Arnold auf der linken.

„Na, ob das klappt mit den beiden Kindern? Wenn du weisst, was ich meine ...“, fragte eine Nonne, die in den Eingang der Kapelle getreten war.

„Ach was“, lachte die andere Ordensschwester, „das sind doch noch Kinder! Also, ihr beiden, jeder von euch putzt eine Hälfte. In einer Stunde seid ihr fertig!“

Plaudernd entfernten sich die beiden Schwestern.

„Psst!“

Hinter einer Sitzbank kam langsam eine Schrubbbürste zum Vorschein, danach braune Haare und funkelnde Augen, die Anneli neugierig musterten.

„Psst! Hat man dich auch hierher verschleppt?“ Anneli nickte und schaute auf den Boden.

„Mich auch“, sagte der Junge. „Du bist Anna?“

„Ja, aber eigentlich heisse ich Anneli.“

„Ich bin Noldi“, erklärte er und gab ihr die Hand.

„Ich hab dich im Küchenhaus gesehen. Bist du schon lange hier?“

„Schon ewig.“ Sie schiefte traurig.

„Woher kommst du?“, fragte der Junge mitfühlend.

„Aus dem Elsass. Sie haben mich verschleppt“, antwortete Anneli leise und blickte in die Ferne.

Noldi schaute sich kurz um. Als niemand kam, fragte er weiter:

„Und jetzt ... wo sind wir denn hier?“

„Keine Ahnung, man hatte mir die Augen verbunden.“

„Dir auch?“

„Ja. Aber ich glaube, es muss ein Kloster sein. Denn hier gibt's einen Abt Johann.“

„Was? Abt Johann? Bist du dir sicher?“

„Ja, ganz sicher, weil mein Vater Johannes hiess.“

„Hiess? Lebt er nicht mehr?“

Anneli schüttelte den Kopf und presste ihre Lippen zusammen; eine Träne fiel auf ihre Schürze. „Mama auch nicht mehr ...“

„Wer hat das getan?“, unterbrach Noldi.

„Die Römer-Kirche. Zuerst zerstörten sie nur unsere Synagogen.“

„Syna... was?“

„Das sind Häuser. Bei euch heissen die Kirchen. Und dann durften wir an christlichen Feiertagen nicht mehr auf die Strasse.“

„Was meinst du mit ‚wir‘?“

„Ja, halt die Juden. Alle jüdischen Bücher mussten verbrannt werden und wir mussten besondere Kleidung tragen.“

„Doch das war alles noch gar nicht so schlimm“, fuhr Anneli fort. „Aber dann durften wir auch nicht mehr in unserem Haus bleiben. Man hat uns alles weggenommen ... und man wollte uns zur Taufe zwingen. Das wollten meine Eltern nicht.“

Mit halbgeöffnetem Mund sah Noldi sie an.

„Und dann, dann haben sie ihnen vor meinen Augen die Köpfe abgeschlagen.“

Sie hielt ihre Arme ausgestreckt in die Höhe, Tränen rollten ihre Wangen herunter. „Ich hab so Heimweh!“, schluchzte sie herzzerreissend.

Noldis Augen füllten sich mit Tränen. Anneli tat ihm so leid. Er rutschte zu ihr hin und nahm sie tröstend in den Arm. „Wir müssen jetzt tapfer sein. Gewiss sind wir nicht lange hier drin. Dany, Dany wird uns nicht im Stich lassen.“

Erstaunt blickte sie auf. „Wer ist Dany?“

„Mein bester Freund aus der Knabenschaft. Meine Eltern leben zwar noch, aber die werden uns so wenig helfen können wie die deinen.“

„Warum denn nicht?“

„Ach, die beten nur immer, aber tun nichts dagegen. Doch Dany, Dany, mein Freund, wird kommen, der holt uns hier raus. Du bist nicht mehr allein, Anneli. Ich bin jetzt hier dein grosser

Bruder. So lange ich lebe, will ich für dich da sein und für dich sorgen. Anneli, du bist nicht mehr allein!“

Unerwartet wurde die Tür der Kapelle aufgerissen. Noldi und Anneli erschrecken und liessen einander schnell los. Mit eiligen Schritten näherte sich eine Nonne.

„Warum bist du auf dieser Seite? Übe dich schon von klein auf, dich von dem anderen Geschlecht fernzuhalten“, mahnte sie den Jungen, der Anneli heimlich zuzwinkerte. „Warum seid ihr noch nicht weiter?“, tadelte die Ordensfrau.

„Ich ... ich habe ihm gerade erklärt, dass es hier viel zu langsam vorwärtsgeht“, erklärte Anneli.

„Und wir haben zusammen beraten, wie wir die Lage in den Griff kriegen“, fügte Noldi hinzu, der etwas Mühe hatte, sein Lachen zu verbergen.

Die Nonne musterte die Kinder mit strengem Blick. „So, so, scheinen wohl aus einem feinen Elternhaus zu stammen.“

„Kommt jetzt runter, im Garten gibt's noch Arbeit für euch. Da könnt ihr den Boden für ein neues Beet bereiten. Ihr könnt am Abend fertig schrubben. Wir müssen die Sonne ausnützen.“

Die Knechte hatten schon vorgearbeitet. Nun musste nur noch der Boden gelockert, Unkraut entfernt und der Samen verteilt werden.

Die Nonne drückte den beiden eine kleine Harke in die Hand.

„Dieses Beet hier müsst ihr lockern und die grossen Erdklumpen verkleinern, dass man ansäen kann. Ich bin dort hinten neben dem kleinen Blumenbeet am Hacken. Aber diesmal geht's schneller vorwärts als in der Kapelle!“

Die Vögel zwitscherten und Anneli sog die warme Luft tief ein. Sie lächelte Noldi zu: „Ich bin froh, dass du da bist und ich nicht mehr so alleine bin. Jetzt können wir auch ungestört reden, wenn wir gleichzeitig arbeiten. Ich bin so gerne hier draussen, wo man die Vögel sieht und es so schön warm ist. Aber sag, wie war das mit der Knabenschaft?“

Noldi erzählte stolz, was er mit der Knabenschaft alles erlebt hatte. Die Folterung der Waldenser verschwieg er wohlweislich. Mit einem Mal stiess die Harke von Anneli auf einen harten Gegenstand in der Erde. Neugierig grub sie weiter. „Was ist denn das?“

Eine hellbraune Kugel kam zum Vorschein. Anneli nahm sie aus der Erde und rieb den Schmutz mit ihren Händen weg.

„Noldi, schau mal, was ist das?“ Doch im gleichen Augenblick erkannte Anneli, was sie in der Hand hielt.

„Wäähh!“ Mit einem lauten Schrei warf das Mädchen den kleinen Totenschädel auf die Erde und wischte sich die schmutzigen Hände an ihrer Schürze ab. Wieder sah sie die Köpfe ihrer Eltern ins Gras rollen.

„Anneli, was hast du?“

Als Noldi den Kinderschädel entdeckte, fasste er Anneli bei den Schultern. „Schnell, knie dich hin!“

Von weitem sah er die Ordensschwester herbeihasten und vergrub den Schädel rasch wieder in der feuchten Erde.

„Was ist denn jetzt schon wieder los?“

„Sie hat sich beim Graben furchtbar wehgetan“, erklärte Noldi.

Die Nonne nahm die schmutzigen Hände von Anneli und untersuchte sie. Verletzt schienen sie nicht zu sein.

„Ich dachte schon, du wärst tot, so hast du geschrien! Passt gefälligst besser auf mit den Geräten“, befahl sie, klopfte sich die Schürze ab und eilte kopfschüttelnd zurück zu ihrem eigenen Beet. Sobald sie ausser Sicht war, grub Noldi an der Stelle weiter, wo Anneli den grausigen Fund gemacht hatte. Mehrere dieser kleinen Kinderschädel kamen zum Vorschein. „Oh, nein. Ist das hier etwa ein Friedhof?“, murmelte er.

Anneli schaute ihm über die Schulter. „Noldi!“

Schnell presste sie beide Hände auf ihren Mund, um nicht nochmals laut zu schreien.

„Noldi, was ist das, woher kommen all diese grässlichen Totenköpfe?“, flüsterte sie ängstlich.

„Ich weiss auch nicht, aber das sind alles Köpfe von Kindern, die sind so klein! Anneli, wir müssen hier raus, so schnell wie möglich. Da muss irgendetwas ganz Schlimmes passiert sein! Heute Nacht treffen wir uns, wenn alles still geworden ist. Ich habe im Keller einen Gang entdeckt, der uns vielleicht in die Freiheit führen könnte. Schnell, wir graben alles wieder ein, bevor die Nonne kommt.“

Klosternächte

Der Schrei eines Käuzchens drang in Annelis Kammer, begleitet von dem hellen Licht des Vollmondes. Durch das Fenster blies ein kalter Hauch und brachte das Mädchen zum Frösteln. Erwartungsvoll blickte sie zur Tür. Heute Abend würde dieses Elend ein Ende haben.

Anneli war bereit, mit Noldi zu fliehen. Wohin, das wusste sie selber nicht. Egal, erst mal nur weg von hier. Sie hatte viel durchgemacht, aber jetzt, jetzt sollte alles anders werden. Dieses Mal würde sie nicht bloss in ihren Gedanken weglaufen.

Das klappt ganz bestimmt. Noldi hat alles gut geplant. Er ist schlau, dem kann man vertrauen, dachte Anneli.

Ein leises Klopfen ertönte. Sie huschte auf Zehenspitzen zur Tür und schaute durch das kleine Guckloch ihrer schweren Kammertüre. Es war Noldi, der sie abholte, wie abgemacht. Das Mädchen schlüpfte leise hinaus in den Flur.

Verheissungsvoll lächelte Noldi seine kleine Freundin an, nahm sie bei der Hand und sagte: „Bist du bereit?“ Die Kleine nickte kurz und schon schlichen sie den dunklen Treppengang entlang. Unheimliche Stille erfüllte das Kloster. Anneli versuchte ruhig zu atmen, doch ihr ganzer Körper zitterte vor Aufregung. Ihr Herz schlug im Takt ihrer flinken Schritte.

Sie erreichten einen grossen Kreuzgang, wo Kerzen in Mauervertiefungen flackerten.

Noldi spähte hinter den Nischen des Ganges hervor und winkte Anneli, ihm zu folgen. Um nicht entdeckt zu werden, huschten die beiden von Säule zu Säule und versteckten sich jeweils einen kurzen Moment.

Manchmal blieben sie etwas länger stehen, wenn sich die Schatten der Pfeiler verdächtig zu bewegen schienen.

„Hier ist er“, flüsterte Noldi, als sie den geheimen Durchgang erreichten, von dem er gesprochen hatte. Die rostigen Angeln der schweren Holztür quietschten bei jeder kleinsten Bewegung in hohem Ton. Erschrocken sahen sich die Kinder um, doch niemand schien sie gehört zu haben. Beide atmeten vor Erleichterung auf, schlüpfen schliesslich nacheinander durch die schmale Öffnung und blickten die Treppe hinab in die Dunkelheit.

Noldi trat an Anneli heran und flüsterte ihr ins Ohr: „Pass auf. Hier kommt gleich eine Treppe, ich geh voran und du bleibst dicht hinter mir. Komm, gib mir deine Hand, du musst keine Angst haben. Ich bin bei dir und kenne mich hier aus!“

Anneli drückte kurz die Hand ihres Freundes als Zeichen ihres Vertrauens. Sie hielt sich an seinem Ärmel fest und folgte ihm. Zwischen grossen Weinfässern führte ein schmaler Gang durch den unheimlichen Keller. Irgendwo tropfte Wasser.

„Warum sind denn hier manchmal Kerzen angezündet?“, fragte Anneli leise im Halbdunkel. Noldi zuckte mit den Schultern und legte den Zeigefinger auf den Mund, die andere Hand an seine Ohrmuschel. Von weitem hörte man wildes, dumpfes Lärmen.

„Was ist das?“

Der Junge hob ratlos die Schultern und sie schlichen weiter, eine schmale Treppe hinab. Die seltsamen Geräusche wurden immer lauter. Das Herz des Mädchens klopfte stark. *Was ist das bloss? Hoffentlich erwischt uns keiner.*

Am Ende des Ganges gelangten die Kinder zu einer Holztür, durch deren Ritzen helles Licht drang.

„Könnte es sein, dass wir uns doch nicht in einem Kloster befinden? Das klingt ja mehr wie in einem Zechhaus!“ Noldi öffnete vorsichtig die Tür, nur einen kleinen Spalt breit. Neugierig spähten die beiden hindurch.

Stickige Luft drang Anneli und Noldi entgegen, ein widerlicher Dunst von Wein, Schweiss und gebratenem Fasan. Anneli verschlug es den Atem. Mit immer grösser werdenden Augen starrten die Kinder in den Raum hinein.

Auf einem Tisch befanden sich allerlei Sorten Fleisch, Brot und Trinkkelche. Mönche und Nonnen hielten sich gegenseitig umschlungen, lagen auf Tischen und Bänken, einige sogar auf dem Boden zwischen den Essensresten. Das schien ihnen Vergnügen zu bereiten – nein, sie ... *Was machen die da?*, fragte sich Anneli. Einer der Mönche riss gerade eine Keule aus dem gebratenen Truthahn. Daneben grölte ein anderer, hielt einen Becher empor und biss der Nonne, die er in seinem Arm hielt, lüstern in den Hals. Sie schrie belustigt auf. Andere schmatzten und rülpsen laut. Das Gelächter der Nonnen übertönte die Stimmen der Mönche. Einige lagen entblösst übereinander, kicherten und stöhnten.

Anneli schluckte. Schwindel und Ekel drückten ihr die Luft ab und sie drehte sich mit Schaudern weg. „Die ... die Nonne hat doch gesagt, dass sich Männer und Frauen aus dem Weg gehen sollen. Aber hast du gesehen, was die da Furchtbares gemacht haben?“

Schnell schloss Noldi die Tür. „Das war wohl nicht für unsere Augen bestimmt“, flüsterte er und schaute auf den Boden.

Noldis Blick schweifte kurz umher. „Hier geht der Flur auch nicht mehr weiter. Wir müssen ein andermal einen Weg in die Freiheit suchen. Komm, Anneli, ich bring dich zurück.“

Er nahm ihre Hand und führte sie den geheimen Weg zurück. Schweigen und tiefe Hoffnungslosigkeit begleitete sie zurück in ihr Gefängnis. Sie achteten kaum noch darauf, nicht entdeckt zu werden.

Erst als sie vor Annelis Tür angekommen waren, sagte Noldi: „Mach dir keine Sorgen. Wir kommen hier schon noch raus.“ Aber seine Stimme klang mutlos.

Die Stille zwischen ihnen wurde nur hin und wieder von Annelis Schniefen unterbrochen. Sie weinte immer mehr.

Noldi nahm sie kurz in den Arm, strich ihr sanft über die Wange und sagte mit wachsender Festigkeit: „Wir müssen hier so schnell wie möglich raus. Ich hänge ein Zeichen ins Fenster, dass Dany uns findet.“

Anneli schluchzte und hielt sich an seinen Schultern fest. „Schlaf gut, wir geben nicht auf. Lass den Kopf jetzt nicht hängen, ja? Wir sehen uns morgen!“ Sein zuversichtliches Zwinkern zum Abschied munterte Anneli etwas auf. Sie kehrte in ihre Kammer zurück und legte sich auf ihre modrige Pritsche. Lange konnte sie nicht einschlafen.

Noldis Klau

Es gelang Noldi kaum, Anneli aufzumuntern. In seinem Herzen hatte er tiefes Mitleid. *Ich muss irgendwas für sie tun, das sie aufheitert, irgendwas. Da muss es doch etwas geben*, dachte Noldi.

Plötzlich kam ihm eine Idee.

„Du, Anneli?“, fragte er das stille Mädchen beiläufig. Sie waren für einen Moment allein in der Küche, weil Schwester Martha Kräuter für den Tee holen musste. Anneli schüttete mehr und mehr der Gerste in den grossen Mörser und Noldi zerkleinerte die Körner mit dem mächtigen Stössel. Das sollte dann mit Wasser zu Getreidebrei gekocht werden.

„Mmh?“, antwortete sie, in Gedanken versunken.

„Wann hast du eigentlich Geburtstag?“

Abrupt hielt sie inne. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Oh, hab ich etwas falsch gemacht? Vielleicht hätte ich das jetzt nicht fragen sollen.

Anneli atmete schwer. „Ich weiss es nicht genau. Es war immer dann, wenn die Blätter an den Bäumen schon fast bunt geworden sind und es noch etwas warm draussen war, aber schon ein frisches Lüftchen wehte.“

„Das ist ja bald!“ In Noldis Stimme schwang Vorfreude mit.

Traurig, ohne etwas zu sagen, blickte Anneli ihren Freund an. *Vielleicht ist das auch einer der Gründe, weshalb sie so bedrückt ist, dachte er. Gerade zu ihrem Geburtstag vermisst sie bestimmt ihre Familie und ihren Bruder Daniel.*

Beide setzten die Arbeit schweigend fort.

Schwester Sieglinde betrat die Küche. Ihre furchterregende Erscheinung liess Anneli eingeschüchtert nach unten schauen.

„Arnold, du gehst zu den Stallknechten, der Abt hat Besuch. Sie brauchen noch jemanden, der ihnen mit den Pferden hilft. Das hier kann Anna fertig machen!“

„Was?“, fuhr Noldi auf.

„Geh! Los jetzt!“

Das Zerstossen der harten Gerstenkörner war schon für Noldi anstrengend genug und jetzt sollte Anneli alleine weitermachen? Besorgt blickte er Anneli an, die demütig nach unten schaute und gehorsam nach dem Stössel in Noldis Hand griff.

Der Junge eilte aus der Küche und überquerte den breiten, gepflasterten Weg, der den Nonnen- und Mönchsteil des Klosters voneinander trennte. Da kamen ihm schon Sepp und Arne entgegen.

„Hallo, Kleiner!“, neckten ihn die Knechte kameradschaftlich.

„Hallo! Was gibt's zu tun?“

„Ein hoher Auftrag wird uns heute zuteil. Der Abt bekommt morgen Besuch vom Herzog. Heute reisen schon dessen Schreiberling und sein Berater an. Scheinen wohl was Wichtiges zum

Besprechen zu haben, die hohen Herren. Wir sollen uns um die Pferde kümmern und ihnen nur die besten Dienste erweisen“, erklärte Arne belustigt in etwas förmlicher Sprache.

„Los, da kommen sie schon angeritten!“

Hoch zu Ross näherten sich zwei Herren dem Abthaus. Ihre Pferde waren mit glänzendem Zaumzeug geschmückt. Doch der eigentliche Stolz dieser Erscheinung waren die noch edleren Herren auf ihren Rücken. Ihre Hüte und Umhänge waren aus feinen Stoffen hergestellt, die von Silberfäden durchzogen waren. Noldi, Arne und Sepp halfen den Herrschaften beim Absteigen und führten die Pferde neben dem Abthaus in den Stall, der eigentlich nur für die Pferde des Abtes Johann bestimmt war. Schnell sattelten sie die Rosse ab, striegelten sie und versorgten sie mit Wasser und Futter.

„Mmh, hast du das gerochen, Arne?“

Die Luft vor dem Abthaus war von den verschiedensten Düften erfüllt. Es roch nach Braten, nach Gewürzen und nach Süßlichem. Die Mägen der drei knurrten laut.

„Ja, den werten Herren wird wohl ein echtes Festessen serviert“, antwortete Sepp.

„Hast du so was schon mal gegessen, Noldi, hä?“

Sepp konnte nicht erklären, welche Speisen er genau damit meinte, aber es musste sich um beeindruckende Köstlichkeiten handeln.

„Nein, noch nie!“

„Was würde ich geben, um einmal ein feiner Herr zu sein, mit denen am Tisch zu sitzen und noch eine hübsche Frau an der Seite zu haben!“, schwärmte Arne, der sogleich einen saftigen Stoss von seinem Freund in die Rippen bekam.

„Jetzt flieg mal nicht zu hoch, werter Herr!“, meinte Sepp mahnend.

„Aber wenigstens nur ein kleines Stück von dem Braten. Mir läuft das Wasser im Mund zusammen! Wenn man heimlich etwas

Kleines wegnimmt, merkt niemand, dass da was fehlt“, versuchte er seinen Freund zu überzeugen.

„Bist du des Wahnsinns! Du wirst doch wohl nicht einen so heiligen Mann wie den Abt bestehlen wollen!? Ich sag dir, was du dafür bekommst – den Henker! Kopf ab!“ Mit einer unzweideutigen Handbewegung in der Nähe seiner Gurgel versuchte Sepp seinem Kumpan die Flausen aus dem Kopf zu schlagen.

Noldi und Arne schluckten. Arne seufzte.

„Ja, ja. Dann werd ich mich wohl mit der Grütze und dem niedlichen Bauernmädchen aus dem Dorf begnügen müssen.“

Arne erntete eine freundschaftliche Kopfnuss von Sepp.

„Wir sind fertig. Lasst uns gehen. Morgen kommt der Herzog höchstpersönlich, da müssen wir noch Futter für seine Pferde ranschaffen. Noldi, das passt schon, du kannst gehen, das schaffen wir auch allein. Bis morgen dann!“

Die zwei Burschen trennten sich von Noldi, der wieder in Richtung Nonnentrakt ging.

Nachdenklich schlenderte er zurück zur Küche.

„Kopf ab!“, klang es in seinen Gedanken nach. Aber die Versuchung, dort etwas wegzunehmen, reizte den Jungen – schon allein für Anneli. Er dachte an seine Zeit bei der Knabenschaft zurück, wo sie den Habsburgern die gefährlichsten Streiche gespielt hatten und meist nicht entdeckt wurden. Mit Dany und den Brüdern hatte er gelernt, genau zu beobachten und im rechten Moment zu handeln – da würde doch so ein läppisches Abthaus für ihn keine Schwierigkeit darstellen!

Ja, für Anneli, ein Geburtstagsgeschenk, dachte der Junge.

Noldi musste den Nonnen noch helfen, das frisch geerntete Gemüse im Kellerraum des Speichers zu verstauen. Anneli sah er nur kurz beim Essen.

Als er entlassen wurde, war es schon dunkel. Das Rufen eines Uhus war zu hören und das Zirpen von Grillen. Noldi kauerte sich hinter ein Gebüsch, wo er einen Plan ausheckte. *Soll ich wirk-*

lich ...? Sein Herz klopfte. Ich könnte über den Eingang neben dem Stall in das Abthaus schleichen und mich dort erst mal umsehen und dann ...

Er fasste Mut und stahl sich zu dem Haus, wo die hohen Herren zu Gast waren. Es war stockfinster auf dem Klosteranwesen, nur hie und da flackerte eine Fackel. Doch das Abthaus war hell erleuchtet. Von aussen konnte man Schatten hin- und herlaufen sehen. Die Diener waren anscheinend eifrig dabei, den hohen Herren aufzuwarten.

Noldi schlüpfte durch die Tür neben dem Stall in das Haus hinein und fand sich in einem kleinen Abstellraum wieder, durch den er sich tastend vorwärts bewegte. Er bemerkte eine einfache Holztür, öffnete sie und gelangte in einen kühlen Raum. Hier war es schon etwas heller. Durch die Ritzen der gegenüberliegenden Tür schimmerte Licht hinein.

Von dort hörte er geschäftiges Treiben. Eine kräftige Stimme gab Anweisung.

„Bub, hol mir das Messer! Hast du den Teig für die Schinkenröllchen endlich fertig?“

Metall klirrte, als sei es auf den Boden gefallen.

„Du Taugenichts! Die schöne Sosse!! Ich könnte dich ...!“

„Wo sind die Beilagen, die Sossen?“, ertönte eine andere Stimme.

„Er hat sie verschüttet! Los, jetzt machen wir eine neue! Sage den werten Herren, sie kommt in wenigen Minuten! Nimm die Beilagen mit!“

Allmählich hatte sich Noldi an die Dunkelheit gewöhnt. Er befand sich in dem kleinen Hinterzimmer der Küche – und staunte! Der Junge traute seinen Augen nicht. *Ich bin ja direkt in die Vorratskammer gekommen!* Der Geruch all der Speisen drang in seine Nase. In dem Raum waren Tische aufgestellt, die mit lauter Köstlichkeiten überfüllt waren. *Wenn Arne wüsste, dass ich jetzt hier bin,* triumphtierte Noldi innerlich.

Wie im Traum, seinen Blick auf die anziehenden, wunderschön angerichteten Leckerbissen gerichtet, ging er von Tisch zu Tisch.

Verschieden geformte Brotlaibe lagen kunstvoll aufgeschichtet auf dem Tisch. Es gab dunkles und helles Brot. Rosinen waren eingebacken. Für die Reichen wurden diese edlen Trockenfrüchte von weit hergeholt und auf dem Markt verkauft.

Er blickte auf gebratene Tauben und Schweinslebern, Drosseln, Rebhühner mit kandierten Oliven und gekochten Eiern. Glasierte Wachteln waren als Turm auf einem besonders verzierten Teller angerichtet. Dann folgte Kalbsbraten, der in sonderbar geformte Scheiben geschnitten war, um wohl den Appetit der Herren anzuregen. Lenden von Zicklein, Würste und eine belegte Platte mit teigummanteltem Kaninchenfleisch und Kapaunen bildeten den Abschluss der Hauptspeisen. Durch raffinierte Zubereitung mit verschiedenen Sossen aus Eigelb, Safran und Mehl waren die Köstlichkeiten verfeinert.

Wie von selbst griff seine Hand beim Vorbeigehen nach den Leckereien.

In einer flachen Schüssel lagen getrocknete Feigen und Melonenstücke mit Haselnüssen, Mandeln, Äpfeln, Birnen und Kirschen. Daneben befand sich der Stolz aller Köche – mit Honig und Zucker kandierte Äpfel und Waffeln.

An der Seitenwand standen hohe Krüge mit Leinentüchern bedeckt, gefüllt mit Met, Beerenwein, Weisswein, Rotwein, Bier und Apfelwein.

Das hätte Noldi nie vermutet. Die Nahrung der Mönche und Nonnen bestand hauptsächlich aus Getreideerzeugnissen und Gemüse wie Kohl, dicken Bohnen, Kichererbsen und Rüben, die auf vielfältigste Weise verarbeitet wurden.

Beim Vorbeigehen griff der Junge herzhaft zu, geleitet von einem unbändigen Appetit. *Ich darf nicht zu viel wegnehmen, damit es nicht auffällt*, dachte er noch. *Anneli würde das Fleisch nicht essen*. Er nahm es für sich selber mit und steckte alles in die grosse Tasche in der Innenseite seines Leibrockes.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Noldi zuckte zusammen. Schnell kauerte er sich hinter einen der Tische. Der Lichtkegel aus der Küche traf ihn zum Glück nicht.

„Bring das in die Kammer, und den Hirschbraten und das Kraut! Mach schon, wir haben noch viel zu tun!“

Ein abgehetzter Knabe, anscheinend der Küchengehilfe, kam mehrmals hereingelaufen und rannte nahezu wieder hinaus. Währenddessen erklang die über die Massen kräftige Stimme des Kochs, welcher bei der Arbeit ein Lied anstimmte.

„Los, komm schnell her, Bub, und hilft mir, den Braten zu schneiden.“

Der Küchengehilfe eilte hinaus und liess die Tür zur Vorratskammer einen Spalt breit offen.

Neugierig schlich Noldi zur Tür und spähte in die Küche. Mehrere Kochkessel hingen über einer grossen Feuerstelle an einer Seitenwand der Küche. Auf eisernen Grillrosten brutzelten Wachteln. Der grosse Küchentisch in der Mitte war überfüllt mit Bratpfannen, Kellen, Spiessen, Messern und Fleischgabeln aus Messing und Kupfer. Der Koch, ein sehr beliebter Mann, machte sich gerade mit dem Gehilfen an dem Kalbsbraten zu schaffen. Er trug ein Gewand ähnlich einer Mönchskutte, aber es schien kein richtiger Mönch zu sein. Auch hatte er keine Tonsur und kein Kreuz um den Hals hängen. Der Schweiss rann ihm die Stirn herunter. Seine kurzen Locken klebten durchnässt an den Schläfen und am Hals. Nun schnitten sie den Braten in kunstvolle Formen und richteten die Scheiben auf einem bronzenen Teller an.

Der Koch prasselte mit Befehlen ungeduldig auf seinen Gehilfen ein.

„Nein, nicht so! Was soll der Herzog morgen von uns denken! Halt gefälligst den Braten fest!“

„Ja, Herr! So, Herr?“ Der Knabe war restlos überfordert.

Noldi besann sich. *Ich muss zu Anneli, wenn ich zu lange bleibe, erwischen sie mich noch.*

Der Junge schlich zurück zum Ausgang. Erleichtert atmete er die frische Nachtluft ein. Er blickte auf zum sternenklaren Himmel. Diese Ungerechtigkeit – er konnte es nicht glauben, dass der Abt und seine wertigen Gäste so üppig lebten und Anneli fast verhungerte, weil sie für die schwere Arbeit so wenig zu essen bekam. Groll stieg in ihm auf. Er musste an die Habsburger denken, die in ihrer Übermacht sein Volk unterdrückten und Abgaben forderten, damit der König und der Abt noch reicher werden konnten.

Vorsichtig schlich sich Noldi an den Gebäuden des Klosters vorbei. Er versteckte sich in den Schatten der Erker, bis er sicher sein konnte, dass kein Aufseher in der Nähe war. Behutsam hielt er die Leckerbissen fest, die er unter seinem Oberkleid verborgen hatte.

An Annelis Tür angekommen klopfte Noldi sachte an. Nichts regte sich. Er klopfte wieder, diesmal energischer und sagte halblaut: „Anneli, ich bin’s, Noldi. Bitte mach auf!“

Die Luke in der Tür öffnete sich.

„Noldi, was machst du hier?“

„Ich hab dir was mitgebracht!“

Sie öffnete die Tür.

Noldi trat in die Kammer. Ihre Kerze brannte noch.

„Sei nicht mehr traurig, Anneli, heute feiern wir deinen Geburtstag!“

Einen Leckerbissen nach dem anderen holte Noldi unter seinem Gewand hervor und breitete diese auf ihrem Bett aus. Das Mädchen hielt den Atem an. Eine Feige, ein kandierter Apfel, ein Rosinenbrot, verschiedene Nüsse, zwei Stück Käse, ein gekochtes Ei, Weintrauben, Birnen.

Annelis Augen wurden immer grösser, leuchteten wie Sterne.

„Noldi, was, wo ...??“

„Ach, nicht so wichtig, wo ich das herhab! Alles Gute zum Geburtstag!“ Noldi lächelte Anneli etwas schamvoll an.

„Noldi, wo hast du das her?“ Anneli blickte ihren Freund verdutzt an.

„Äh, ich hab es von dem Abt aus der Küche, der hat so viel, der merkt das gar nicht. Das kann nicht sein, dass der so was jeden Tag isst und du hungerst. Mach dir keine Sorgen, Kleine. Komm, hier, sieh, die süßen Äpfel!“

Anneli lief das Wasser im Mund zusammen, sie starrte auf ihre Geschenke.

„Noldi, ich, ich ... danke!“ Sie umarmte ihn stürmisch und setzte sich gesenkten Blickes auf die Bettkante, Noldi gegenüber.

„Los, komm, wir haben jetzt ein Festmahl!“

Ganz freimütig faltete Anneli ihre Hände: „Danke, lieber Gott, für Noldi und das schöne Essen, Amen!“

Schüchtern griff sie nach dem kandierten Apfel, biss hinein und sog tief den süßen Saft auf. Die Kinder teilten die Speisen unter sich auf. Noldi überliess das meiste Anneli. Er wusste, sie würde es nicht zulassen, dass er nichts davon ass. Eigentlich machte es ihm viel mehr Freude, Anneli zuzuschauen, wie sie die Köstlichkeiten genoss. Dabei lächelte sie Noldi glücklich an und kicherte sogar manchmal. Immer wieder sagte sie „Danke!“, als könne sie damit nicht aufhören, als sei es ihr neues Lieblingswort.

Nach einer Weile kehrte Noldi in seine Kammer zurück. Er legte sich auf sein Bett und starrte verträumt zu Decke. *Das war das Beste, was ich je für einen anderen Menschen getan hab!* Er fühlte sich wie ein Held, dass er es trotz der Gefahr gewagt hatte. Etwas hatte ihn jedoch verwirrt. Als Anneli ihn umarmte, klopfte sein Herz wie wild. *So etwas habe ich noch nie erlebt.*

Am nächsten Tag half Noldi Arne und Sepp wieder mit den Pferden des Herzogs. Es gab viel zu tun, der Herzog kam mit einem edlen Gespann angereist.

„Hast du schon gehört, Sepp, der Koch muss wohl einen riesigen Aufstand gemacht haben, weil jemand Essen gestohlen hat – von den Speisen, die er für den Herzog für heute vorbereitet hatte.“

„Da hat’s doch wirklich einer gewagt. Du warst’s nicht, Arne, was?“ Halb ernst, halb scherzhaft schaute Sepp seinen Freund an.

„Ach, was! Ich hör doch auf dich!“ Er grinste.

„Der Koch vermutet, dass es sein Gehilfe war oder einer der Bediensteten.“

„Oh ja, da bleiben wir doch lieber bei unserem Gerstenbrei und Gemüseintopf, was Noldi?“

„Ja, ja!“ Noldi musste sich sehr zurückhalten, um nicht in Lachen auszubrechen. Er dachte daran, wie sehr sich doch Anneli gefreut hatte. Das war es ihm allemal wert gewesen.

Beinahe frei

Am nächsten Abend stellte Noldi seine Kerze auf den Sims des Fensters und befestigte seinen Brotsack daneben. Den würde Dany erkennen.

Ruhig lag er auf dem Bett in seiner Kammer, die sich im Gesindehaus befand. Er starrte zur Decke, die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Sein Atem ging flach.

Abende wie diese nutzte Noldi dazu, neue Fluchtpläne zu schmieden. Wer könnte ihm nur bei der Flucht helfen? Er kannte einige Stallknechte, mit denen er heute die Pferde gestriegelt und alle Ställe ausgemistet hatte. *Die Burschen im Stall sind schon recht freundlich, aber man weiss nie, wem man trauen kann. Wenn die mitkriegen, dass ich in der Knabenschaft bin, wer weiss, was dann geschieht?*

Wo ist Dany? Wird er mich finden? Wo bleibt er nur?

Dany! Eigentlich waren wir ja nur kurze Zeit zusammen, aber ich fühle mich mit ihm mehr verbunden als mit allen Spielkameraden in meinem Dorf, die ich doch schon viel länger kenne!

„Dany, ich bin im Kloster Marienhorn, du musst mich finden!“, flüsterte Noldi in die Nacht hinein. Als Anneli einen gewissen Abt Johann erwähnt hatte, war dem Jungen klar geworden, in welchem Kloster sie sich befanden. Er hatte die Bauern, die von weiter herkamen, schon oft von einem Abt Johann sagen hören, der sie ausbeutete und zu hohe Abgaben forderte.

Noldi dachte an Anneli, die ihn mit ihren grossen, braunen Augen meist so traurig anschaute. Er versuchte oft, sie aufzumuntern, neckte sie oder brachte ihr ein Gänseblümchen, das er aus dem frischen Futter der Pferde mitgenommen hatte. Sie lachte ab und zu und gab sich Mühe, nicht immer bedrückt zu sein. Doch an ihren geröteten Augen erkannte er, dass sie viel weinte.

Anneli. Sie war so zart, dass ihn jede Minute tief im Herzen schmerzte, die sie im Kloster von den Nonnen geschunden wurde. Er war jetzt ihr grosser Bruder und wollte für sie sorgen, das hatte er ihr versprochen.

Ich werde dafür kämpfen, Anneli, dass es dir eines Tages richtig gut geht und du wieder von Herzen lachen kannst, schwor sich Noldi. Wie gern würde er all das ungeschehen machen, was sie erlebt hatte.

„Ich werde alle Schuld rächen. Das verspreche ich dir, Anneli“, sagte er leise, aber voller Festigkeit vor sich hin.

Er erinnerte sich an ein Gespräch, das sie beim Ernten der Kamillenblüten geführt hatten.

„Ich kann es nicht verstehen, dass meine Eltern nur dasitzen und beten. Es ist doch viel besser, für die Gerechtigkeit zu kämpfen und nicht nur rumzusitzen“, fuhr es aus Noldi heraus, als er ihr von seiner Familie erzählt hatte.

Anneli hatte ihn sehr ernst angeschaut und geantwortet: „Ich wünschte, ich hätte meine Eltern noch, die mich gelehrt haben zu beten. Manchmal hilft das wirklich und ich fühle mich besser, wenn ich gebetet habe.“ Noldi war erstaunt. Solche Worte hätte er aus ihrem Mund nicht erwartet.

Ihre Antwort liess Noldi nicht mehr los. Sie war jünger als er, und doch schien sie manchmal erwachsener und weiser zu sein. Alles, was dieses Mädchen hier am Leben erhielt, war die Hoffnung auf Freiheit und der Glaube an einen unsichtbaren Gott. So etwas konnte Noldi nicht verstehen. Dennoch bewunderte er Annelis Gottvertrauen.

Aber nachdem der Fluchtversuch missglückt war, schien Anneli innerlich aufgegeben zu haben. Sie hatte ihren Freund oft mit leerem Blick angeschaut. Noldi machte sich grosse Sorgen.

Wahrscheinlich hält sie es nicht mehr lange aus hier. Die harte Arbeit in der Küche, ohne Zeit zum Ausruhen, scheint sie an die Grenze ihrer Kraft zu bringen.

Er hatte sie in den Arm genommen, aber sie hatte keine Regung gezeigt, sondern nur leise geschluchzt. Das machte ihm Angst. *Sie darf nicht aufgeben! Dany, beeil dich!*

Er dachte an die Knabenschaft, seine Brüder und Dany.

Die Lider fielen ihm zu und er schlief ein.

Ein Poltern in der Kammer weckte Noldi mitten in der Nacht auf. „Wer ist da?“

Neben seiner Bettstatt lag ein Stein auf dem Boden. Der Junge blickte verdutzt nach unten und musterte ihn. „Dany!“ Noldi eilte zum Fenster.

Am Waldrand schwenkte jemand eine Fackel langsam hin und her. Noldi griff die Kerze und ahmte die Bewegungen der Fackel nach. Im Einklang ging es hoch, runter, nach links und nach rechts. Das war das Erkennungszeichen! „Dany, ich hab’s gewusst, dass du mich nicht im Stich lassen würdest!“

Erwartungsvoll stellte er sich an die Seite des Fensters. Ein weiterer Stein flog vor seinen Füßen auf den Boden. Er kniete sich hin, löste das Pergament, in das der Stein eingewickelt war, und hielt es näher an das Kerzenlicht, um lesen zu können.

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren. Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben. In keiner Not uns trennen und Gefahr.

Sei morgen um dieselbe Zeit bereit. Wir holen dich. Deine Brüder und Dany.“

„Ich hab’s gewusst! Dany, mein Freund!“

Noldi eilte zum Fenster, bewegte die Kerze als Bestätigungszeichen für Dany kurz nach oben und unten. Sein Freund erwiderte das Signal und die Fackel verschwand zwischen den dichten Zweigen des Waldes.

„Ich muss es Anneli sagen!“ Noldis Freude war nicht mehr zu bremsen. Er schlich sich von dem Gesindehaus über den Hof. Alles war still. Nur ein Wächter am Tor piffte leise sein Lied.

Noldi lief den Bogengang entlang, bis zum Ende. Er bemerkte nicht, dass ihm dabei der Brief mit der kostbaren Botschaft aus der Hosentasche fiel. Schnell rannte er über die breite Gasse, die das Klosteranwesen teilte und versteckte sich hinter dem nächsten Pfeiler. Dort befand sich der Speicher, in dem kleinen Häuschen, das an die Küche angeschlossen war. Anneli bewohnte die Dachkammer.

Eine grosse Gestalt in wallender Mönchskutte ging kurz danach ebenfalls den Bogengang entlang. Der Pater stockte. Ein Stück Pergament lag vor seinen Füßen. Er bückte sich und griff nach dem zerknitterten Pergamentstück. Wie kam das hierher? Die Abschriften wurden normalerweise in der Bibliothek gemacht und dort verwahrt. In dem unruhigen Licht der Fackeln hatte er Mühe zu lesen. Ihm kam das Gesicht eines Knaben in den Sinn, der im Nonnentrakt diente. Aber sein Herz bebte. Gedankenversunken setzte er seinen Weg fort. Er musste dem nachgehen.

Hastig klopfte Noldi an Annelis Türe. Nichts regte sich. Er pochte noch einmal und lauschte.

Da, Schritte, die schmale Luke in der Tür öffnete sich.

„Anneli! Ich hab’s gewusst! Ich hab’s gewusst! Er ist hier! Dany ist hier! Hab ich nicht gesagt, dass er kommt?“ Er konnte seine Begeisterung kaum zurückhalten.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Anneli schüchtern.
„Morgen Abend um dieselbe Zeit wird er uns holen. Komm, wenn alles dunkel und still geworden ist, in mein Zimmer. Aber nimm alles mit, was du hast!“ „Geht in Ordnung. Bis morgen Abend“, flüsterte Anneli verschlafen und schloss die Luke.
Zurück in seiner Kammer legte sich der Junge erleichtert auf die Bettstatt. Zufrieden schlief er ein.



Am nächsten Abend schlich Anneli wie abgemacht in Noldis Zimmer. Anneli legte sich in das Bett ihres Freundes und schlief ein, erschöpft von der harten Arbeit. Noldis Vorfreude, Dany wiederzusehen, war zu gross. Er konnte nicht ruhig bleiben und blieb angespannt im Bett sitzen.

Getuschel drang bis in die Kammer.

Ein Stein fiel mit lautem Poltern ins Zimmer. Anneli schreckte auf.

„Hab keine Angst, sie sind da! Das kommt von Dany.“

Schnell hob Noldi den Stein auf und las im Kerzenschein: „Ziehen, bis die Leiter kommt.“

Beide schauten sich fragend an. Anneli zuckte mit den Schultern. Schnell zog Noldi seine kleine Freundin zur Seite. Ein mächtiger Dreizack schlug mit Wucht auf dem Holzboden auf. „Schau, da ist ein Strick befestigt!“

Gemeinsam zogen die beiden an dem Strick. Tatsächlich, eine Strickleiter war daran befestigt. Noldi schlang die emporgezogene Leiter um einen der Widerhaken. Dann befestigte er ihn an der groben Mauer vor dem Fenster.

„Warte, Anneli, zuerst prüfen, ob es hält! – Gut, komm!“, strahlte er hoffnungsvoll. „Ich klettere voraus und du kommst nach. Ich helf dir dann, wenn ich unten bin.“

Anneli lächelte ihm zu. Er spürte, wie sehr sie ihm vertraute.

Tritt um Tritt ging es die wackelige Strickleiter hinab.

„Nur nicht nach unten schauen, Anneli! Wir haben es gleich geschafft“, ermutigte sie Noldi.

Er stellte sich an das Ende der Leiter und beschwerte sie, damit Anneli ohne zu wanken den Boden erreichen konnte.

Die Kinder liefen hastig an der Klostermauer entlang – der Freiheit entgegen.

In unmittelbarer Nähe waren schon die Umrisse von Knaben und jungen Männern in Bauernkleidern zu erkennen. Einige hielten Fackeln in der Hand.

„Da sind sie!“

„Ja, da!“

Beide kletterten den grossen Felsen hinunter, auf dem das Kloster wie eine mächtige Festung erbaut worden war.

„Los, wir müssen uns beeilen!“ Noldi nahm Annelis Hand und beschleunigte das Tempo.

„So spät noch unterwegs? Wohin soll denn die Reise gehen?“, ertönte eine sanfte männliche Stimme.

Den Kindern stockte der Atem. *Nein, nicht gerade jetzt!*

Eine stattliche Gestalt in wallender Mönchskutte tauchte vor ihnen auf. „Schnell weg von hier!“ Die Jungen der Knabenschaft machten sich fluchtartig aus dem Staub.

Noldi drückte Annelis Hand noch fester, seine Augen schauten nach links und nach rechts. Er wog ab, welche die bessere Fluchtrichtung wäre.

„Nun ... ähm ...“ Noldi versuchte abzulenken.

Blitzschnell schossen die Kinder los. Doch der Pater war noch schneller, erwischte die beiden an ihren Oberkleidern und hielt sie mit eisernem Griff fest.

„Lass uns los, du Teufel!“, rief Noldi.

„Wir wollen nicht länger in einem Mörderhaus bleiben, wo man kleine Kindlein tötet.“ Ekel schwang in Annelis Stimme mit. „... uns anlügt ...“ – „... und furchtbar nackte Sachen macht.“

„Ihr redet sehr unweise. Es könnte doch sein, dass ich euer Feind bin. Würde dann mit euch nicht dasselbe geschehen wie das, was ihr eben erzählt habt?“, fragte der Pater.

„Schaut mich an! Kennen wir uns nicht?“

Beide Kinder wandten sich dem Mönch zu. Noldi musterte sein Gesicht. *Den hab ich schon mal gesehen, aber wo nur?*

„Du bist der Mann vom See!“

„Ja, mein Sohn. Aber seh ich wirklich aus wie ein Teufel? So, wie du mich damals genannt hast?“

Noldi blickte beschämt zu Boden.

„Hört zu ihr beiden!“ Pater Waldes neigte sich zu den Kindern, um ihnen unmittelbar in die Augen blicken zu können.

„Ob ihr es fassen könnt oder nicht, aber ich bin euer Freund und leide selber seit langer Zeit unter diesen Dingen, die sich hier im Kloster ereignen.“

„Warum bist du dann nicht schon lange abgehauen?“, fragte Anneli verwundert.

„Und warum hast du dieses Teufelshaus nicht schon längst niedergebrannt?“ Der Vorwurf stand in Noldis Augen geschrieben.

„Weil es unweise wäre. Wegrennen ist niemals eine Lösung. Ich kenne doch dein Schicksal, Noldi! Wenn ich weglaufen würde, würde mit mir und meinem Haus dasselbe passieren wie mit deinem, wenn du weglaufen würdest.“

Der Pater legte seine Hand aufs Herz und fuhr fort: „Hinter diesen Klostermauern wurden Hunderte von Neugeborenen getötet, die es nicht geben durfte.“

Er schüttelte traurig mit dem Kopf.

„Nicht nur das. Seit der Einführung der Inquisition durch Papst Gregor IX. klebt viel Blut an den Händen dieser Menschen. Und nachdem Papst Innozenz IV. die Folter genehmigte, wurden besonders Frauen aus reichen Häusern als Hexen verbrannt, um sich ihr Hab und Gut zu Eigen zu machen.“

„Warum machen denn die das alles?“ Entsetzen und Abscheu war in Annelis fragendem Blick zu sehen.

„Sie wollen ihren Kopf durchsetzen und darüber hinaus sind sie geldgierig und wollen immer mehr Geld!“

„Wenn du wirklich unser Freund bist, dann hilf uns jetzt auf der Flucht!“ Noldi wollte um nichts in der Welt länger in diesem Kloster bleiben.

„Würdest du deine Familie und alle deine Verwandten diesen Inquisitoren und Folterknechten ausliefern? Soll ich das mit den Meinen tun?“, hörten die Kinder wieder weise und sanft des Paters Stimme.

Noldi dachte an seine Eltern. Er selbst war so voller Tatendrang. *Grossvaters Tod darf nicht ungerächt bleiben!* Wie er das anstellen sollte, war ihm bislang noch nicht klar gewesen. Seine Bemühungen mit der Knabenschaft endeten für den Bauernjungen in der Gefangenschaft und schliesslich hier im Kloster. Vielleicht hatte der Mönch einen besseren Plan, von dem Noldi nichts wusste.

„Also so meinst du das.“

„Schaut, wenn es nur um dieses eine Kloster hier ginge, wäre die Sache ganz einfach. Doch dahinter steckt eine weltweite Macht. Es gibt keinen Ort, an dem nicht dieselben Inquisitoren hinter uns her wären, wohin auch immer wir fliehen würden. Jede Veränderung muss von innen nach aussen gehen. Darum hab ich schon so lange gebetet. Alles andere wäre ein Tropfen auf den heissen Stein. Wir würden nur die Auswirkungen bekämpfen, aber nicht die Ursachen dieser Grausamkeiten. Deshalb lasst uns zusammenarbeiten und Gott wird uns Seine Wege zeigen!“ Die ruhigen und überzeugten Worte des Paters gaben Noldi Hoffnung. Das Gesagte schien ihm irgendwo Sinn zu machen.

Von innen nach aussen, dachte Noldi. *Aber wie soll das gehen?*

„Ich mag aber nicht mit jemandem kämpfen, der wieder nur betet und nicht handelt. Es kommt eh nichts dabei heraus!“

Noldi spürte deutlich, dass dieser Mönch kein Heuchler war und es wirklich gut mit ihnen meinte. Aber der Gedanke, mit einem Mönch gemeinsame Sache zu machen, wollte ihm durchaus nicht behagen. In all den Jahren schien sich ja doch nichts Wesentliches verändert zu haben.

„Ich mag, dass du so aufrichtig bist. Aber bitte, hör nie auf zu beten und zu glauben. Es dauert manchmal länger, bis unsere Gebete erhört werden, aber sie werden erhört!“, versuchte Waldes Noldi aufzumuntern.

„Lasst uns wieder hineingehen!“ Der Mönch fasste Annelis Hand. Seinen anderen Arm legte er um Arnolds Schultern und führte die Kinder zurück.

Sturzgeburt

Wenige Tage später wurden Noldi und Anneli wieder zusammen zum Schrubben in einer kleineren Kapelle eingeteilt. Das war die Gelegenheit, um Pläne zu schmieden.

„So wartet mal hier, ihr beiden. Gleich kommt jemand, der euch die nächste Arbeit gibt.“ Rasch entfernte sich die Nonne.

Anneli grübelte.

„Ich verstehe nicht recht. Wie hat der Pater das gemeint, als er sagte, man muss die Veränderung von innen her bewirken?“

„Weiss ich auch nicht. Aber rumsitzen und beten werde ich nicht!“ In Noldis Augen zeichnete sich eine unbeugsame Entschlossenheit ab.

Ja, aber was sollen wir denn sonst tun? Vielleicht ist Beten doch die bessere Lösung, wie der Pater es gesagt hat? Anneli überlegte, was in dieser Situation das Beste sei.

„Aber wie kann man denn die Mönche und Nonnen dazu bringen, dass sie sich bessern?“

„Ich denke, das kann man nicht. Aber wenn wir von innen her etwas bewirken wollen, dann ...“

Noldi runzelte die Stirn und überlegte.

Anneli musterte ihren Freund liebevoll aus dem Augenwinkel. Seitlich des Gesichtes waren seine braunen Haare zu Zöpfen geflochten. Das Obergewand bedeckte seinen wendigen Körper. Anneli hatte schnell gemerkt, dass er ein kräftiger Bauernjunge war, als er ihr geholfen hatte, auf die Felsen zu klettern, oder sie in den Arm genommen hatte. Sie mochte es, wenn er ihr schelmisch zuzwinkerte und sie ermutigte. Er war so klug und aufgeweckt. Seine fröhliche Art gab Anneli trotz der hoffnungslosen Situation immer wieder Auftrieb und konnte sie mitten in der Not fröhlich stimmen. Dem Mädchen tat es wohl, dass sie Arnold alles erzählen konnte, was sie bewegte. Er ging sehr behutsam mit ihr um. Nahezu heilig schien ihm sein Versprechen zu sein, das er Anneli am Anfang gegeben hatte – immer für sie da zu sein und für sie zu sorgen. Seine Ehrlichkeit und Herzengüte erinnerte Anneli oft an Noah.

Noldis Gesichtsausdruck erhellte sich zu einem schelmischen Grinsen.

„Ich habe eine Idee, wie man hier Veränderung herbeiführt.“ Er schaute kurz nach links, dann nach rechts. Es schien, als habe man die Kinder hier vergessen. Als niemand zu sehen war, rückte Noldi näher zu Anneli hinüber und hielt die Hand an ihr Ohr. Unweigerlich musste das Mädchen kichern.

Er nickte Anneli zu. „Pass auf, wir machen ...“

Das waren ja richtige Bubenstreiche! So etwas hatte sie noch nie gemacht. Noldi zählte eine ganze Litanei von Streichen auf, die er anscheinend schon alle selber ausprobiert hatte. „Komm, ich glaube, die Nonnen sind beim Beten und kommen nicht so schnell zu uns.“ Er fasste Annelis Hand und führte sie hinter sich her. Beide schlichen sich aus der Kapelle. Die düsteren Sprechgesänge der Mönche und Nonnen hallten durch die Gänge. Es war fast Mittagszeit. Sie mussten sich beeilen. Niemand durfte ihre Abwesenheit bemerken. Noldi zog Anneli in einen Kellerabgang. „Was hast du vor? Davon hast du mir aber noch nichts erzählt.“

„Wenn die Mönche und Nonnen sich unten im Keller treffen, legen wir uns auf die Lauer. Irgendwann wird schon einer kommen, dann ...“ Schelmisch zog er an dem dünnen Seil, das seinem Oberkleid um die Hüfte Halt gab. Er band es los und legte es auf eine der Treppenstufen.

„So und jetzt gehst du auf die andere Seite und hältst das Seil locker in der Hand. Auf mein Zeichen hin ziehen wir beide fest daran, sodass es ganz gespannt ist. Psst, keinen Ton mehr, da kommt schon jemand.“

Anneli musste kichern. Wie kann man nur auf so eine Idee kommen? Oft hatten ihre Brüder die lustigsten Streiche erzählt, die sie dem Rabbi in der Schule spielten. Insgeheim hatte sich das Mädchen immer gewünscht, einmal selber mit dabei zu sein.

Tatsächlich näherte sich eine singende Nonne mit einem Eimer in der Hand. Die beliebte Ordensfrau passierte wohlgenut die Treppe, wo Noldi und Anneli lauerten. „Die nächste nehmen wir!“

Kurze Zeit später folgte ein Mönch. „Schwester Martha, wo bist du?“, hofierte er in singender Weise.

Noldi schnalzte kurz mit der Zunge, um Annelis Aufmerksamkeit zu erregen. Ihr hochgehobener Daumen bedeutete ihm, dass sie bereit war.

Jetzt! Die Kinder zogen das Seil blitzschnell straff.

Des Mönchs lederumriemter Fuss verfang sich in dem gespannten Seil und er stürzte kopfüber die Stufen hinunter. Sein Schrei hallte durch den Keller.

Aus Furcht und schlechtem Gewissen hielt sich Anneli die Ohren zu. Sie sah hinüber zu Noldi, der betreten die Hand auf den Mund legte.

„Wer war das?“ Der Frater fuhr wütend auf. Er zerrte Anneli aus ihrem Versteck und fasste sie am Ohr. Noldi, der herbeieilte, um ihr zu helfen, wurde genauso gepackt.

„Aua! Aua! Nein. Ahh!“ Die Kinder ächzten und stöhnten.

Der dicke Mönch knurrte die beiden an: „Ich geh jetzt mal davon aus, dass das nichts als ein dummer Kinderstreich war. Na wartet, ich habe eine zünftige Arbeit für euch!“ Er zog sie an den Ohren hinter sich her und führte sie in einen kleinen, verdreckten Versammlungssaal, der so gut wie nie genutzt wurde. Wutentbrannt befahl er den Kindern, so lange zu schrubben, bis alles blitzblank sei.

Noldi und Anneli gehorchten mit gesenkten Häuption. Nach kurzer Aufsicht des Mönches wurden die Kinder sich selbst überlassen. „Hoffentlich verpetzt er uns nicht.“ In Annelis Stimme schwang ein Hauch von schlechtem Gewissen mit.

Ihr Freund schüttelte den Kopf. „Ich denke nicht, dann müsste er ja auch erklären, was er um diese Tageszeit im Keller wollte ...“ Erleichtert atmete das Mädchen auf. „Wir müssen geschickter vorgehen, dass niemand bemerkt, dass wir dahinterstecken.“

Noldi nickte zustimmend. Nachdenkliche Falten zerfurchten seine Stirn. Plötzlich lachte er leise.

„Ich hab auch schon eine Idee! Ich habe mitbekommen, dass eine Ordensschwester ab und zu den Kellerabgang wischt. Genau diese Treppe, wo wir heute dem Frater das Seil spannten. Wir machen es so ...“ Annelis Augen wurden immer grösser. Wieder kicherte sie und nickte zustimmend.

Wenige Tage später war es so weit. Als die Kinder unbeaufsichtigt beim Schrubben waren, schlichen sie sich unbemerkt davon. Noldi zeigte Anneli eine kleine Luke in einem entlegenen Teil des Innenhofs, die schräg durch die Mauer in den Keller führte. Beide spähten hinein. Anneli wurde ganz aufgeregt.

Sie warteten und lauerten.

Eine Nonne leierte alte Kirchenlieder vor sich hin. Anneli vernahm, wie das Wasser auf kahlen Steinen aufklatschte. Das Schrubben einer Bürste ertönte. Nach einer Weile stöhnte die Ordensschwester und stellte entschlossen den Wassereimer zur

Seite. Im Vorbeigehen murmelte sie: „Puh, hab ich einen Hunger!“ und verschwand. Niemand war mehr zu hören und zu sehen. Das war die Gelegenheit!

Listig blitzte Noldi Anneli an. „Komm!“

Der Junge schlich voran, durch die Maueröffnung in den Keller hinein. Über eines der grossen Weinfässer kletterten sie zur Treppe. Er spritzte schnell etwas Wasser aus dem Blecheimer der Nonne auf die Treppe und winkte Anneli zu, mit der Seife darüber zu wischen. Lustig tanzende Bläschen bildeten sich auf der glatten Steintreppe.

„So sauber war die Treppe noch nie, was?“ kicherte Anneli.

Doch schon hörten sie Schritte von oben.

„Achtung, zurück!“, drängte Noldi und half Anneli, schnell auf die Anhöhe des Fensters zu gelangen, bevor er selber hochsprang. Die beiden Kinder vernahmen ein lautes Gekreische. Dumpfe Geräusche liessen ahnen, dass jemand auf dem harten Gestein aufschlug.

Noldi schaute zu Anneli, die neben ihm kauerte. Seine Augen und die Hand vor dem Mund verrieten, dass es ihm doch etwas Leid tat. Vorsichtig streckten sie ihre Köpfe hinter dem Mauervorsprung hervor und erblickten eine sich vor Schmerzen windende Nonne. Sie lag am Fusse der Treppe, zusammengekrümmt, in einem Gewirr aus den Tüchern ihres Gewandes. Sogleich kamen andere Nonnen hinzugeeilt.

„Was ist passiert? Mitten in der Messe ein solches Geschrei!“

Schmatzend nahte auch die Ordensschwester, die hier zuvor gearbeitet hatte.

„Du rücksichtslose Schlampe!! Du Putzteufel!!! Du Tunichtgut! Du Taugenichts! Wie kann man nur so rücksichtslos arbeiten?!“, keifte die Oberin sie an.

„Es war keine Absicht. Ich ... ich wusste nicht, dass es so glitschig ist.“

„Los hilf uns, sie aufzurichten!“

Im Versteck nickten sich die beiden Kinder siegessicher zu und hielten die Daumen hoch als Zeichen ihres kleinen Sieges. Der erste Streich für den Zerfall von innen war gelungen.

Die Nonnen hoben die vor Schmerzen Stöhnende auf die Beine. Doch es trat keine Besserung ein. Stattdessen begann die Frau nun fieberhaft zu hecheln und zu wimmern. Sie krümmte sich und hielt verkrampft den Bauch. „Was ist? Nun stell dich nicht so an! So schlimm kann es doch nicht sein!“ Der tadelnde Blick der Oberin schien durchdringender als die schneidenden Worte. Das Wimmern wurde zum Schreien, Blut und Wasser strömten wie ein Rinnsal unter dem schwarzen Rock der Nonne hervor. Wie gebannt blickten die Umstehenden auf den Boden. Ein letzter durchdringender Schrei der gestürzten Nonne ertönte. Plötzlich fiel ein fleischig blutiges Gebilde aus ihrem Schoss auf die Erde. Das klägliche Weinen eines Neugeborenen hallte im Raum.

„Oh, nein, nicht schon wieder! Ich dachte mir doch, du Schlange, dass dein dünner Kopf nicht zu deinem dicken Umfang passt!“ Die Oberin presste ihre Lippen fest zusammen.

Die Nonne wurde links und rechts mit eisernem Griff auf den Beinen gehalten. Eine der Klosterfrauen nahm einen herumliegenden, verschmutzten Lappen und wickelte das schreiende Neugeborene darin ein. Dabei achtete sie darauf, so viel wie nur möglich von der Schande aufzuwischen und sich selber so wenig wie nur möglich zu besudeln.

„Was machen wir jetzt?“

„Na ja, das, was wir halt immer wieder mal tun müssen“, sagte eine der Umstehenden mit blitzenden Augen und eiskalter Stimme. Die Nonnen-Mutter schluchzte und flehte zum Erbarmen. Sie riss ihr Kind an sich, als wolle sie es nie wieder hergeben. Anneli kauerte erstarrt vor Schreck neben ihrem Freund. In ihren Gedanken spielten sich ungestüme Szenen ab. Sie musste daran denken, wie sie und Noldi ein paar Wochen zuvor den geheimen Kellerraum entdeckt hatten, in dem sich eine ganze Schar von Mönchen und Nonnen miteinander vergnügten. War es nicht genau diese Frau, die jetzt ihr Kind in den Armen hielt, die sie direkt vor ihren Augen gesehen hatte mit einem Mönch ...?

Anneli stieg Ekel die Kehle hoch, sie musste würgen. Ihr wurde ganz heiss und schwindelig. Sie griff Noldis Arm, um Halt zu finden und nicht von der Steinschräge herunterzurutschen.

Die zischende Stimme der Oberin schnitt ihr durch das Herz. „Du Törlin, wenn du dich schon nicht enthalten kannst, dann lehre deinen Männern wenigstens das Abspringen! Nabelt es ab und tragt es hinaus zum Garten!“

Was? NEIN – das Baby! Daniel! Nicht umbringen! Mama, Papa! Der bittere Geschmack der grausamsten Momente ihres Lebens erfüllte Annelis Herz.

Noldi blickte in das angstverzerrte Gesicht seiner Freundin. „Nein, Anneli, nicht!“ Er versuchte sie zurückzuhalten. Doch das Mädchen stürzte sich mit einem Satz die Steinschräge des Fensters hinunter, mitten in das Getümmel der Nonnen.

„Nein!!! Nein!!! Nicht in den Garten! Bitte, nicht in den Garten!! Tötet das Kindlein nicht! Bitte, ich will für es sorgen, aber tötet es nicht!“ Unter Tränen flehte die Kleine eindringlich die Frauen an.

„Wie kommst du jetzt plötzlich hierher?“ Wieder diese klirrende Stimme der Oberin.

„Vielleicht sollten wir sie auch gleich mit zum Garten runternehmen“, meinte eine Nonne höhnisch. Das Mädchen bebte am ganzen Körper.

Eine schauerliche Todesahnung beschlich sie. Sie schluchzte verzweifelt und faltete die Hände. Um Erbarmen ringend bettelte sie: „Nein, bitte lasst mich, ich will nicht sterben!! Ich will nicht sterben!!!“

Mit hartem Griff fasste die Oberin das zarte Kinn Annelis und riss ihren Kopf nach oben. „Hör mal zu, du freche Göre. Wenn du jetzt auf der Stelle schwörst, dass du Zeit deines Lebens nie jemandem erzählst, was du eben gesehen hast, lassen wir dich am Leben.“ Dabei hielt sie dem Mädchen ihr stechend silbriges Kreuz vors Gesicht, als ob sie die Kleine dadurch zur Sprachlosigkeit verfluchen könnte.

„Ich schwöre! Ich schwöre, ich schwöre ..., wenn ihr mich nur am Leben lasst. Ich schwöre!!“ Die Stimme des hilflosen Mädchens überschlug sich vor Schluchzen.

„Wir sollten sie zum Turm bringen“, ertönte eine gnadenlose Stimme.

„In diesem Alter? Das können wir doch nicht tun.“

Aus den Augen der Oberin blitzte die nackte Erbarmungslosigkeit. Sie packte Anneli am Arm und schleifte sie an den Haaren aus dem Keller. Auf halbem Weg hielt sie inne.

„Mit diesem Luder da ...“, sie deutete auf das elende, hilflose Baby, „... ihr wisst, was zu tun ist!“

Noldi schlich der Oberin vorsichtig nach und musste verzweifelt und tatenlos mit ansehen, wie sie Anneli in den Turm schleppte.

Im Gelageraum

„Nein! Bitte lass mich los! Bitte!“ Anneli schrie aus Leibeskräften. „Hilfe, Hilfe, ich will nicht sterben, bitte, ich will nicht sterben!“

Die Nonne beachtete das Flehen des Mädchens nicht.

Sie schleppte ihre Gefangene einen schmalen Gang entlang, der vor einer alten Tür endete. Wortlos öffnete die Klosterfrau die Pforte und stiess Anneli mit aller Kraft in das Zimmer, das voller Bänke und Tische stand. Die Kleine prellte sich beim Fall den Kopf an einer Tischkante und blieb völlig entkräftet liegen.

Als sie wieder erwachte, erblickte sie in spärlichem Licht einen Tisch über sich. Ihr Kopf wog schwer wie Blei und schmerzte unerträglich. Sie stöhnte.

Was war denn passiert? Wo ist Noldi? Anneli setzte sich auf. Sie begann, sich langsam zu erinnern. Als sie versuchte aufzustehen, fiel sie wieder zu Boden. Alles in ihrem Kopf drehte sich. Die Kleine kroch keuchend zur nahen Tür. Sie war verschlossen.

„Hilfe! Lasst mich raus!!! Hilfe, Noldi!“ Sie schluchzte hilflos. Bei dem Versuch, die Tür aufzustossen, fiel sie weinend zu Boden. Sie hielt inne und blickte um sich. Abrupt hörte ihr Weinen auf. „Nein!“

Der Raum kam ihr irgendwie bekannt vor. Sie sah Essensreste, Brotstücke und Weinbecher. Auf einem Tisch lagen die Reste eines zerstückelten, gebratenen Tieres. Anneli schluckte. Todesangst bedrängte ihre Seele.

Das ist ja genau der Raum, wo Noldi und ich neulich die Mönche und Nonnen ...

„Hilfe!! Nein!!!“, schrie sie. Anneli drehte sich um und schlug gegen die Tür. *Was wollen die mit mir machen?*

Durch die Tür konnte sie nicht entkommen. Zitternd sprang sie zu einem Spalt in der Mauer, durch den etwas Tageslicht hereinschien. Vergeblich versuchte sie, sich hindurchzuzwängen. Sie kauerte sich entsetzt auf den Erdboden in eine Ecke.

„Bitte! Hol mich hier raus, Allmächtiger! Wenn Du wirklich hier bist, dann hol mich hier raus!“, flehte sie verzweifelt.

Sie konnte sich nicht beruhigen. *Was geschieht hier? Was haben sie mit mir vor?*

„Noldi, hilf mir!“ – Keine Antwort.

Sie jammerte leise und blieb in der Ecke sitzen. Die Zeit verging. Totenstille.

Nachdem die Dunkelheit eingebrochen war, hörte Anneli Schritte. Sie hielt schlagartig die Luft an und presste ihren ganzen Körper gegen die Wand, als könne sie sich in ihr verbergen. Schlüssel klirrten. Jemand riss die Tür auf. Kerzenlicht erleuchtete den Raum.

„Wo ist die Göre?!“ Die Unerbittlichkeit in der Stimme liess Anneli erschauern.

Sie kauerte sich noch enger zusammen.

Ihr Arm wurde brutal gepackt und die Oberin zerrte das Mädchen in die Mitte der umstehenden Nonnen.

An der Tür erschienen einige Mönche.

„Was willst du denn mit der Kleinen?“

„Ich sag dir, was ich mit der will. Sie hat heute gesehen, wie deine Buhle dir ein weiteres Luder zur Welt gebracht hat!“ Der Mann wurde bleich.

„Was machen wir jetzt mit ihr? Sag es mir!“

Anneli wimmerte und blickte den Mönch ängstlich an.

Eine der Nonnen mischte sich ein. „Wir bringen sie um, wie all die anderen, ganz einfach!“

„Neiinin! Bitte nicht! Neiinin!“ Anneli weinte bitterlich.

„Das kannst du nicht machen, das ist ein Kind, kein Neugeborenes!“, beschwor einer der Mönche die Ordensfrau.

„Ach was! Die anderen sind auch Kinder! Und wenn du hier rumschwängerst, musst du auch mal lernen, die unangenehme Arbeit zu übernehmen. Das überlasst ihr ja sonst immer uns! Feiglinge!“

„Du bringst sie in den Turm und tust ihr nichts zuleide, ich warne dich!“ Der betroffene Mönch blickte Sieglinde fest in die Augen.

„Du willst mir etwas vorschreiben!?“

Die Lage schien sich zuzuspitzen. Sieglinde stand unter Druck. Die Augen aller Umstehenden waren auf die Oberin gerichtet. Am liebsten hätte sie das Mädchen umgebracht. Aber konnte sie das verantworten? Wenn sie die Kleine in den Turm sperren würde, müsste man sich um sie kümmern. Oder sie würde dort verrotten. So oder so – es war eine äusserst unangenehme Situation. Sie wünschte sich, sie hätte nie etwas davon erfahren.

„Ja, das schreibe ich dir vor, ansonsten habe ich keine Skrupel wegen dir ...“

Er nahm das Messer, das auf dem Tisch lag, und hielt es der Nonne gefährlich nahe an den Hals.

Die Luft knisterte.

Sieglinde presste ihre Lippen mit unterdrückter Wut zusammen. Schliesslich sagte sie:

„Dann bringe ich sie halt in den Turm, zufrieden?“ Der Mönch liess das Messer sinken. Sie packte Anneli am Arm und schleifte das Mädchen zur Tür hinaus.

Nächtlicher Besuch

Noldi lag auf seinem Strohlager. Es war Nachtruhe. Unter sich konnte er das Schnaufen und das Scharren der Pferde hören. Wie erschöpft er von dem Tag war! Dennoch konnte er nicht schlafen. Seine Gedanken wanderten im Kreis.

Es war alles so aussichtslos. Wie sollten sie je hier herauskommen? Anneli aus dem Turm zu befreien erschien ihm fast unmöglich. Doch er schwor bei Gott, er würde sie nicht im Stich lassen.

„Ich hole dich da heraus, Anneli“, flüsterte er in die Stille seiner Kammer hinein.

Wieso hatten sie nur auf Pater Waldes gehört?

Zornig starrte er die Decke über sich an, die Hände zu Fäusten geballt. Am liebsten hätte er seine Wut laut hinausgeschrien.

Ich habe auf den Rat eines Mönches gehört! Er hasste doch alle Mönche. Verzweifelt barg er das Gesicht in den Händen.

Ein Poltern schreckte Noldi auf. Durch das Fenster flog ein mächtiger Eisenhaken und blieb dort auf dem Boden liegen. Noldi sprang auf und befestigte den Haken an einem Mauervorsprung. Im nächsten Moment tauchte Danys Kopf vor ihm auf, der an dem dicken Tau entlang die Mauer hochgeklettert war. Die beiden Freunde umarmten sich.

„Ich habe gewusst, dass du mich nicht im Stich lassen würdest, ... dass du kommst“, sagte Noldi.

Dany löste sich von ihm. „Warum bist du immer noch hier?“

„Komm, ich will dir der Reihe nach alles erzählen“, erwiderte Noldi und setzte sich auf seine Holzpritsche, Dany an seiner Seite. Er erzählte von ihrem gescheiterten Fluchtversuch und wie Anneli nun im Turm eingesperrt war. Voller Zorn starrte Noldi den Fussboden an.

Er schloss mit den Worten: „Und Pater Waldes betet zu viel und tut zu wenig.“

„Was schlägst du jetzt vor?“, fragte Dany. „Was kann ich für dich tun?“

Noldi blickte Dany fest in die Augen. „Geh einfach hin und verbreite mit der Knabenschaft all das unter das Volk, was ich dir über das Kloster verraten habe. Die Spatzen sollen diese Sünden so lange von den Dächern pfeifen, bis ein Kampfwille unter dem Volk entsteht und sie diese Teufelhäuser niederreißen.“

Dany nickte entschlossen. „Wir lassen nicht locker, bis auch die ganze Macht der Habsburger gebrochen ist.“

Noldi erhob sich mit geballten Fäusten. „Bei meinem Blut habe ich geschworen, dass ich Rache nehmen werde. Rache für Grosspapa, Rache für all diese ermordeten Kinder, Rache für Anneli im Turm, Rache für all das Lügnerische und Unreine, das sie tun.“

Dany beugte sich zu Arnold. „Wir sind zwar nur wenige, aber wir müssen den Krieg ja auch nicht gewinnen, wir müssen die Sache nur ins Laufen bringen. Wir werden die Gerüchte unter dem Volk verbreiten, und so Gott will, werden wir den Sieg haben!“

Bei den letzten Worten schaute Noldi seinen Freund zweifelnd an. „So Gott will?“ Er wandte sich ab. „Nachdem ich all dies gesehen habe, kann ich nicht mehr an einen Gott glauben.“

Betroffen fasste Dany seinen Freund bei den Schultern und flüsterte verzweifelt: „Warum sagst du das bloss?“

Noldi schob ihn von sich und blickte ihm verbittert in die Augen. „Ich vertraue nur noch dir.“ Mit bedrohlicher Entschlossenheit fixierte er seine geballten Fäuste. „Und der Körperkraft.“

Lange Zeit sagte Dany nichts. Er war erschrocken über die Reaktion seines Freundes. Schliesslich liess der Schrei eines Uhus Dany aufspringen.

„Das sind die Jungen. Sie warten auf mich.“

Sie umarmten sich zum Abschied und wussten beide, dass Dany alles in seiner Macht Stehende tun würde, um Noldis Auftrag auszuführen.

Von diesem Tag an begann Noldi, in jeder freien Minute seine Schnelligkeit und Körperkraft zu trainieren. Da ihm kein Schwert zur Verfügung stand, benutzte er Knüppel und Stöcke für seine Übungen. Er war als Bauernsohn aufgewachsen und dadurch wendig und kräftig.

Sein Zorn trieb ihn an und die Härte gegen sich selber liess ihn schnell zu einem geschickten und kräftigen Kämpfer werden.

SCHULE DES LEBENS

Im Turm

Anneli setzte sich abrupt auf und rieb sich die geschwellenen Augen. *Es ist so dunkel, so kalt hier.*

„Wo bin ich nur – Oh, Gott ... ich bin ja im Turm!!!“ Sie erschrak, wie laut und hohl ihre Stimme klang; wie unheimlich ihre angstvoll ausgestossenen Worte in den dicken Turmmauern widerhallten.

Es war also doch kein Traum!!! Dieser Albtraum war pure Wirklichkeit.

Anneli blinzelte in die Dunkelheit hinein, die sie von allen Seiten bedrohlich umgab. Sie zog schlotternd vor Kälte ihre Beine an den Körper. Entsetzlicher Durst und grausamste Erinnerungen plagten die Gefangene. Es machte sie schier verrückt.

Angestrengt lauschte sie in die Dunkelheit hinein. War sie eigentlich allein? Oder waren vielleicht noch mehr Gefangene hier?

„Ahhh!!!“, sie erschrak fürchterlich. Hatte sie da nicht ein feines Rascheln gehört? Schnell sprang sie auf ihre Füße. – Da, schon wieder!

„Hallo, ist da jemand?“, flüsterte sie halb ängstlich, halb hoffnungsvoll in die Dunkelheit hinein. Doch nur Stille war die Antwort – wortlose, leere Stille. Anneli sank in sich zusammen. Da war also niemand, mit dem sie ihr Schicksal hätte teilen können, – Auf jeden Fall keiner, der ihr wohlgesonnen war. Sonst ... hätte er ihr doch geantwortet, oder?

Oh, dieser Schatten da – was war das? Je mehr sie hinsah, entwickelte sich dieses schemenartige Etwas da drüben zu einem grässlichen Ungeheuer.

Sie erstarrte vor Schreck. *Oh, Gott meines Vaters !!! Kannst Du mir helfen?* Ihr Herz schlug bis zum Hals – so heftig, dass sie meinte, man könne es hören.

Sie suchte mit ihren Händen nach etwas Greifbarem, mit dem sie sich zur Wehr setzen konnte. Ihre zittrige Hand ertastete einen Stein. Sie hob ihn auf und schleuderte ihn in die Ecke. Der Stein schlug polternd gegen die gegenüberliegende Mauer. Doch nichts weiter regte sich. Sie atmete erleichtert auf. *Ich habe mich geirrt; da ist nichts!*

Ihre Augen hatten sich endlich etwas an die Dunkelheit gewöhnt, und sie konnte die Umrisse ihres Gefängnisses erkennen. Doch wo Anneli auch hinsah, sie erblickte nichts als nur nackte, kahle Steinmauern, die sich bedrohlich um sie herum auftürmten. Sie tastete sich, Schritt für Schritt, an der kalten Wand entlang.

Da waren Stufen. Sie wurde doch Stufen hinuntergeschubst. Sie kroch hinauf, um nicht zu stolpern. *Da!* – Das musste die Tür sein. Anneli fand mit zittrigen Händen einen runden Griff und zog sich hoch. Sie rüttelte an der Pforte, so fest sie nur konnte. Doch diese blieb unnachgiebig verschlossen.

Sie hätte am liebsten mit Händen und Füßen gegen sie geschlagen und geschrien: Macht auf! Lasst mich raus!

Sie erhob ihre Hand zum Schlag – doch im letzten Augenblick besann sie sich eines Besseren. Vielleicht war es im Moment weiser, sich still und ruhig zu verhalten. Sonst ... lieber wollte sie diesen Gedanken nicht zu Ende denken.

Aber da war ja noch Noldi. – Ihre letzte Hoffnung. Wenn er nur nicht auch noch erwischt wurde! Doch Noldi – der war viel zu schlau! Er musste ihnen entkommen sein! Dann gab es noch Hoffnung ...

Sie setzte sich auf die steinerne Treppe. Wie muffig es hier roch, richtig eklig. Sie rümpfte ihre Nase. Nein, das war nicht der Ort, an dem sie lange bleiben wollte. Ihre Hand tastete die kalten Treppenstufen entlang. Ihre schmalen Finger glitten seitlich hinunter. Sie stockte. Blitzschnell zog sie ihre Hand wieder an den Körper zurück. Laut schrie sie auf und schüttelte sich am ganzen Körper. Spinnweben hatten sich um ihren Arm geschlungen.

Doch sie hatte noch etwas gespürt, etwas Weiches. Sie tastete mit ihren Händen danach und tatsächlich – es fühlte sich an wie ein Stück Stoff. Sie zog daran und rieb das Teil vorsichtig zwischen ihren Fingern. – *Ja, das muss Stoff sein!* Anneli roch daran und hustete unwillkürlich. Der Geruch von Moder und Fäulnis schlug ihr entgegen. Sie warf das Tuch schnell wieder von sich. Wer weiss, womit das schon alles in Berührung gekommen war. Sie schauderte beim Gedanken daran.

Das Mädchen lehnte sich erschöpft an das Mauerwerk und schloss für einen Moment die Augen. Das Licht des Mondes schien fahl durch die kleine Luke auf die Gefangene herab und erhellte das bleiche Antlitz des Mädchens.

Sie wäre fast eingeknickt, da hörte sie auf einmal ein Geräusch.

Es klang wie ... Flügelschlag! Schlagartig war sie hellwach und blickte auf. Sie entdeckte weit oben eine kleine Öffnung, es sah aus wie ein Fenster. Dunkle Schatten drängten sich vor die Luke und sie hörte immer mehr ein Flattern in der Luft. *Sind das Vögel? Die schlafen doch meistens zu dieser Nachtzeit.*

Anneli kniff ihre Augen zusammen, um besser sehen zu können. – Sie entdeckte ganz viele von diesen flatternden Dingern, die sich oben an der Decke sammelten, und immer mehr flogen durch das kleine Fenster herein.

Sie erstarrte vor Schreck. – *Das sind ja Fledermäuse!!!*

Da! Soeben hatte etwas Annelis Gesicht berührt. Sie zuckte zusammen. Ein kühler Lufthauch hatte sie gestreift.

„Geht weg, geht weg!“, schrie sie mit aller Kraft. „Verschwindet!“

Doch das schien diese kleinen Kerle nicht zu beeindrucken. Sie schlotterte und bebte vor Angst. Mit ihren Händen suchte sie nach einem Stein, wollte ihn gerade werfen. Doch dann hielt sie inne. Sie wollte diese Kerle nicht noch gegen sich aufhetzen. Es waren viele, zu viele, und Anneli war allein.

Sie faltete unwillkürlich ihre Hände zum Gebet und versuchte verzweifelt, sich an all die vielen Geschichten zu erinnern, die ihr der Vater aus der Thora erzählt hatte. Doch nur unbedeutende Bruchstücke kamen der Geplagten in den Sinn.

„Oh Gott, oh Gott! Wenn es Dich wirklich gibt, dann hilf mir und beschütze mich jetzt!“

Da, auf einmal stiegen von weit her Worte in ihrer Seele auf. Sie horchte in sich hinein – dann vernahm sie es ganz deutlich ...

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.

Und wenn ich auch wandere im finsternen Tal,

fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir.

Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!

„Wenn ich auch – wandere im finsternen Tal, fürchte ich kein Unheil, denn du bist bei mir!“ Sie wiederholte diese Worte halblaut. Wie nannte sie ihr Vater doch? ... Ah, Psalmen! Anneli spürte plötzlich einen Frieden, der sie wie in einen beschützenden Mantel einhüllte. Immer und immer wieder sprach sie diese Worte aus, und auf einmal fühlte sie sich nicht mehr so bedroht. Ja, da war etwas wie Hoffnung – die Hoffnung auf Freiheit.

Würde Anneli sie finden? In Gedanken versunken spielte sie mit den Steinchen, die auf dem Turmboden herumlagen, und konnte für einen Moment ihr Elend vergessen.



Der erste Sonnenstrahl drang spärlich durch die vergitterte Mauerluke in Annelis Turngemach. Das Innere des Turmes glich eher einem Verlies als einer Kammer, doch Anneli war froh, wenigstens im Turm eingesperrt zu sein und nicht unten in der Versenkung des Klosters, wo nicht einmal das Tageslicht hätte eindringen können.

Seit etwa einem Jahr sass sie in diesem grässlichen Gefängnis. – Die Hoffnung auf Freiheit war in weite Ferne gerückt. Auch Pater Waldes hatte sich schon eine halbe Ewigkeit nicht mehr um sie gekümmert. Ob er sie wohl auch vergessen hatte?

Nachdenklich und müde strich Anneli sich die strähnigen Haare aus ihrem abgemagerten Gesicht und lauschte. Da – sie hörte wie jeden Morgen Schritte auf der Treppe hallen. Tak, tak, tak. Die Tritte unterbrachen Annelis Stille.

Es war immer derselbe Ablauf, Tag für Tag!

Nur die Schwestern wechselten sich ab, ihr allmorgendlich das Essen zu bringen. Wer von ihnen wollte sich schon mit dem „Anneli im Turm“ konfrontieren müssen? Wer wollte sein schlechtes Gewissen immer wieder von neuem belasten durch den Anblick des zerschundenen Mädchens? Schwester Sieglinde kam meistens zu ihr hoch. Diese Oberin schien ein Herz aus Stein zu besitzen, und sie verbreitete durch ihre Anwesenheit bizarre Kälte. Anneli erkannte schon von weitem ihren Schritt, denn niemand sonst kam so energisch und schnell die Stufen herauf wie sie. Die anderen Schwestern pflegten zwischendurch innezuhalten, wobei ihre Schritte zaghaft und schwerfällig klangen. Manchmal, ja öfters sogar kam es vor, dass sich die herannahenden Schritte wieder entfernten und sie nichts zu essen bekam. Dann wurde es wieder ganz still. Eine Stille, die ihr sehr vertraut war. Sie hatte inzwischen gelernt, mit dieser Ruhe umzugehen und sie sich sogar zunutze zu machen. Doch das war nicht immer so gewesen. Wie hatte sich die Lautlosigkeit zu Anfang

ihrer Turmgefangenschaft doch fast unerträglich und erdrückend auf das Mädchen gelegt.

Nun aber half ihr gerade die Stille und Verlassenheit, sich in eine Welt der Erinnerung zu flüchten, in die vertraute Welt ihrer Kindheit.

Das war ihre Kunst, ihre Freiheit – das war ihr Spiel! Es gab Mädchen, die spielten mit Puppen. Anneli aber spielte mit Träumen ...

Einmal mehr verschwammen die kahlen Mauern vor ihren Augen, und ein Bild stieg in Annelis Erinnerung hoch. Ja, jetzt konnte sie es deutlich sehen! Ein Tisch, festlich geschmückt, darauf ein Leuchter. Das Licht – wie wunderbar hell das Licht strahlte! Für kurze Zeit war sie nicht mehr in ihrem feuchten, nasskalten Turmverlies, sondern wieder im trauten Heim, zu Hause bei ihrer Familie ...

Sie sassen alle um den ovalen Eichentisch herum, den Vater selbst gezimmert hatte. Mit seiner gütigen Stimme sprach er das Tischgebet. Die zierliche Mutter sass daneben. Ihr langes, dunkles Haar war zu einem Knoten aufgesteckt, ihren Blick hielt sie andächtig gesenkt. Daniel, der Jüngste, sass auf ihrem Schoss. Mit seinen grossen, dunklen Augen bestaunte er den Leuchter. Beim „Amen“ des Vaters ging das fröhliche Geplapper los. Jeder wollte etwas erzählen. Ihr ältester Bruder, David, unterhielt sich gerade angeregt mit dem Vater. Anneli konnte nicht verstehen, um was es ging, obwohl sie angespannt lauschte. Denn ihre älteren Schwestern sassen links und rechts von ihr und hatten sich gerade so viel Wichtiges zu erzählen. Esther und Ruth waren sich sowieso in allem unglaublich ähnlich. Sie lagen im Alter auch nur ein Jahr auseinander, machten alles gemeinsam und waren richtige „Plappermäuler“. Da war Anneli mit ihrer nachdenklichen, stillen Natur ganz anders. Heute sass sie in der Nähe von Mama, freute sich einfach über die fröhliche Tischgemeinschaft und bestaunte den wunderschönen Leuchter auf dem Tisch.

Chanukka – wie aus einer anderen, weit entfernten Welt klang sanft und leise dieses eine Wort in Annelis Geist an und sein Widerhall brach sich im Lichtglanz des Leuchters, fand sich wieder im fröhlichen Stimmenmeer. Ja, heute war ein ganz besonderer Tag: Chanukka – das Lichterfest!

Vor dem Essen hatte Vater die Geschichte erzählt, warum Chanukka von den Juden gefeiert wurde. Oh, wie liebte sie es, wenn ihr Papa aus der Thora vorlas oder einfach von ihrer jüdischen Geschichte erzählte!

Vater hatte die ganze Familie um sich versammelt, und sie sass auf seinem Schoss, strich durch seinen Bart und hörte ihm andächtig zu.

„Warum feiern wir Chanukka?“, hörte sie ihn mit feierlicher Stimme fragen. Seine gütigen, blau-grünen Augen schauten dabei bedächtig von einem Kind zum anderen.

„Wie auch in heutiger Zeit, wurden wir Juden seit je verfolgt. Immer schon behandelte man uns, als wären wir ‚der Abschaum der Welt‘, ja, man behandelte uns stets wie Vieh, mit dem man handeln konnte, wie man gerade wollte.

Ihr wisst ja, dass ich als kleiner Bub mit meinen Eltern aus dem Elsass nach Basel ziehen musste. Man hatte uns enteignet, alles Hab und Gut weggenommen. Alle Juden wurden auf diese Weise von Philipp dem Vierten aus ganz Frankreich vertrieben. Wir mussten dem König hohe Abgaben entrichten, damit wir nach Jahren wieder ins Elsass zurückkehren durften. Dort mussten wir wieder ganz von vorne beginnen.

Nachdem wir uns ein neues Stück Land und Hof erworben hatten, fügte es Gott, dass eure liebe Mutter mit ihrer Familie gerade gegenüber von uns einzog. So haben wir uns schliesslich kennengelernt. – Dank sei Gott, der aus aller Not errettet und auch aus Üblem etwas Gutes und Wunderbares erstehen zu lassen vermag!“ Vater schaute Mutter mit leuchtenden Augen an, dann sprach er weiter.

„Nun, in der Zeit des Judas Makkabäus, da herrschte die Meinung vor, dass alle Menschen durch eine einzige Religion verbunden sein sollten. Dem widersetzten sich unsere Vorfahren. Als Folge davon verboten die Herrscher des Landes unter Androhung der Todesstrafe unsere mosaischen Regeln. Sogar die zehn Gebote wurden für ungültig erklärt und Thorarollen öffentlich verbrannt. Die jüdischen Feste durften nicht mehr gefeiert werden, und auch der Schabbat wurde aufgelöst. Selbst die Beschneidung war verboten.“

Mit erregter Stimme sprach Vater weiter: „Der Höhepunkt war, dass unter Antiochus Epiphanes im Tempel zu Jerusalem ein Zeusaltar aufgerichtet wurde, auf dem man sogar Schweine opferte und Unbeschnittene ungestraft ins Allerheiligste des Tempels eindringen! Da erwachte der gerechte Zorn des Judas Makkabäus. Unter seiner tapferen Führung wurden unsere Feinde geschlagen und das Land befreit.“

Vaters Miene erhellte sich: „Darum feiern wir Chanukka! Und auch heute erwarten wir, dass Gott uns beisteht und befreit. Wir wollen Seiner Wunder gedenken und Ihm allezeit vertrauen! Gelobt sei Gott!“

Inzwischen war die fröhliche Festfeier in vollem Gange. Es gab grosse Fladenbrote mit einer süssen Füllung. Darauf hatte sich Anneli schon lange gefreut. Genüsslich fing sie zu essen an. „Der Allmächtige segne dich, mein kleiner Schatz“. Die Mutter strich ihr liebevoll übers Haar.

„Da hast du dein Essen!“

Anneli schrak zusammen. Die klirrende Stimme der mürrischen Schwester riss sie gnadenlos in die trostlose Gegenwart zurück, in die brutale Realität des Jetzt.

Schwester Sieglinde schob ihr eine Schüssel entgegen, in der eine schmierige Brühe mit dicken Fettaugen zu sehen war. Unter dem forschenden Blick der Oberin fing sie an, ihre Suppe zu löffeln, und so schnell, wie die Ordensschwester gekommen war,

verschwand sie auch wieder. Nur noch ihre hastigen Schritte hallten im hohlen Turm nach.

Anneli war wieder allein. Seufzend löffelte sie die trübe Brühe aus und schob die Schüssel von sich. Schmerzliche Erinnerungen an die erste Zeit im Turmverlies stiegen in ihr hoch. Wie oft hatte sie sich schon mit dem Essen den Magen verdorben! Doch noch schlimmer als das verdorbene Essen waren die furchtbaren Albträume gewesen.

Nacht für Nacht wurde sie von ihnen heimgesucht, und sie hatten das Mädchen fast an den Rand des Wahnsinns getrieben. Ebenso des Tags wurde sie von schrecklichen Gedanken und Gefühlen gemartert. Sie waren wie erbitterte Feinde über ihre geplagte Seele hergefallen.

Der einzige Trost waren die allzu seltenen und doch beharrlich treuen Besuche von Pater Waldes gewesen. Er konnte mit seinen Mut machenden Worten etwas Licht in ihr dunkles Gefängnis bringen. Labsal war es stets für ihre gepeinigete Seele gewesen. Seine Gebete hatten geholfen. Waren doch die Albträume und die schrecklichen Gedanken seltener geworden. *Wenn nur der Pater ...*

Wie sehr dürstete sie wieder nach einem lieben Wort, einem Lächeln, einer Berührung – einfach nach ein wenig „Leben“.

Ihr Blick wanderte durch das Turmzimmer und blieb bei den Fackeln hängen, die seitlich der Treppe an der Felswand eingehängt waren. Sie spendeten etwas Wärme. Doch dienten sie wohl mehr dazu, den Nonnen den täglichen Weg zu der Gefangenen zu erleichtern, als wirklich Licht ins Innere der Turmkammer zu bringen.

Auch ein Bett – wenn man es überhaupt so nennen konnte – hatten ihr die Nonnen hingestellt. Es war ein Holzbrett auf vier Pflöcken, worauf etwas Stroh ausgebreitet war. So lag Anneli wenigstens nicht ganz so hart. Sie war froh gewesen, als eine Schwester ihr das Stroh brachte. „Vom Pferdestall“, hatte sie ihr

gesagt. Auch eine Decke brachte sie mit, wenn auch nur eine aus dünnem Jutestoff. In den kalten Nächten konnte sie sich damit jedoch kaum warm halten.

Ihr Blick schweifte an den Mauern entlang – kaltes, lebloses Gestein, wohin ihr Auge blickte. Diese Eintönigkeit war schrecklich.

Wehmütig blickte sie zu dem kleinen Erkerfensterchen hinauf, durch das sie wenigstens ab und zu ein Stück Himmel erhaschen konnte. Dieser Blick zum Himmel war das Einzige, was ihr noch von draussen geblieben war und ihr das Gefühl vermittelte, nicht völlig von der Aussenwelt abgeschnitten zu sein. Doch wie oft schon hatte sie sich gewünscht, dass dieses kleine Fenster nicht so weit oben wäre, damit sie auch hinunter auf den Klosterhof hätte sehen können ...

„Wo bleibt nur Pater Waldes?“ Anneli seufzte. Schon lange war es her, dass er sie das letzte Mal besucht und ihr Nachricht von Noldi gebracht hatte. Leider konnte Noldi den Pater nicht ins Turminnere begleiten. Die Priorin hatte es aufs Strengste verboten. Wenn er einmal auf die Idee kommen sollte, eine solch verbotene Tour zu unternehmen, dann würde sie ihn umbringen.

Oh, Noldi! Wenn du jetzt nur bei mir sein und ich dich endlich wieder mal sehen könnte! Sie schloss ihre Augen – und da sah sie ihn vor sich: Der Wind spielte mit seinen braunen, langen Haaren. Zwei lustige Zöpfe waren darin eingeflochten. Sein Anblick war ein bisschen wild – oder mehr noch, mutig! Er schaute sie an – diese funkelnden Augen, dieses entwaffnende Lächeln! In seiner Gegenwart wich jede Traurigkeit, und die Angst bekam Flügel. Sein Mut konnte ihr die Kraft zum Leben zurückgeben! Das war ihr Noldi! Und solange Noldi da unten war, so lange gab es Hoffnung für sie.

Es kommt die Zeit – ja, die Zeit wird kommen – irgendwann, irgendwann wird er kommen und mich aus diesem Turm befreien!

Sie horchte auf. Schritte näherten sich ihrem Turmgemach. Wer mochte das wohl sein? Sie bekam doch nur jeden Tag einmal, und zwar am Morgen, ihre Essensration. Die Türe wurde knarrend aufgeschlossen und herein trat ...

„Pater Waldes!“

Das Mädchen erhob sich und lief dem Mönch freudig entgegen.

„Hallo Anneli!“

Der Pater nickte ihr freundlich zu. „Ich freue mich, dich endlich wieder einmal zu sehen!“

„Ich dachte schon, du hättest mich vergessen. Konntest du nicht schon früher kommen?“

Mit fragenden Augen schaute sie zu dem Pater auf.

„Liebes Anneli. Ich wollte dich besuchen. Lange, lange habe ich nach einer geeigneten Gelegenheit gesucht. Weisst du, ich werde scharf beobachtet. Der Abt schaut mir auf die Finger. Ich darf mir keine Unachtsamkeit erlauben. Schon genug schwimme ich wie ein Fisch gegen den Strom, verursache mit meiner Gegenstimme nicht geringen Aufruhr im Kloster.“ „Pater!“ Die Kleine klammerte sich an ihm fest. „Ich will hier weg! Bitte, bitte, bitte hilf mir!“

Der Mönch strich über ihr Haar: „Liebes Kind! Wie gerne wollte ich das; doch – es geht leider nicht so einfach, wie du dir das vorstellst.“ Enttäuscht wandte sie sich ab.

„Warum denn?“ In ihren Augen glitzerten Tränen.

„Wie ich dir schon sagte: Ich werde scharf beobachtet. Noch sehe ich keinen Weg, dich aus der Gefangenschaft zu befreien. Doch die Zeit wird kommen, da wird Gott Seine Rettung senden! Da bin ich ganz gewiss.“

„Ich hoffe, dass Er das bald tut.“

„Fast hätte ich es vergessen. Noldi lässt dich herzlich grüssen und hat mich gebeten, dir das hier zu geben.“ Anneli entdeckte in Waldes Hand einen leuchtend roten Apfel. Ihre Augen wurden hell. Ehrfürchtig nahm sie die Frucht entgegen.

„Das, das ist ja ... ein Apfel!“ Über Annelis sonst so trauriges Gesicht huschte ein kleines Lächeln, doch dann verfinsterte sich ihre Miene wieder.

„Das letzte Mal, als du mir diese schöne rote Rose aus dem Klostergarten mitbrachtest, hat sie mir Schwester Sieglinde einfach wieder weggenommen. Sie ist eine so böse, schreckliche Frau.“ Ihre Stimme klang bitter.

„Ich verstehe deinen Groll, Anneli“, sagte der Pater sanft. „Doch vielleicht hilft es dir, wenn ich dir die Geschichte dieser Frau erzähle.“ Er setzte sich neben Anneli auf das Lager: „Als junges Mädchen aus adeliger Familie wollte ihr Vater sie mit einem wohlhabenden Mann verheiraten, der so alt war wie er selber. Es ging ihm nur ums ‚liebe Geld‘ und um sein eigenes Ansehen - nicht aber wirklich um das Wohl seines Töchterchens. Sie aber liebte einen jungen Burschen aus dem Bauernstand, was dem Vater missfiel. Er drohte ihr, sie ins Kloster zu stecken, falls sie sich weiter gegen diese Heirat wehre. Sie müsse sich den jungen Bauern zünftig aus dem Kopfe schlagen.“

Aus purer Verzweiflung floh Sieglinde mit ihrem Liebsten, um dieser Zwangsheirat und dem drohenden Kloster zu entgehen. Doch die beiden wurden gefasst. Der Vater machte seine Drohung wahr und steckte seine Tochter ins Kloster. Und – ihren Liebsten ...“, der Pater machte eine Handbewegung, „... liess der Vater erhängen. Seit diesem Tag ist diese Frau voller Bitterkeit. Bis heute hat sie ihren Eltern nicht vergeben können. Ihr Herz ist durch all die Jahre im Kloster nur noch härter und härter geworden.“

Der Pater deutete zu den Mauern, die sich rund um sie herum auftürmten.

„Ja, sie hat durch ihre Verbitterung ihr Herz mit Mauern verschlossen, die dicker sind als die Mauern dieses Turmes. Sie ist eine Gefangene ihres eigenen Herzens geworden! Mache es

nicht wie Sieglinde, liebes Anneli! Komm lieber wieder aus deiner Verbitterung heraus und vergib dieser Frau. Vergib allen Menschen, die dir etwas angetan haben und bete für sie. Dann wirst du, trotz deiner äusseren Gefangenschaft, wirklich frei sein.“

„Und was ist mit all den Kindern, die im Klostergarten verscharrt sind? Mit dem, was sie meinen Eltern und meinem Bruder angetan haben? Wie kann man so was einfach vergessen? Man kann sie doch nicht wieder lebendig machen? Wie kann ich so etwas vergeben, Pater Waldes?“

„Bei Menschen ist es unmöglich. Aber bei Gott sind alle Dinge möglich!“

Der Mönch legte Anneli väterlich seine Hand auf die schmalen Schultern. Durch seine Art wurde ihre Erinnerung an ihren verstorbenen Vater wach.

„Bete, Anneli, bete! Sprich mit Gott über deine innere Not und schütte Ihm dein Herz aus. Er versteht dich so gut! Er wird dir die Kraft zum Vergeben schenken.“

Anneli wurde still und nachdenklich.

Nach einer besinnlichen Stille erhob sich der Pater und streckte sich: „So, jetzt muss ich aber gehen. Leb wohl, Anneli. Ich werde wiederkommen, sobald mir der Herr eine Türe auftut.“

Er streichelte ihr sanft über das Haar. Wie unsagbar wohl tat diese Berührung!

Nun wandte er sich zur Türe, drehte sich nochmals kurz um und sagte zu Anneli:

„Da ist noch Wasser, damit du dich wieder mal waschen kannst ... und etwas Seife.“

Erst jetzt bemerkte sie den Tonkrug, der auf der Treppe stand. Die Türe fiel knarrend ins Schloss und Anneli war wieder allein. Die Schritte des Mönches entfernten sich. Sie musste noch lange über die Worte des Paters nachdenken. Nein, so wie diese Frau

wollte sie auf keinen Fall werden. Aber ... konnte sie ihr vergeben und ... für diese Frau beten? Ob sie das jemals fertigbrachte? Sie wusste es nicht, doch eines wusste sie: Sie würde Schwester Sieglinde künftig mit etwas anderen Augen sehen.



Die Tage kamen und gingen, eintönig und grau. Ein neuer, endloser Tag nahm seinen Anfang.

„He, Anna! Wach auf!“

Anneli fuhr auf und blickte direkt in das verhärmtete Gesicht der Schwester Hildegard.

„Zeit zum Aufstehen, Zeit zum Essen.“ Ihre Stimme klang unwirsch. Sie schob ihr schnell eine Schale Wasser, eine Schüssel Suppe und ein Stück Brot entgegen, verzog sichtlich angewidert ihr Gesicht und verliess das Turngemach.

Anneli schnüffelte an der braunen Brühe. Sie roch einfach scheusslich. Mit Widerwillen tauchte sie das harte Brot in die lauwarmer Suppe und begann zu essen. Ihr Appetit war einfach zu gross. Schnell hatte sie die Schüssel leer gegessen. Doch den nagenden Hunger, den konnte sie damit nicht stillen.

Ihr Essen bestand immer aus einer solchen undefinierbaren, lauen Brühe und einem harten Stück Brot. Und der Nachttisch? Ja, der Nachttisch bestand aus Erinnerungen – Erinnerungen an das Essen daheim ...

Jetzt konnte sie es wieder vor sich sehen ... Hm ... duftete das herrlich! Köstliche Falafel – feines Fladenbrot mit verschiedenen farbiger Gemüsefüllung. Sie genoss es, Biss für Biss.

Ein Klopfen an der Holztür weckte Anneli aus ihren Erinnerungen auf. Kam die Schwester schon wieder, um die Schale zu holen? Aber die Nonnen klopfen doch sonst nie. *Seltsam!* „Wer ist da?“ rief Anneli vorsichtig.

Die Türe ging auf und der Pater trat ein. Über seinem Arm hing ein Fell.

„Pater Waldes!“ Anneli sprang auf den Mönch zu und schlang ihre Arme um ihn.

„Sei gegrüsst, Anneli. Du musst bei dieser eisigen Kälte ja schon ganz erfroren sein, mein Kind. Zeig mal her.“ Der Mönch nahm ihre klammen Hände fest zwischen die seinen und wärmte sie: „Puh, die sind aber kalt! Schau Anneli, ich habe dir dieses dicke Schaffell mitgebracht. Es wird dich etwas wärmen in dieser eisigen Winterzeit.“

Sie nahm das Fell entgegen. „Danke!“, brachte sie zaghaft und leise hervor. Der Pater erblickte das Tuch auf ihrem Bett. Seine Stirn legte sich in Falten: „Das ist ja voller Löcher, mein Liebes! Höchste Zeit, dass ich dir das Fell gebracht habe.“

Anneli drückte es an sich und strich mit ihren Fingern gedankenverloren darüber.

„Pater Waldes, wie geht es ... Noldi?“

„Noldi ? Hmm. – Ihm geht es gut. Doch er vermisst dich natürlich und fragt immer wieder nach deinem Ergehen. Übrigens, lässt er dich ganz lieb grüssen und ich soll dir ausrichten, dass Rettung naht.“

„Rettung naht, Pater ...?“

Anneli zog die Stirne kraus. „Denkst du, dass ich jemals aus diesem Turm herauskomme?“

Der Pater schaute dem Mädchen mit klarem Blick in die grossen Augen. Wie immer, wenn er sprach, tat er es mithilfe seiner Hände.

„Ja, Anneli, da bin ich mir ganz gewiss! Du darfst zuversichtlich sein. Gott hat dich nicht vergessen. Er ist mit dir – auch in diesem Turm! Gerade durch diese Not will Er sich dir tiefer offenbaren und dich näher ziehen an Sein liebendes Vaterherz.“

Pater Waldes spürte ihre Zweifel. Er legte seine Hand fest auf

ihre Schulter und schaute sie mit seinen gütigen Augen an: „Er liebt dich, Anneli, auch wenn du es vielleicht im Moment nicht verstehen kannst. Öffne Ihm dein Herz und vertraue Ihm dein Leben an. Glaube es mir: Er wird es wohl machen!“

Als der Pater wieder gegangen war, rang die Gefangene mit sich selber ... und mit Gott. Liebte Er sie wirklich? Und wenn Er sie liebte, wieso nur liess Er dann all das Schreckliche zu?

Die Flucht

Der Schrei eines Käuzchens hallte durch die Nacht. Mit einem Ruck setzte Anneli sich auf und lauschte gebannt in die Dunkelheit hinein. Deutlich vernahm sie Schritte im Turm – sie kamen näher und näher. Ihr Herz pochte. Das Rasseln eines Schlüsselbundes erklang, jemand machte sich an der Türe zu schaffen. Mit einem Poltern sprang die Türe auf. Sie fuhr zusammen.

„Anneli?“, fragte eine aufgeregte Stimme. „Wo bist du?“

Jemand näherte sich mit eiligen Schritten. Im Licht des Mondes erkannte sie die Umrisse einer schmalen Gestalt.

„Anneli!!!“ Noldi sprang auf sie zu.

Mit ungläubigen, grossen Augen schaute sie ihm entgegen. War es eine Erscheinung oder ... war er das wirklich?

Er blieb vor ihr stehen und schaute auf sie herunter. Im Mondlicht erkannte sie jetzt sein Gesicht. *Noldi!?!?* Ihre Gefühle überschlugen sich.

Er bückte sich zu ihr herunter und drückte sie ganz fest an sich. Sie spürte seinen schnellen Herzschlag durch ihr Gewand und roch seinen warmen Atem an ihrer Wange. Wie unbeschreiblich wunderbar fühlte sich das an! „Anneli, endlich. – Ich hole dich hier raus!“

Sie brachte keinen Ton hervor.

„Anneli, hey Anneli! Was ist mit dir?“ Noldi schüttelte sie. „Ich bin es, Noldi! Sag, kennst du mich nicht mehr?“

„Noldi!“, brachte sie endlich hervor. Ein oder zwei Jahre mussten wohl in der Zwischenzeit verstrichen sein, seit sie ihn das letzte Mal gesehen hatte. Er war grösser geworden und irgendwie reifer. Sie schlang ihre dünnen Ärmchen um ihn. „Bist du es wirklich oder träume ich nur?“

„Kann man denn einen Geist anfassen, he? Natürlich bin ich es! Doch ...“ Noldi schaute mit gehetztem Blick zum Ausgang. „... komm jetzt! Wir müssen uns beeilen. Bevor jemand merkt, dass ich bei dir bin.“

„Aber ... aber Noldi, ist das nicht gefährlich? Wenn die uns bloss nicht erwischen. Sonst ...!“ „Jetzt komm schon, Anneli! Wir können nicht noch länger warten. Hab nur keine Angst, wir werden es schaffen.“

Noldi griff nach ihrer Hand und zog sie in die Höhe. Willig liess sie sich von Noldi führen. Sie liefen zusammen die Turmtreppe hinunter. Unterwegs wurde es ihr schwindlig und ihre Beine gaben nach.

„Anneli“, flüsterte Noldi seiner kleinen Freundin zu und hielt sie fest, damit sie nicht stürzte. „Komm schnell.“ Kurzerhand packte er sie unter den Armen und probierte sie noch die letzten Treppenstufen hinunterzutragen.

Die Kinder verloren Zeit, wertvolle Zeit – Zeit, die sie nicht hatten.

Sie erreichten die Aussentür des Turmgefängnisses. Noldi stellte Anneli auf die Füsse und blieb einen Augenblick horchend stehen. Sie wollte gerade etwas fragen, doch er gebot ihr mit einem Handzeichen, still zu sein.

Vorsichtig öffnete er die schwere Türe einen spaltbreit und spähte in den Hof.

„Jetzt folgt das schwierigste Stück“, raunte Noldi Anneli zu. „Ich habe alles genau geplant. Es gibt nur einen Weg, um unbemerkt aus den Klostermauern zu gelangen. Gib mir deine Hand, ich

führe dich! Sei ganz leise und hab keine Angst!!! Bist du bereit?“ Anneli nickte. Noch einmal spähte Noldi durch den Türspalt. Er öffnete das Tor so weit, dass sie gerade durchschlüpfen konnten. Das Knarren der massiven Eichentüre hallte laut im nachstillen Kloster. Annelis Herz stand einen Augenblick lang still.

Hand in Hand schlichen sie durch den von Fackeln beleuchteten Kreuzgang. Bei der nächsten Abzweigung hielten sie kurz inne und spähten um die Ecke. Eine dunkle Gestalt mit wallendem Gewand kam im Kreuzgang direkt auf sie zu. Sie duckten sich erschrocken hinter dem Mauervorsprung und beobachteten, wie die Nonne hinter der Türe zur Bibliothek verschwand. Aufatmend flüsterte Noldi ihr zu. „Puh! Die Priorin Anna-Katharina! Zum Glück hat sie uns nicht gesehen.“

„Anneli!“ Er legte eine Hand auf ihre Schulter. „Wir müssen diesen Flur entlang. Ganz hinten rechts führt die Treppe zur Weinkellerei hinunter, da findet gerade ein nächtliches Gelage statt. Ich habe dort in der Nähe einen unterirdischen Gang entdeckt. Er führt hinüber zum Mönchstrakt und von dort hinaus aus den Klostermauern ins Freie. Komm!“

Noldi packte ihre Hand und zog sie hinter sich her. Leise schlichen sie an der Bibliothek vorbei. Sie hatten schon beinahe die gegenüberliegende Gangseite erreicht, da torkelte ihnen ein betrunkenener Mönch entgegen. Als er die zwei Kinder sah, blieb er schwankend stehen.

„Arnold – du Schlingel du ... Jetzt hab ich dich aber erwischt, du Bürschchen, du. Du hast mir ja ganz verschwiegen, dass du ei-eine Freundin – hast“, lärmte er viel zu laut durch das Kloster. Bevor die Kinder an ihm vorbeihasten konnten, liess die schneidende Stimme der Priorin die beiden zusammenfahren. „Wer macht so einen Heidenlärm da draussen? Was macht ihr denn da? ... Arnold, Anna, kommt sofort her!“

Wie auf Kommando rannten die beiden los und versuchten an dem Betrunkenen vorbeizukommen.

„Pack sie!“ schrie die Priorin den Mönch an. Doch der stand nur da und krümmte sich vor Lachen. Die Schreie der Priorin wurden lauter. Die Kinder hatten in der Zwischenzeit das Ende des Ganges erreicht und wollten die Treppe hinunterhasten. Ausgerechnet da kamen ihnen drei Mönche entgegen. Noldi riss Anneli am Arm zurück und keuchte: „Schnell, hierher in die Schreibstube!!“

Die Mönche waren ihnen dicht auf den Fersen. Noldi drückte die Türklinke: „Mist!“ – Sie war verschlossen.

„Haltet sie!“

Die Kinder versuchten, den Mönchen auszuweichen und unter ihren Armen durchzurennen. Noldi, flink wie ein Wiesel, schaffte es und rannte den Flur zurück.

„Noldi!“ Annelis verzweifelter Ruf brachte ihn abrupt zum Stehen. Er wirbelte herum.

„Nein!“

Sie war zu schwach gewesen, um den Mönchen zu entkommen. Mit einem lauten Aufschrei warf sich Noldi zurück und versuchte mit Beissen und Kratzen, Anneli aus den Händen der Ordensbrüder zu befreien. Aussichtslos! In kürzester Zeit war auch er überwältigt.

„Ruft die Wachen herbei!“ Beugend vor Angst sah Anneli die Priorin auf sich zukommen.

„So, so, dacht ich’s mir doch, dass ihr euch nicht an unsere Abmachung halten würdet! Nun, ich denke, das werdet ihr schwer bereuen!“

Die Wächter eilten herbei. Die Priorin befahl mit schneidender Stimme: „Werft den Jungen ins Verlies ... und die da zurück in den Turm. – Bringt sie zum Schweigen, für immer!“

„Anneli, ich ...“ Sie konnte nicht mehr verstehen, was Noldi ihr zurief.

Die zwei Wachgesellen blickten einander an und gaben sich mit den Lippen Zeichen. Der Hagere sagte mit gespielter Unterwür-

figkeit: „Wie ihr wünscht, Mutter Priorin.“ Mit diesen Worten packten sie Anneli rechts und links unter den Schultern und schleppten sie zum Turm.

„Bitte, bitte, nicht wieder in den Turm. Nein!“

„Sei nur still, du!“, schnauzte der Dicke sie unwirsch an und verstärkte seinen Griff um ihre Achsel.

„Komm, lass sie doch. Bald wird die Kleine nicht mehr schreien.“ Beide lachten, als hätten sie einen guten Witz gemacht.

Anneli setzte sich am Eingang des Turmes mit aller Kraft zur Wehr und biss in die Hand des hageren Wächters.

„Autsch, du Luder!“

Der Dicke hielt sich den Bauch vor Lachen. „Tollpatsch – lässt du dich von so einer kleinen Göre überwältigen?“

Das war der Augenblick für Anneli. Einen Moment war der Dicke unachtsam. Sie wand sich aus seiner Hand und rannte davon. Der Hagere fluchte.

Anneli lief Richtung Kreuzgang. Wo sollte sie sich nur hinwenden? Die Schritte hinter ihr kamen immer näher. Sie war einfach zu schwach, um Abstand zu gewinnen. Wie ein gehetztes Reh rannte sie durch die Gänge, verfolgt von den Wächtern in ihren schweren Stiefeln.

Ihre schnellen Tritte hallten laut durch den Kloostergang. Da – die nächste Biegung.

„Halt, Halt! – Was ist hier eigentlich los?“ Die Priorin stand vor ihr und versuchte sie aufzuhalten. Anneli sah nur noch einen Ausweg. Sie rannte auf die Priorin zu und versuchte sie mit aller Kraft zu rammen und wegzudrücken. Fast wäre es ihr gelungen, doch die Wächter waren schon zu nahe und erwischten sie an ihrem Kleid.

„Du Biest!“ Wütend schlug die Priorin ihr ins Gesicht. „Seid ihr nicht mal fähig, ein kleines Gör zu bändigen? Pah! Männer!“

Die Priorin schüttelte ihren Kopf und schaute die beiden mit unverhohlener Verachtung an. Aus der leicht geöffneten Tür vernahm man Gekicher.

„Und das wollen Wächter sein? Nicht einmal mit einem Kind werden sie fertig!“

Der Griff um Annelis Handgelenke verstärkte sich. Sie versuchte sich zu wehren; aber sie konnte sich keinen Zoll breit mehr rühren. Sie blickte in die wutentbrannten Gesichter der Männer und zitterte vor Angst.

Kaum waren sie ausser Hörweite der Nonnen, zischte der Dicke: „Jetzt kannst du was erleben!“

Die beiden Männer schleppten sie die Turmtreppe hinauf und schlossen die Türe mit einem Knall. Der Hagere richtete sich bedrohlich vor Anneli auf und gab ihr einen Stoss. – Sie fiel zu Boden. Der Dicke schaute sie mit funkelnden Augen an. Dann gab er ihr mit seinem schweren Stiefel einen Tritt. Anneli schrie auf. Sie zitterte und bebte am ganzen Körper.

„Hör auf, es ist genug! Wir wollen sie ja nicht gleich umbringen, oder?“

Schwer schnaufend hielt der Wächter inne. Dann zog er einen Haken hervor und hielt ihn hoch. „Aber, das da, das können wir.“ Anneli lag zusammengekrümmt am Boden. Sie wimmerte vor Schmerzen. Schützend hielt sie ihre Arme über ihren Kopf: „Nein, nein, nein“, brachte sie nur noch stammelnd hervor.

Der Hagere packte sie, zerrte sie hoch und sperrte mit beiden Händen ihren Mund auf.

„Streck die Zunge heraus, Mädchen.“

Anneli erschauerte und versuchte, ihren Mund umso fester zusammenzupressen.

„He, wird's bald? ... Ich rate dir: Gehorche uns, dann wird es für dich und für uns erträglicher!“

Schreiend wich sie zurück und wand sich aus seinem Griff heraus. Er gab ihr eine schallende Ohrfeige. Mit Entsetzen sah sie das rot angelaufene Gesicht des dicken Wächters auf sich zukommen.

„Warte nur, du kleine Kröte!“ Er packte ihre Handgelenke und schnürte sie mit einem Strick hinter ihrem Rücken zusammen.

Der Hagere hielt sie mit eisernem Griff umfassen. Verzweifelt versuchte sie, sich zu wehren. Doch sie konnte sich nicht mehr rühren. Der Dicke sperrte mit beiden Händen ihren Mund auf. Bevor sie sich versah, schob der hinter ihr stehende Hagere ein Rohr zwischen ihre Zähne. Annelis Herz stockte.

Mit Grauen sah sie erneut den Haken vor ihrem Gesicht auftauchen. Gellend schrie sie auf. Sie rollte ihre Zunge zurück, in der verzweifelten Hoffnung, sie verstecken zu können. Die Augen des Wächters verengten sich zu schmalen Schlitzern. Der Haken kam näher und näher. Ihr Herz raste wild. Ein furchtbarer Schmerz durchzuckte sie, als das harte Metall ihre Zunge durchbohrte. Sie bäumte sich auf. Der Wächter zog mit einem brutalen Ruck am Haken und zerrte die Zunge heraus. Sie hustete, spuckte Blut. Bilder blitzten vor ihren Augen auf – rollende Köpfe, blutende, schreiende Babys, der auf sie gerichtete Zeigefinger der Priorin. In ihren Gedanken hallte das Lachen des betrunkenen Mönches wider. Ihr Körper schien nicht mehr zu ihr zu gehören. Die Sinne begannen zu schwinden. Wie durch einen dicken Nebel hörte sie eine Stimme in der Wölbung des Turmzimmers widerhallen.

„Mist, ich krieg sie nicht raus! Komm, reiche mir den Dolch rüber.“ ... rüber ... rüber.

Anneli sackte in sich zusammen. Dunkle Wolken hüllten sie ein. Sie hatte mit ihrem Leben abgeschlossen.

Sie kam erst wieder zu sich, als erneut ein furchtbarer Schmerz ihren Körper durchfuhr. – Ihre Zunge wurde brutal herausgezerrt und abgeschnitten. Ihr eigener, schriller Aufschrei gellte in ihren Ohren. – Dann wurde es ihr schwarz vor Augen.

Rettung

Der Wächter schleifte Noldi eine Treppe hinunter, die in ein Kellergewölbe unter der Klosteranlage führte. Der Gang roch unangenehm nach abgestandener Feuchtigkeit und Schimmel. Noldi hatte Mühe, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen.

Allmählich schälten sich die Umrisse der Mauer heraus, und er konnte erkennen, dass sich in dem Gewölbe eine Kammer an die andere reihte. Die meisten standen offen und enthielten Fässer oder alte Holzkisten. In manchen standen Regale, gefüllt mit unterschiedlichsten Vorräten. Noldi begriff, dass sich eine kleine Stadt unter dem Kloster verbarg, die ihre eigenen Geheimnisse besass. Der Mann hielt vor einer schweren Holztür inne.

„Das, mein Bürschchen, ist deine neue Bleibe. Mach es dir gemütlich, du wirst es hier lange aushalten müssen.“ Braune Zähne lachten ihn hämisch an.

Der Wächter stieß ihn in die Kammer. Noldi hörte, wie sich der Schlüssel Unheil verkündend im Schloss drehte.

Dann war er allein in der Dunkelheit und Kälte.

Er schlang zitternd die Arme um seinen Leib und tastete mit den Augen die Umgebung ab. Durch ein Gitterfenster hoch oben in der Wand fiel spärliches Mondlicht und zeichnete einen Lichtstrahl auf den Boden. In der Mitte des Raumes stand eine Holzpritsche. Stroh bedeckte den Steinboden. Ansonsten war der Raum leer.

Ein trockener Husten schüttelte Noldis Körper. Erschöpft kauerte er sich auf das Lager.

Alles in ihm war leer. Keine Gefühle, keine Gedanken.

Er hoffte, dass es für den Rest seines Lebens so bleiben würde. Für mehr fehlte ihm die Kraft. Bevor er einschlief, stieg noch einmal Annelis abgezehrt Gesicht vor ihm auf, und ein heftiger Schmerz durchfuhr sein Herz. Dann umschloss ihn die Dunkelheit eines traumlosen Schlafes.

Als er erwachte, schien sein Körper in Flammen zu stehen. Alle Glieder schmerzten, und er zitterte hemmungslos. Es schien ihm, als würden ihn die Flammen von innen auffressen; doch von aussen umklammerte ihn die Kälte. Irgendwann fiel er wieder in einen Dämmer Schlaf zurück. Schauerbilder eines brennenden Dorfes erschienen. Er hörte seine Eltern schreien und versuchte, ihr Haus zu finden; doch alle Häuser sahen gleich aus. Mit Schrecken stellte er fest, dass er nicht mehr wusste, wo das Haus gestanden hatte. Er hörte einen Schrei und als er sich umdrehte, sah er Anneli, die sich aus dem Fenster eines brennenden Hauses beugte. Er wollte zu ihr und sie retten; doch plötzlich erschien Dany und zog ihn am Arm weg, immer weiter fort von Anneli.

Tränen rannen ihm im Schlaf über die Wangen.

Er spürte etwas Kühles an seinem Kopf und schlug die Augen auf. Noldi blickte in das besorgte Gesicht von Pater Waldes. Der Mönch hatte die Hand an seine Stirn gelegt. Noldi wand sich. Dieser Mann war an allem schuld. Wäre er nicht gewesen, dann hätte er Dany aufhalten können. Anneli wäre noch am Leben.

Die Last des Traumes erdrückte Noldi. Er zitterte und warf sich auf seinem Lager hin und her. Arme schoben sich unter seinen geplagten Körper und hoben ihn hoch. Er versuchte sich zu wehren, doch sein Körper schien nicht mehr auf ihn zu hören. Er schloss wieder die Augen und glitt hinab in tiefe Dunkelheit. Pater Waldes sass neben Noldis Lager und betete. Seit einer Woche wurde Noldis Körper schon vom Fieber geplagt, doch langsam ging die Krankheit zurück.

Waldes hatte Noldi vom ersten Tag an ins Herz geschlossen und er spürte, dass es noch eine Aufgabe an ihm zu erfüllen gab.

Er hatte mit dem Abt verhandelt und bewirken können, dass Arnold von seiner Strafe befreit wurde. Im Gegenzug sollte er den Jungen in die Novizenschule aufnehmen. Waldes lächelte still in sich hinein. Es war ein herrliches Abkommen, und er freute

sich darauf, seinen neuen Schüler in Gottes Weisheiten zu unterrichten. Sein Blick fiel wieder auf Noldi und die Freude verflög. Mit noch grösserer Inbrunst stürzte sich Waldes wieder ins Gebet.

Das Erste, was Noldi wahrnahm, war Vogelgesang. Beherzt trällerte ein Vogel sein Lied, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt. So gerne hätte Noldi das geglaubt. Für einen Moment vergass er alles, was seine Seele belastete, und war glücklich.

Die muntere Stimme einer Frau erklang. „Sein Fieber ist letzte Nacht gesunken, Pater. Aber spricht nicht viel mit ihm! Ein Kranker braucht seine Ruhe!“

Widerstrebend öffnete Noldi seine Augen. Neben seinem Bett sass Pater Waldes und betrachtete ihn. Ihre Blicke trafen sich, und für einen Moment sagten beide kein Wort. In Noldi überschlugen sich die Gefühle. Noch immer lastete eine Schwere auf ihm, die er nicht einordnen konnte. Dunkel stieg die Erinnerung an Anneli in ihm hoch. Irgendetwas war geschehen.

Noldi versuchte zu sprechen, doch seine Zunge lag ihm wie ein Stück Blei im Mund. Krächzend brachte er ein paar Laute hervor.

Pater Waldes griff nach einem Becher. Er half Noldi, sich aufzurichten und zu trinken. Dann fragte er lächelnd: „Hat sich deine Zunge gelöst?“

Noldi lächelte zaghaft zurück und stellte endlich die Frage, die ihm schon die ganze Zeit auf der Zunge brannte: „Wo ist Anneli?“

Waldes Gesicht verdunkelte sich. „Sie haben sie zurück in den Turm gebracht.“

Noldi sank in sein Kissen zurück. Erleichterung durchflutete ihn. Sie lebte noch; das war alles, was zählte.

„Wie lange war ich krank, Pater?“

„Eine Woche. Und du hast mir einige Sorgen bereitet.“

„Komme ich nun zurück in die Zelle?“

„Nein.“ Waldes lächelte liebevoll auf seinen Schützling herab. „Gott sei Dank liessen sie mit sich verhandeln. Ich konnte dich einlösen.“ Er zwinkerte.

„Einlösen gegen was?“

„Ich werde dich als Novize unterweisen. Du wirst mein Schüler.“ Noldi sagte daraufhin lange nichts mehr. Zuerst war er entsetzt. Doch dann stiegen wieder Waldes Worte in ihm auf – dass die Veränderung von innen kommen müsse. Er würde seiner Rache einen Schritt näherkommen.

Entschlossen nickte er. „Wann beginnt meine Unterweisung?“

Im Todestal

Anneli wälzte sich hin und her. Ihr Körper glühte.

Gedanken, Gefühle, Bilder – alles drehte sich gleich einem wild um sich wirbelnden Kreisel; verzerrte aneinandergereihte Wortfetzen drangen wie durch einen Nebelschleier an ihr Ohr – hallten in ihrem Inneren unheimlich nach, wieder und wieder. Träumte sie, wachte sie? War so ... der Tod?

„Komm, die stirbt doch sowieso. Was vergeuden wir eigentlich unsere Zeit? Da nützt doch alles nichts mehr.“

„Hildegard, aber die Mutter Priorin hat uns doch befohlen ...“

„Die Priorin, die Priorin! Was kümmert sich die ‚Mutter Priorin‘ schon um dieses ... dieses Geschöpf da? Und überhaupt – was ist das schon für ein Leben! Eingesperrt zu sein in diesem Turm – jahraus, jahrein?“

Anneli versuchte ihre Augen zu öffnen – vergeblich! Immer deutlicher drangen die Worte der beiden Nonnen an ihre Ohren.

„Aber, es ist doch noch ein Kind ...“

„Das ist es doch gerade, Mechthild, das ist es, was ich dir die ganze Zeit sagen will. Es ist noch ein Kind!!! Aber, wäre es für dieses ‚Kind‘ nicht besser, es könnte endlich sterben?“

Stille – unheimliche, atemlose Stille folgte.

Dann ein Geräusch plätschernden Wassers – etwas Kaltes wurde auf Annelis Stirn gedrückt. Sie wehrte sich, versuchte, die fremde Hand weg zu stossen.

Die Nonne legte das feuchte Leinentuch beiseite. „Mach, was du willst, Hildegard! Aber ich ... ich werde das Kind weiterpflegen – es könnte ja mein Kind sein.“

„Jetzt komme mir nicht schon wieder mit dieser Geschichte! ... Du verlierst langsam deinen Verstand, Mechthild. Hörst du? Halte deine Gefühle im Zaum und vergiss das Ganze endlich!“

„Wie kann ich es vergessen? Nacht für Nacht raubt es mir den Schlaf – höre ich meine Kinder aus der Erde schreien. Ich ... ich will mich nicht noch mehr versündigen, Hildegard. Verstehst du?“

„Du bist wirklich nicht mehr ganz bei Sinnen. Das machen doch heutzutage alle, oder? Was ist da schon dabei? Hmm?“

Anneli bäumte sich auf und stöhnte.

Schwester Hildegard schüttelte ihren Kopf und deutete mit verächtlicher Miene auf das Kind: „Ja, dann – viel Vergnügen mit diesem ... diesem widerspenstigen Ding!“ Sie verliess fluchtartig das Gemach und schlug die Tür hinter sich zu. Der Widerhall ihrer Schritte dröhnte im Turm nach.



Dicke, schwüle Luft erfüllte das Turmzimmer. Anneli lag auf ihrem Strohlager, eingehüllt in zwei schmutzige Decken. Auf ihrer Stirn lag ein feuchtes Leinentuch. Vor ihrem Lager standen eine Suppenschüssel und ein Krug mit Wasser bereit.

Schwester Mechthild hob ihre Augen zum Erkerfenster auf. Obwohl es Tag war, wurde die Sonne von dichten Wolken verdunkelt.

Es war still. Zu still.

Ihr Blick wanderte zum Mädchen auf dem Lager. Sie schlief. Die Nonne wollte aufstehen und leise das Zimmer verlassen. Da hörte

sie das Kind röcheln. Sie beugte sich zu ihr herunter und legte die Hand auf ihre Stirn. Auf einmal hob die Kranke ihre Lider. „Möchtest du etwas essen?“ Die Schwester stützte Anneli und versuchte ihr die Suppe einzuflößen. Doch sie drehte ihr Gesicht weg. „Du ... hast wohl Durst.“ Schwester Mechthild hob eilends den Tonkrug vom Boden auf und liess das kranke Mädchen daraus nippen. Anneli hielt sich wie eine Verdurstende am geneigten Krug fest und trank – nur ein Schluck – sie würgte, hustete, stöhnte und presste mit schmerzverzerrtem Gesicht ihre Hand auf den Mund.

Die Nonne legte sie wieder vorsichtig zurück auf das Lager und deckte sie zu. „Wenn ich dir nur helfen könnte!“, seufzte sie.

Da – Schritte im Turm. Schwester Hildegard? Doch es war die Mutter Priorin Anna-Katharina höchstpersönlich! Mechthild erstarrte bei ihrem Anblick. – *Ob Hildegard wohl ...?*

„Schwester Mechthild, ich habe mit Euch zu sprechen!“ Die strenge, tonlose Stimme der Priorin durchschnitt die Stille.

Die Nonne erbleichte. „Aber, was ...?“ Bevor sie noch weiterfragen konnte, machte die Priorin schon wieder auf dem Absatz kehrt und rauschte davon. Im Gehen fügte sie mit abgewandtem Blick hinzu: „Wir sehen uns im Rat-Zimmer.“



Ein mächtiges Grollen folgte einem grellen, zuckenden Blitz. Der ganze Raum wurde mit gespenstischem Licht erfüllt. Immer wieder gab es für kurze Zeit den Blick auf das kranke Mädchen frei, das sich stöhnend und wimmernd auf ihrem Strohlager hin und her wälzte.

Das rasende Pochen in Annelis Schläfen und das Grollen des Donners vereinten sich in stürmischem Duett.

Der Himmel schien mit ihr mitzuleiden.

Ein Schütteln suchte sie in wiederkehrenden Wellen heim, durchfuhr ihren glühenden Körper, als wäre sie ein vom Sturm aufgepeitschter See.

Alles war wie ein einziger, unaufhörlicher Albtraum.

Anneli wischte sich mit zittriger Hand die Schweißperlen von der Stirn. Ihr Hals fühlte sich unförmig an und unbeschreibliche Schmerzen raubten ihr schier den Verstand.

Wieder ein Blitz – und ein ohrenbetäubender Donnerschlag erschütterte den Turm.

Sie erschrak. Auf einmal war sie hellwach. Inmitten dem Pfeifen des Windes hörte sie ein Pferd wiehern und der Wind trug den Schall von aufgeregten Männerstimmen zum Turmzimmer hinauf.

Noldi ... Ach, Noldi! Anneli hielt sich mit beiden Händen den Kopf und schluchzte erbärmlich. Denn plötzlich kam ihr alles wieder in den Sinn.

Sie haben mir die Zunge abgeschnitten!!!

Anneli richtete sich ruckartig von ihrem Lager auf, hielt sich die Hände vor das Gesicht und weinte. Vornübergebeugt wiegte sie ihren Oberkörper hin und her. Der Schock und der Schmerz waren zu gross.

Meine Zunge, oh mein Gott, ich habe keine Zunge mehr!!!

Weshalb hat Gott so etwas nur zulassen können?

Sie schlug mit ihren schwachen Fäusten auf ihr Bett ein, schrie und schluchzte gleichzeitig. Ihre Qual war unbeschreiblich.

Vater, Vater! Du hast doch immer gesagt, dass es einen Gott gibt, Vater!!! Warum hat Er mich nicht beschützt? Weshalb hat Er zugelassen, dass sie mich wieder in den Turm gesteckt haben? Oh Vater! Wieso ist das Leben so schrecklich? Bitte, sag es mir!!! Ich kann einfach nicht mehr glauben, dass es einen Gott gibt. Einen Gott, der so schreckliche Dinge zulässt. Der dich und Mama ... Nein!

Ich – kann – einfach – nicht – mehr!

Ein unerhörter Schwall von Schmerz überfiel sie. Alles begann, sich vor ihren Augen zu drehen. Sie liess sich erschöpft zurück auf das Lager fallen, presste ihre Faust in den Mund und biss sich in ihr fest.

In der Schule

Pater Waldes schritt, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, vor seinen Schülern auf und ab.

„Das Gebet ist unsere Waffe, nicht das Schwert! Merkt euch diesen Grundsatz!“

Er musterte die Novizen, einen nach dem anderen. Am Schluss blieben seine Augen an Noldi hängen. „Das Leben des Studiums ist ruhig. Gott durch Gebet und das Lesen der Heiligen Schrift näherzukommen und Seine Gebote zu leben, das ist unser Abenteuer.“

Noldi empfand Waldes Worte fast als eine an ihn gerichtete Ermahnung. Beschämt senkte er den Kopf.

Es war sein erster Tag in der Novizenschule. Noch fühlte er sich fremd unter den anderen Jungen, mit denen er von jetzt an die meisten Stunden des Tages verbringen würde. Er sollte mit ihnen sowohl Tisch wie auch Schlafsaal teilen. Er hatte sich jedoch bei Waldes' erbeten, noch weiterhin über den Stallungen schlafen zu dürfen, und es war ihm gestattet worden. Der Gedanke, mit den Knaben in einem Raum zu schlafen, war ihm aus irgendeinem Grund unerträglich.

Vielleicht lag es daran, dass Noldi noch nicht die Trennung von Anneli überwunden hatte. Er zog sich vor den anderen lieber zurück in seine persönliche Einsamkeit. Dort blieb er seinem Vorsatz treu, in jedem unbeobachteten Moment mit Kampfübungen seinen Körper zu stählen.

Er spürte ihre Blicke auf sich, die Neugierde, aber auch Misstrauen ausdrückten. Er war neu, älter als die anderen, die schon

mit sieben Jahren in die Novizenschule gekommen waren. Zudem merkten seine Mitschüler, dass er eine Art von Bevorzugung bei Pater Waldes genoss. *Wenn sie dann am Abend noch entdeckten, dass er nicht bei ihnen im Dormitorium schlief, dann würde sich ihre Missgunst steigern*, befürchtete Noldi.

Sie sassen zu acht im Unterricht, die meisten zählten erst sieben oder acht Jahre. Bisher wusste er nichts über die anderen Novizen. Doch ihr Benehmen sprach dafür, dass sie aus eher vornehmen Häusern stammten. Bauerntöpel, wie er einer war, gab es hier nicht.

Noldi hielt sich im Hintergrund. Sie wussten nichts von seinen Angelegenheiten und er nichts von den ihrigen. Seinetwegen konnte das so bleiben.

Waldes ging zu einem an der Wand befestigten Pergamentblatt, auf dem die Buchstaben des Alphabets geschrieben standen. Er hielt einen Stock in der Hand, den er nun zum Zeigen benutzte.

„Beginnen wir mit der heutigen Lektion. Wie immer werde ich euch in der Kunst des Lesens und Schreibens unterrichten.“

Das, was nun folgte, war für Noldi eine Herausforderung. Die Novizen besuchten zwar alle noch nicht lange die Klosterschule, doch sie hatten in der Zeit bereits das Alphabet und gewisse Grundkenntnisse erlernt. Noldi konnte ein wenig lesen, doch nur sehr langsam.

Nun begannen sie die Buchstaben im Chor abzulesen und anschliessend auf die Wachstäfelchen, die jeder vor sich auf dem Pult liegen hatte, zu übertragen. Noldi bemühte sich, es ihnen gleichzutun. Doch es sah alles viel einfacher aus, als es war. Der Griffel in seiner Hand wollte sich nicht fügen, und so wurde seine Wachstafel bald durch ungelungenke Versuche unbrauchbar.

Ein Kichern liess ihn zur Seite blicken und geradewegs in das spitze Gesicht seines Nachbarn schauen. Es war ein hagerer Junge mit widerspenstigem rotem Haar.

Ungewollt huschte ein Grinsen über Noldis Gesicht. Der Junge erwiderte es freimütig und korrigierte Noldi: „Du hältst den Griffel falsch.“ Er hielt seinen eigenen in die Höhe. „Willst du mit dem Ding schreiben, dann darfst du es höchstens mit drei Fingern halten und nicht mit der ganzen Hand. Es ist ja kein Messer!“

Noldi versuchte es auf die Weise, wie er es bei dem Jungen gesehen hatte, und tatsächlich glitt der Griffel nun leichter durch das Wachs.

„Mein Name ist übrigens Nicholas.“

„Ich heiße Arnold, aber alle nennen mich Noldi.“

„Ja, ich kenne deinen Namen. Der Pater hat schon vorher erzählt, dass du kommst.“

Nicholas zeigte Noldi, wie man das Wachs in der Tafel glättete, worauf sich beide in stillem Einvernehmen wieder ihren Übungen zuwandten.

Viel änderte sich an diesem Tag nicht mehr an Noldis Kampf mit seinem Schreibwerkzeug. Doch Nicholas hatte seine Wachstafel vor der völligen Zerstörung bewahrt.

Vor der Sexta, dem Mittagsgebet, wurden sie von Waldes entlassen.

Bevor Noldi jedoch das Unterrichtszimmer verlassen konnte, winkte Waldes ihn zu sich.

„Noldi, du merkst selbst, dass du einen gewaltigen Rückstand gegenüber den anderen hast. Deshalb habe ich dir einen Vorschlag zu machen: Wenn du magst, dann kannst du nach dem Unterricht gerne noch länger hierbleiben und wir arbeiten deine Lücken auf, so wie die Zeit es zulässt.“

Noldi musste nicht lange überlegen. Er hatte die Wahl zwischen den Diensten im Kloster und der Nachhilfe durch Waldes. Da fiel die Entscheidung nicht schwer.

Der Pater zog einen Schemel neben seinen Stuhl und klopfte einladend auf dessen Sitzfläche.

„Dann setz dich. Wir haben viel zu tun.“

Sie begannen mit dem Alphabet und den Grundrechenarten. Waldes erklärte ihm, dass er im Laufe seines Studiums mit den septem artes liberales, den sieben freien Künsten, vertraut werden würde. Sie umfassten, nach den Schreib- und Lateinübungen, drei logisch-argumentative Fächer sowie vier mathematische. Im Trivium, dem Dreiweg, erlernte er die Rhetorik, Grammatik und Dialektik, im darauf aufbauenden Quadrivium die Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie.

„Durch die Wissenschaften erlangen wir Weisheit und Einsicht“, erklärte Waldes. „Sie helfen uns, die Heilige Schrift und die Werke anderer christlicher Autoren mehr zu verstehen. Jedoch solltest du sie nie als Ersatz für den Glauben betrachten“, wandte er mit einem bekümmerten Seufzer ein. „Viele der Brüder, die lesen und schreiben können, sind dem Hochmut verfallen. Sie sind stolz, dass sie dieses kostbare Wissen erlangt haben, und verlassen sich nun ganz auf dieses und nicht mehr auf Gott.

Die Heilige Schrift wird nie ein Mensch verstehen, wenn sie einem nicht durch den Herrn offenbart wird. Nur durch Ihn können wir ihre Tiefe erfassen.“

Waldes machte eine Pause und wartete gespannt auf eine Reaktion von seinem Schüler, doch dieser starrte einfach nur ausdruckslos vor sich hin.

„Noldi, verstehst du das, was ich dir sage?“

Noldi nickte.

„Kannst du glauben, dass unser menschliches Wissen vor Gott immer begrenzt sein wird?“

Noldi blieb stumm. Er konnte doch unmöglich zu Waldes sagen, dass er an keinen Gott glaubte, dass sein Glauben zerstört worden war durch all die erlittenen Verluste!

Unverhohlen blickte er Waldes an.

„Ich kann nicht mehr an Gott glauben“, platzte es aus ihm heraus. „Alles, was ich erlebt habe, war so gemein, so böse. Die an-

geblichen Gottesmänner sind Mörder und Heuchler! Die anderen handeln nicht und Gott ja auch nicht! Wenn es Ihn gäbe, dann könnte Er nicht so niederträchtig sein und mir alle Menschen, die ich liebe, nehmen.“ Tränen rannen ihm über die Wangen. Unbeholfen wischte er sie mit dem Ärmel ab.

„Was habe ich denn gerade gesagt?“, sprach ihn Waldes sanft an. „Unser Wissen ist begrenzt, Noldi. Es mag wenig tröstlich klingen, doch ich glaube, dass deine Leiden nicht umsonst waren. Ich weiss nicht, warum du all den Kummer erlitten hast. Gott handelt oft auf Wegen, die uns fremd sind. Woher willst du wissen, wie Gottes Pläne aussehen? Wie wäre es, wenn du dem Herrn noch einmal eine Gelegenheit gibst?“

Noldi spürte, wie es in seinem Innersten anfang zu toben. Waldes hatte Recht, doch es war ihm unmöglich, etwas daran zu ändern. Zu fest hatte er sich schon in seine Rachepläne verbissen. Intuitiv wusste er, dass er seine Wut aufgeben musste, wenn er Waldes Weg beschritt.

Aber dann ist mein Leben doch sinnlos? Wieso wäre ich dann hier im Kloster gefangen? Nein, sein Zorn war der einzige Strohalm, an den er sich klammern konnte, der alles erträglicher machte.

Waldes sah den Kampf in seinem Schüler und betete inständig, er möge doch die Wahrheit in seinen Worten erkennen.

„Pater ...“ Noldi sah Waldes flehend an, doch mehr brachte er nicht hervor, nur noch ein klägliches Kopfschütteln.

„Ich wünschte mir, du würdest deine eigenen, krampfhaften Pläne aufgeben und Gott das Kämpfen überlassen“, sagte Waldes betrübt. „Doch du triffst deine Entscheidungen selber, mein Sohn.“

Es war das erste Mal, dass der Pater ihn so nannte, und Noldi traf es tief, denn er spürte seine Aufrichtigkeit.

„Erlaube mir, dass ich dir trotzdem meine Lehren weiter vermitteln darf. Solange du ihnen nicht folgen willst, lerne von dem, was du greifen und annehmen kannst“, riet Waldes ihm.

Am liebsten hätte Noldi abgelehnt, doch eine Neugierde zog ihn, der er einfach folgen musste. Noldi wünschte sich mit einem Mal, dass er den Frieden dieses Mannes besitzen könnte.

„Ja, Pater, ich will versuchen, von Euch zu lernen.“ Und das wollte Noldi wahrhaftig.

In Waldes Augen spiegelte sich eine tiefe Freude wider. Er sagte nichts mehr, sondern bedeutete Noldi, seine Buchstaben weiterhin zu üben. Allerdings strahlte er dabei eine Unbeschwertheit aus, die ansteckend war.

Mechthild

Tage waren vergangen – endlos scheinende Stunden abgrundtiefen Leidens.

Anneli war wahrlich zwischen Leben und Tod geschwebt.

Einmal mehr erwachte sie aus einem ihrer unzähligen Albträume. Sie spürte auf ihrer Stirn eine kalte Hand und hörte eine fremde Frauenstimme:

„Sie überlebt!“

Anneli hielt ihre Augen geschlossen und tat so, als wenn sie noch schlief.

„Es ist ein Wunder, Maria. Ich hätte es nie für möglich gehalten. Bei dem Fieber und dieser Wundentzündung.“

Irgendwie kam ihr diese herbe Frauenstimme bekannt vor. Sie öffnete ihre Augen einen kleinen Spaltbreit, gerade so, dass die beiden Nonnen es nicht bemerkten. *Ah, Sieglinde!* Schnell schloss sie die Augen wieder.

„Na, ich muss sagen, dass es mir recht ist, wenn wir sie nicht mehr pflegen müssen. Es war anstrengend genug. Und wenn du mich fragst, Sieglinde: Schwester Hildegard hat ganz recht, man hätte sie besser sterben lassen sollen.“

„Du sagst es, Maria. Du sagst es.“

Die zwei Nonnen bewegten sich Richtung Ausgang. Anneli öffnete ihre Augen. Sie standen mit dem Rücken zu ihr. Die

Schwester Oberin blieb nochmals kurz stehen, stupste die andere Schwester mit der Hand in die Seite und beugte ihren Kopf vertraulich vor.

„Hast du das mitbekommen, wegen Schwester Mechthild?“ Anneli horchte auf.

„Du meinst die Schwester, die fast durchgedreht ist? Was ist mit der?“

Die Stimmen der beiden Schwestern waren leiser geworden. Anneli musste ihre Ohren spitzen, damit sie alles verstehen konnte.

„Sie hat sich mit einem Strick im Keller erhängt.“

Betretene Stille folgte. Annelis Herz stockte.

„Was ? ... Das ist ja ein Ding!“

Tuschelnd verliessen die beiden Nonnen das Turmzimmer. Dann wurde es wieder still um Anneli.

Sie lag auf ihrer Bettstatt und sann über die Worte der beiden Nonnen nach.

Mechthild ... tot?

Ein Schluchzen stieg in ihrer Kehle auf und heisse Tränen füllten ihre Augen. Der Name Mechthild rief Erinnerungen in ihr wach. Sie sah die Nonne plötzlich wieder vor sich: ein schmales, bleiches Gesicht mit braunen, schwarz umränderten Augen. Eine auffallend zarte, freundliche Stimme hatte sie gehabt – ganz ähnlich wie die ihrer Mutter ...

Mechthild – ja, diese Nonne hat mich doch gepflegt, und plötzlich ist sie nicht mehr gekommen. Sie ist also ... tot?

Warum nur, warum werden mir alle genommen, die mir lieb sind? Warum müssen die Guten sterben und die Bösen überleben? Das ist doch nicht gerecht!

Und Noldi? Lebt er überhaupt noch, oder ist er ... tot? Oh, wenn ich doch auch sterben könnte!

Wenn das „das Leben“ ist – dann ist der Tod besser als das Leben!

Anneli weinte sich in den Schlaf.

Gespräch mit Nicholas

Es wurde zur Gewohnheit, dass Pater Waldes und Noldi nach den Unterrichtsstunden noch zusammensassen. Noldi merkte schon bald, dass es ihm Freude bereitete, das kostbare Wissen zu erlernen, das ihm sonst als Bauernjunge verwehrt geblieben wäre. Er lernte schnell und hatte bald seinen Rückstand eingeholt, ja, die anderen Schüler sogar im Lehrstoff überholt.

An Noldis Diensten ausserhalb der Schule veränderte sich nicht viel. Er diente nicht mehr bei den Nonnen. Wie seine Mitschüler half er nun im Mönchskonvent, in der Küche, im Stall oder auch bei den Handwerkern.

Oft fragte er sich, wieso er zuvor nie andere Knaben bemerkt hatte. Bald wurde ihm klar, dass sie einfach eine andere Stellung einnahmen. Ihn sah man immer noch als Leibeigenen, während die anderen Novizen als Kinder und Lehrlinge des Klosters eine Sonderposition innehatten. Ihre Dienste waren leichter. Oft wurden sie in der Klausur, dem Kreuzgang und den umstehenden Gebäuden beschäftigt, die Noldi vorher nie hatte betreten dürfen, da sie den Mönchen vorbehalten waren.

Dadurch waren seine Mitschüler nie dort gewesen, wo er war.

Im Unterricht spürte er ihren verstärkten Argwohn. Noldi plagte es mehr, als er sich eingestand. Er wollte doch gar nichts mit ihnen zu tun haben, und doch ...

Immer wieder wurde ihm dann schmerzlich bewusst, wie sehr er Anneli vermisste. Dany hatte er seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Die Knabenschaft war aktiv im Volk und bekämpfte fortwährend durch kleine Überfälle die Habsburger. So gerne hätte er in Danys Knabenschaft mitgekämpft! Aber Anneli sass im Turm, und er hatte sich geschworen, nicht eher das Kloster zu verlassen, bis er sie befreit hätte. Jeden Tag hoffte er, dass sie lebendig und gesund war und verwünschte die Nonnen für ihr Verbrechen. Jeder Einzelnen, die Anneli nicht gut behandelte,

wünschte er die Pest an den Hals. Dass das alles war, was er tun konnte, um seiner Freundin zu helfen, quälte ihn unendlich.

Mit ihr hatte er sich immer unterhalten können. Sie hatten das gleiche Schicksal geteilt. Sie hatte ihn gebraucht.

Neben Pater Waldes gab es nur noch Nicholas, den rothaarigen Jungen, der ihn akzeptierte und mit dem ihn allmählich eine scheue Freundschaft verband. Nicholas selber gehörte wie auch Noldi eher zu den Aussenseitern der Novizenklasse. Er war kleiner als die anderen, und häufig litt er unter irgendeiner Krankheit.

Schon in der zweiten Stunde hatte er sich ständig wegen irgendetwas an Noldi gewandt, froh darüber, dass er einen Ansprechpartner hatte, der ihn nicht ganz ignorierte.

Er war ganz gut im Unterricht, doch am liebsten trieb er sich bei den Tieren herum. Er besass eine Geduld und ein Einfühlungsvermögen, das Noldi erstaunte. Nicholas bat sogar freiwillig darum, dass er Noldi beim Stallausmisten helfen dürfe. Eines Tages waren sie gerade damit beschäftigt, den Mist auszufegen. Nicholas hatte Noldi gefragt, was ihn ins Kloster verschlagen hatte. Doch dieser hatte nur gebrummelt: „Verschiedene Umstände, nichts Besonderes.“ So gern er Nicholas auch mochte – seine Vergangenheit ihm mitzuteilen und was er alles erlebt hatte, konnte und wollte Noldi nicht. Lieber hörte er einfach Nicholas' Geplapper zu. Dieser liess sich dabei auch nicht aufhalten. Er drängte Noldi nie zu erzählen, wenn er es nicht von sich aus tat.

„Mein Vater weiss nichts mit mir anzufangen“, berichtete er. „Mein Bruder wird die Ländereien erben, und ich als Zweitgeborener habe keine grosse Wahl. Die militärische Laufbahn hätte mir Ruhm und so etwas bringen können, doch mein Vater hat mich ausgelacht, als ich ihm das vorgeschlagen habe. Vermutlich hat er Recht. Dazu würde ich nicht taugen. Ich bin nahezu blind und stets kränklich.“

Zur Verwaltung des Gutes sieht der Vater mich als unfähig an. Also hat er mich ins Kloster abgeschoben und gesagt, am besten sollte ich Mönch werden. Da könnte ich nicht viel falsch machen. Den ganzen Tag herumsitzen und beten, das würde selbst ich zustande bringen.“

Eine Schicksalsergebenheit sprach aus seiner Stimme, die Noldi wütend machte. Verständnislos fragte er: „Und du lässt dir das gefallen?“

Nicholas zuckte mit den Schultern. „Was soll ich denn machen? Vater gehört zum Rittertum. Ich muss den Standesanforderungen entsprechen. Mehr als die drei Möglichkeiten habe ich nicht; ob es mir gefällt oder nicht, spielt keine Rolle. Du weisst nicht, wie das ist.“

„Doch, ich weiss es“, erwiderte Noldi. „Das Schicksal fordert oft Wege, die man nicht wählen würde. Es bleibt nur die Wahl zwischen einem kleineren und einem grösseren Übel.“

Nicholas überlegte einen Augenblick und stocherte dabei mit der Mistgabel gedankenverloren im Stroh.

„Vielleicht hättest du versuchen können, mit deinem Vater zu reden.“ Noldi liess nicht locker.

„Sobald ich den Mund aufmache, verbietet er ihn mir sogleich. Es interessiert ihn nicht, was ich denke!“

„Vielleicht will er sehen, dass du dich vor ihm beweist, sonst sieht er dich nicht als gleichwertig an. Hin und wieder sollten wir wahrscheinlich mit den Erwachsenen reden. Ansonsten fügt man sich einfach gegen den eigenen Willen oder setzt heimlich seinen eigenen Willen durch.“ Noldi schluckte hart. „Und man wird bei beidem unglücklich.“ *Ich wünschte mir, ich hätte die Meinung meines Vaters mehr geachtet*, ging es Noldi durch den Kopf.

Nicholas winkte ab. „Ich schaue erst mal, ob mein Vater nicht doch Recht hat. Vielleicht werde ich mich im Kloster ganz wohl fühlen.“

Wie kann man nur so wenig Kampfwillen haben? Noldi konnte das nicht verstehen. Gerne hätte er Nicholas davon überzeugt, dass er für seine Wünsche kämpfen musste. Doch dafür hätte er zu viel von sich preisgeben müssen.

Mitleid für seinen Mitschüler stieg in ihm hoch. Er war zu gut-herzig für eine raue Männerwelt.

Doch Noldi tat es gut, jemanden zu haben, einen Freund, für den er da sein konnte.

Die Pforte

Bald hatte der Winter den Herbst abgelöst, und es herrschte bitterste Kälte. Die Mönche zogen sich nun beide Untergewänder übereinander an und wechselten zu ihrer wollenen Mönchskutte. Wohin Noldi auch ging, überall fror er.

Nun freute er sich, wenn der Unterricht zu Ende war und er die körperlichen Arbeiten zugeteilt bekam. Am besten war die Arbeit im Stall.

Die Körperwärme der Stuten verbreitete sich in dem alten Holzschuppen und verdrängte die Kälte wenigstens bis zu einem erträglichen Mass. Ausserdem mochte er die Stallburschen. Im Laufe der Jahre hatten sie ihn als einen der Ihren akzeptiert.

Der eine, Karl, stammte aus einer Bauernfamilie. Da seine Eltern zu arm waren, um alle fünf Kinder zu versorgen, hatten sie ihn als Knecht ins Kloster geschickt. Er verdiente nicht viel, doch da er mit Essen versorgt wurde, schickte er das meiste Geld an seine Familie. Die beiden anderen Stallburschen stammten aus den umliegenden Dörfern. Franz war eher mürrisch und der Unfreundlichste von den Dreien. Er betrachtete die Arbeit der Knechte als würdelose Zeitverschwendung. Doch bei keiner Lehrstelle war er angenommen worden, und so begab er sich zähneknirschend zu den Mönchen. Er hasste die Kuttenträger nicht weniger als Noldi, doch hatte er seinen Zorn weniger unter

Kontrolle als jener. Noldi erfuhr nie, worauf sich Franz' Hass gründete. Der Knecht pflegte nur vor sich hinzumurren: „Die Pfaffen haben meinen Eltern Flausen in den Kopf gesetzt!“

An diesem Tag flüchtete Noldi regelrecht aus der Novizenschule zum Stall. Die Finger waren ihm beim Schreiben zunehmend steif geworden, und die letzten Stunden musste er sich ständig gehässige Bemerkungen von Robertus gefallen lassen. Noldi konnte nur seine Lippen fest zusammenpressen, um seiner Wut nicht laut Luft zu machen. Nachdem er die Provokationen seines Mitschülers krampfhaft ignoriert hatte, war er am Ende der Stunde schliesslich mit Nicholas im Schlepptau aufgesprungen und aus dem Zimmer gestürmt. Er hätte sich sonst nicht mehr beherrschen können.

Noldi überquerte mit grossen Schritten den Hof zu den Ställen.

„Als Weichling hat Robertus mich bezeichnet!“, grummelte Noldi. „Was hat der überhaupt für ein Recht dazu?“

Nicholas zuckte die Schultern. „Er fühlt sich doch nur stark, weil die anderen Novizen hinter ihm stehen. Sobald er Mönch ist, wird er sich schwächere Menschen suchen, die er schikanieren kann.“

„Ich verstehe nicht, wie du immer so ruhig bleiben kannst“, ärgerte sich Noldi.

Sie betraten den Stall. Mittlerweile war für Noldi der Geruch nach Stroh und Pferden vertraut geworden. Seine Eltern hatten sich keine Pferde leisten können, und so hatte ihn am Anfang der fremde Geruch irritiert. Doch nun fühlte er sich wohl, sobald er den Stall betrat. Karl grüsste sie im Vorbeigehen. Er trug einen Strohhallen, hinter dem nur sein heller Schopf hervorblickte.

„Wir misten bei den Hengsten aus. Ihr könnt helfen!“

Noldi und Nicholas griffen nach den Mistgabeln und machten sich ans Werk.

Das alte Stroh brachten sie in Holzkarren hinter den Stall und verteilten anschliessend das neue in den Boxen. Natürlich nutzten die Knechte die Anwesenheit der Novizen jedes Mal aus.

Noldi erinnerte sich an die ersten Tage, wo er bei den Pferden geholfen hatte. Irgendwann hatte er damals feststellen müssen, dass die drei Knechte spurlos verschwunden waren. Erst am Abend, als Noldi seine Arbeit getan hatte, standen die Drei fröhlich schwatzend in der Tür. Damals hatten ihm seine Beschwerden nichts geholfen. Mittlerweile liessen die Knechte Noldi schon längst nicht mehr alles alleine machen.

Als sie mit dem Ausmisten fertig waren, winkte Franz sie zu sich. „Draussen fallen die ersten Schneeflocken, und bevor es nachher richtig losgeht, wollen wir die Pferde reinholen. Kommt, ihr könnt helfen!“

Die Knechte mussten die Abtei verlassen, um die Pferde von ihren Koppeln zu holen.

Noldi hatte noch nie dabei geholfen, und so entdeckte er an diesem Tag zum ersten Mal die Pforte. Sie lag in einer Gasse zwischen dem Gesindehaus und dem Schafstall. Sie ging auf einen kleinen Pfad hinaus, der zwischen den Feldern auf den Wald zuführte. Durch die Mauern der Stallungen lag die Tür im Schatten verborgen und war vom Hof aus unsichtbar. Noldi blieb einen Moment erstaunt stehen, als er sie erblickte. Franz stupste ihn ungeduldig an.

„Es gibt noch einen anderen Weg nach draussen als das Haupttor?“, fragte Noldi völlig verblüfft.

„Natürlich, irgendwie muss das Gesinde ja das Kloster verlassen und betreten können.“ Franz warf ihm einen misstrauischen Blick zu.

Wieso wusste ich davon nichts? So einfach hätten wir fliehen können ...

Der Knecht musste wohl etwas in Noldis Blick wahrgenommen haben, sodass er hinzufügte: „Sie ist nur tagsüber zugänglich. Nachts schliesst der Pförtner ab.“

Und wenn schon?

Noldi löste sich aus der Erstarrung und ging weiter, als wäre nichts gewesen, doch in seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken.

Abschied

Seit drei Jahren besuchte Noldi nun die Klosterschule. Viel hatte sich in seinem Leben bis dahin nicht verändert. Wenn er sich unbeobachtet wähnte, setzte er seine Kampfübungen fort. Ebenso festigte er seinen Geist in der Vorstellung des einstigen Sieges über all dieses Unrecht.

Bruder Robertus und seinen Anhängern ging er aus dem Weg. Seine Beziehung zu Waldes war enger geworden, doch sie wurde immer von einer Spannung durchsetzt, die Arnold mit seiner Ungeduld hervorrief. In seinem jugendlichen Ungestüm waren drei Jahre eine zu lange Zeit. Anneli hätte schon längst befreit und seine Rache vollbracht werden sollen. Doch Pater Waldes ermahnte ihn immer wieder, dass die Zeit noch nicht reif sei.

Arnold hasste es, zu warten! Er hatte nur leider keine Wahl ...

Selbst Nicholas hatte die Veränderung seines Freundes bemerkt. „Du bist so unruhig. Weshalb bloss? Hier ist doch nichts, was einen nervös machen könnte? Im Gegenteil, ich wäre eher versucht, mich zu langweilen“, hatte er Noldis Verhalten kommentiert.

Noch immer wusste Nicholas nichts von Noldis Vergangenheit. Allerdings hatte er einen gesunden Menschenverstand, und so fiel es ihm nicht schwer, manche Dinge zu erraten. Während der Arbeiten versuchte er Noldi zu provozieren mit Aussagen wie: „Es ist ein hartes Los für dich, dass du in einem Kloster feststeckst, wo du die Mönche doch so hasst“, oder: „Zu gerne wüsste ich, wie deine Pläne mit dem Kloster aussehen.“

Auf Noldis Frage, was er damit meine, hatte er nur gesagt: „Das wirst du selbst am besten wissen. Und wage es nicht, mich als dumm zu verkaufen. Ich weiss, dass du etwas im Schilde führst. Das sieht man deinem Gesicht an.“

Noldi hatte auf eine Antwort verzichtet, da er seinen Freund nicht belügen wollte und doch auch nicht bereit war, ihm die Wahrheit zu erzählen.

Dann kam der Tag, an dem er sich unerwartet von Nicholas verabschieden musste. Schon seit dem Morgengebet war Nicholas bedrückt gewesen. Zuerst war es Arnold nicht aufgefallen, aber im Unterricht liess Nicholas' schlechte Stimmung nicht nach, und schliesslich zog Arnold ihn beiseite.

„Nicholas, was ist los? Du schaust schon den ganzen Tag drein wie eine zerdrückte Kartoffel.“

Es war ganz offensichtlich, dass sein Freund nur darauf gewartet hatte, dass jemand diese Frage stellte. Von sich aus hätte er nie jemanden mit seinem Kummer belastet.

„Ich habe gestern eine Depesche erhalten. Mein Vater ist bei einem Jagdunfall verunglückt.“

Noldi sah, dass Nicholas' Kummer um seinen Vater echt war. Sie hatten sich zwar nie gut vertragen, doch geliebt hatte er ihn trotzdem. Tröstend legte Arnold eine Hand auf Nicholas Arm.

„Was geschieht nun?“, fragte er.

„Meine Mutter wünscht meine Anwesenheit und mein Bruder fühlt sich wohl mit der Verwaltung des Gutes überfordert. Ich soll ihm helfen.“

„Und?“

„Ich werde gehen.“

„Willst du das denn?“

„Wen interessiert das schon?“

Wie üblich fügte sich Nicholas widerstandslos in sein Schicksal.

Noldi erfuhr nie, ob sein Freund lieber Mönch geworden wäre. Doch er hoffte, dass Nicholas die richtige Entscheidung getroffen hatte.

Er verliess das Kloster zwei Monate später, und Noldi hörte nie wieder etwas von ihm. Wieder war ein ihm nahestehender Mensch aus seinem Leben verschwunden.

Die Begegnung

Anneli rieb sich die Augen, gähnte und blinzelte zum Erkerfensterchen hinauf. Ihr Blick blieb an einem Schwarm Mücken hängen, der an der Decke vor der Öffnung herumschwirrte.

Auf ihrer verzweifelten Suche nach etwas Lebendigem erblickte sie auf einmal eine kleine Spinne.

Die Spinne kroch mit ihren wackeligen, schwachen Beinen auf dem Turmboden umher. Anneli beugte sich zu dem Tierchen herunter und guckte es sich genau an. *Du hast ja nur noch fünf Beine, du armes Ding!* Sie streckte ihre Hand nach der Spinne aus und liess sie auf ihre Handfläche krabbeln. *Du bist wie ich, kleine Spinne: ungeliebt, einsam und hässlich.*

Auf einmal wurde es übernatürlich hell im Zimmer.

Anneli rieb sich die Augen, setzte das Spinnentierchen auf ihre Bettstatt, fiel auf ihre Knie und weinte.

Oh Gott! Niemand liebt mich, niemand hat mich gern! Der Pater, ja alle haben mich im Stich gelassen! Ich bin so einsam, oh mein Gott!!! Mausallein.

Auf einmal hörte sie eine Stimme in ihrem Herzen:

Ich habe dich je und je geliebt!

Deshalb habe Ich dich zu mir gezogen, aus lauter Güte. Deshalb halte Ich dich fest in Meiner Hand.

Sie schaute sich um, aber da war niemand. *Was war das? Bist Du es ... Gott?*

Ihr Herz wurde ganz warm, und das erste Mal seit langer, langer Zeit hatte sie wieder das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

Tage, Wochen, Monate vergingen.

Anneli hatte sich mit einem kleinen Käfer angefreundet. Sie spielte stundenlang mit dem Tierchen und sprach in Gedanken ständig mit ihm.

Anneli gähnte, sie war müde geworden. Bald wollte sie sich hinlegen. Sie beobachtete ihren neuen Freund in ihrer Handfläche. *Du hast es gut, kleiner Freund. Du kennst keine Sorgen.*

Auf einmal hörte Anneli Schritte im Turm. Es musste in etwa zur Abendstunde sein. Das war sehr ungewöhnlich. Sie fürchtete sich. Schnell verkroch sie sich im hintersten Winkel ihres Verlieses.

Ein Schlüssel wurde gedreht, die Türe knarrte und – das Mädchen fuhr zusammen. Zwei Männer erschienen oberhalb der Treppe und spähten ins Zimmer hinein: Mönche! Sie waren sichtbar angeheitert. Anneli erstarrte vor Schreck.

„Da drüben hockt sie!“, sagte der Bärtige mit der roten Nase.

„Ah ja, ich sehe sie ... Wilfried?“, schnalzte der Weisshaarige mit der Hakennase. „... was meinst du?“

Sie zitterte und bebte am ganzen Körper. Alles kam ihr wieder in den Sinn. All das Schreckliche, was sie als kleines Mädchen im Kloster erlebt hatte.

„Mal sehen“, entgegnete der Bärtige. „Das müssen wir uns von der Nähe ansehen.“

Die beiden Mönche kamen näher. Anneli sprang auf die Füsse. Ihr Herz schlug wild. Schritt für Schritt wich sie rückwärts, die Männer nicht aus den Augen lassend. Dann spürte sie hinter ihrem Rücken die Mauer. Sie sass in der Falle. Sie fühlte sich wie ein gehetztes Wild, das in die Enge getrieben war. Mit aufkeimendem Grauen sah sie den Männern entgegen. Sie kamen immer näher und näher. Der Bärtige blieb einen Schritt vor ihr stehen und betrachtete sie mit angewiderten Augen.

„Was ist denn das? Ist das alles?“

Anneli fühlte sich wie ein Stück Vieh, das auf dem Markt feilgebotenen wurde. Ihr Herz schlug bis zum Hals.

„Sie ist jung, Wilfried“, entgegnete der mit der Hakennase.

„Wie ich dir gesagt habe. Aber – du hast Recht. Ein bisschen zu dürr ist sie schon.“

Der mit der Hakennase kam ganz dicht an sie heran und hob ihr Kinn. Anneli roch seinen Atem. Angewidert drehte sie ihr Gesicht weg.

„Hey! Und kratzbürstig ist sie auch noch“, rief der mit der Hakennase.

Der Bärtige lachte. „Nein, da gibt es wirklich Besseres als die da. Komm, Ursus, lass sie.“

Anneli wäre am liebsten in den Boden versunken.

„Hmm.“ Ursus warf einen letzten, verächtlichen Blick auf das Mädchen und trat einen Schritt zurück: „Komm, wir gehen. Die fällt uns sonst noch tot um, wenn wir sie nur schon anschauen.“

Die Mönche verliessen laut lachend das Turmzimmer.

Anneli blieb aufatmend, jedoch tief verletzt und gedemütigt zurück. Immer noch schlotterte sie am ganzen Körper.

Da sah sie in ihre Hand. Der kleine Käfer lag zerdrückt auf ihrer Handfläche. Anneli schluchzte auf. *Oh, mein Gott!!! Hört denn dieses Elend nie auf?*

Der Herr ist mein Hirte

Anneli versuchte einmal mehr jedem Strahl der Sonne zu folgen, der durch die Turmluke in das Innere ihres Gefängnisses drang.

Jetzt aber waren auch die letzten Lichtstrahlen weitergewandert. Einsamkeit und Kälte legte sich wie ein Mantel um das Mädchen. Sie zog ihre Knie fröstelnd an den abgemagerten Körper und wickelte sich in ihre schmutzige Decke.

Die vielen Jahre im Turm hatten ihren Gehörsinn auffallend geschärft. Unbekannte Geräusche drangen aber nur allzu selten in ihre kleine Turmkammer.

Das Herz des Mädchens war in tiefer Hoffnungslosigkeit gefangen.

Da, plötzlich, ein Rascheln! *Noldi?*

Angespannt spähte Anneli in der Dämmerung in die Richtung des Geräusches.

Zwei kleine, kecke Äuglein erfassten das kauernde Mädchen. Eine kleine Maus verschwand blitzschnell in dem Spalt, den sie sich eben freigeknabbert hatte.

Eine Maus, eine ganz kleine Maus, ein richtiges Lebewesen.

Die ist wenigstens nicht alleine, dachte sie. Denn die Geräusche der Mäuse und ihr beständiges Knabbern hatten dem Mädchen am Anfang der Turmzeit oft den Schlaf geraubt. Sie hatte sogar meistens einen Stein in der Hand gehalten, um ihn auf die Mäuse zu werfen, falls sich eine bis in ihr Turmzimmer wagen sollte. Bis jetzt war das aber nicht der Fall gewesen, und in der Zwischenszeit hatte sie sich schon mehrmals gewünscht, eines dieser kleinen Kerlchen zu Gesicht zu bekommen.

Die kommt bestimmt nicht wieder, seufzte Anneli.

Doch die Hoffnung, etwas Essbares zu finden, trieb die kleine Maus immer wieder in das Gefängnis des Mädchens. Als sie auch noch damit anfang, kleine Bröckchen von ihrem Mahl an das Nagetier abzugeben, wurden seine Besuche zur täglichen Abwechslung in der Eintönigkeit von Annelis Leben.

Sanft versuchte sie, ihren neuen Gefährten näher heranzulocken. Doch die Maus hatte die Schritte auf der Treppe schon vor dem Mädchen gehört und war schleunigst verschwunden.

Anneli schaute jedes Mal bewusst zu Boden, wenn das Essen gebracht wurde.

„Guten Tag Anna“, ertönte eine weiche Stimme. Erstaunt hob sie ihren Kopf und blickte in die besorgten Augen einer Nonne.

Die hab ich noch nie gesehen!

Freundliche Worte? Das war ja etwas ganz Neues. Anneli wandte sich schnell wieder ab. Das alte Misstrauen kroch in ihr hoch, doch zutiefst in ihrem Herzen spürte sie, dass diese Freundlichkeit echt war.

„Ich heiße Magdalena“, sagte die junge Nonne etwas unbeholfen: „Brauchst ... hm ... brauchst du irgendetwas? Wenn ich dir helfen kann, würde ich das gerne tun.“

Etwas leiser fuhr sie fort: „Ich habe schon lange für dich gebetet.“ Tränen rollten über Annelis Gesicht, obwohl sie sich dagegen wehrte. Diese Zuneigung war ehrlich gemeint. Wie lange hatte sie sich nach einem Menschen gesehnt, der sie nicht hasste und verachtete! Dennoch, hier konnte man niemandem vertrauen. Sie drehte sich zur Seite und schüttelte den Kopf.

Magdalena kam von da an täglich, um ihr das Essen zu bringen. Sie war es auch, die Anneli eine dickere Decke mitbrachte, wie damals Pater Waldes. Manchmal schmuggelte sie unter ihrem wallenden Gewand sogar eine feine Frucht oder geröstete Weizenkörner ins Turmzimmer. Ganz langsam wurde das Herz des Mädchens weicher. Die Besuche von Magdalena stillten ein tiefes Verlangen in ihr.

Gott hat mich doch nicht vergessen.

Auch die regelmässigen Besuche der kleinen Maus taten ihr wohl. Manchmal huschte ein kurzes Lächeln über ihr Gesicht, wenn sie beobachten konnte, wie sich der kleine Nager putzte. Jeden Morgen und Abend faltete sie ihre Hände und sprach die Gebete in ihrem Herzen, welche die Eltern sie gelehrt hatten:

Mein Gott, lass doch meine Gebete vor Dich kommen, entzieh Dich meinem Flehen nicht. Was soll ich Dir, mein Gott im Himmel, sagen? Sind Dir nicht alle verborgenen und offenbaren Dinge wohlbekannt? Du kennst ja alle Geheimnisse der Welt, Du prüfst ja Herz und Nieren – so möchte es doch Dein Wille sein, mir meine Sünden zu vergeben ...

Gott, Du wirfst Schlaf auf meine Augenlider; so gefalle es Dir doch, dass ich in Frieden einschlafe und aufwache. Lass keine traurigen Gedanken, keine bösen Träume und keine unkeuschen Vorstellungen mich beunruhigen. Und erleuchte meine Augen auch wieder, damit ich nicht des Todes entschlafe!

Ach, Gott, wie sind der Feinde so viele? Du aber hebst mein Haupt empor. Nun liege ich ruhig, schlafe und erwache, denn mich hält Gott.

Gott segne und behüte mich. Er lasse Sein Angesicht über mir leuchten und sei mir gnädig. Siehe, Er schläft und schlummert nicht, der Hüter Jisraels. Auf Deine Hilfe hoffe ich, Gott.

Gott ist mit mir, ich fürchte nichts.

Wie oft hatte sie diese Worte mit ihren Eltern gebetet!

Und dennoch ... Gott schien unendlich fern.

Bitterkeit, Hass, Verzweiflung und Hoffnung lösten sich in ihrem Herzen unaufhörlich ab.

Magdalena erzählte viel von ihrer Beziehung zu Gott, von einer Art tiefen Freundschaft und Vertrauen zu ihrem Schöpfer. Anneli fühlte sich sehr zu ihr hingezogen. Doch erst nach vielen Gesprächen schwand das Misstrauen, und sie konnte ihr Herz der jungen Ordensfrau gegenüber öffnen.

Anneli ging es jedes Mal besser, wenn sie auf die Ratschläge ihrer neuen Freundin einging. Sie fing an, Gott in alles einzubeziehen, wie Magdalena es ihr geraten hatte.

„Weisst du, Anneli, ich glaube, es würde dir sehr helfen, wenn du anfängst, Gott einfach für alles zu danken, auch für die kleinsten Dinge in deinem Leben. Unsere Gedanken haben starken Einfluss darauf, wie es uns geht. Achte doch mal darauf, ob das, was du denkst, dich stärkt oder in Verzweiflung stürzt.“

Diese Aufforderung löste in Anneli anfänglich eine harte Gegenreaktion aus. Wenn sie noch hätte sprechen können, wäre ihrem Mund wohl ein bitteres Wort entschlüpft. Magdalena sah die Verbitterung in Annelis Gesicht und verliess seufzend das Turmzimmer.

Ja, ja danken! Danken für was? Danken dafür, dass ich seit Jahren hier eingesperrt bin, einsam, alleine, frierend, oder etwa dafür, dass ich nie mehr reden kann? Nie mehr kann ich Arnold sagen, wie dankbar ich ihm für alles bin ... Die hat gut reden! Ob sie auch noch dankbar wäre, wenn sie wie ich hier im Turm eingesperrt wäre und ...

Heisse Tränen stiegen ihr in die Augen. Mit voller Wucht warf sie einen Stein an die gegenüberliegende Mauer.

Nein, ich will nicht dankbar sein, weil es nichts gibt, wofür ich dankbar sein könnte!

Ich hasse die Habsburger; ich hasse diese heuchlerischen Mönche und Nonnen hier, und ich hasse das ganze Leben!

Wirklich nichts?, schien eine feine Stimme in ihrem Inneren zu fragen. Schon standen ihr die ersten Jahre ihres Lebens wieder vor Augen, die sie in der Geborgenheit der Familie verbracht hatte.

„Ich habe überhaupt nichts, wofür ich danken kann“, schien doch nicht ganz zu stimmen.

Magdalena konnte sich manchmal noch kurz Zeit nehmen und erzählte ihr Geschichten von Jesus. Anneli musste immer wieder über diese Begebenheiten nachdenken.

Jesus, von dem mir Magdalena immer wieder erzählt, der hatte es ja auch nicht einfach! Als Unschuldiger wurde Er ans Kreuz genagelt ...

Ob Er wohl wirklich der verheissene Messias war?

Anneli kannte viele Stellen aus den Schriften, die vom Messias sprachen. Ihr Vater hatte sie immer wieder vorgelesen und den Kindern eingeprägt. Magdalena behauptete, dass alle diese Stellen durch Jesus erfüllt worden seien und Er der Einzige sei, der Sünden vergeben könne.

Ich weiss auch nicht ... aber dieser Hass ist auf jeden Fall nicht gut. Jetzt probier ich's einfach mal.

Also: Danke ... hm ... für ... meine Eltern und Arnold und Pater Waldes, ja, auch für Magdalena und also ... Ja, für die kleine hübsche Maus und dass ich nicht im Kellerverlies schmachten muss, wo kein Sonnenstrahl hinkommt. Danke für die Decke von Magdalena, und danke, dass ich zwar nicht mehr reden, aber doch noch denken kann. Ja, und danke, dass ich mit Dir reden kann und Du mich hörst und ...

Die wenigen unbeholfenen Dankgebete, die sich am Anfang wie einzelne Tropfen aneinanderreichten, schwellen zu einem Strom an.

Ohne dass Anneli es gesucht hatte, befand sie sich plötzlich in der Gegenwart Gottes, spürte Seine Nähe und Seinen Trost wie nie zuvor. Äusserlich war alles beim Gleichen geblieben. Der ganze Raum jedoch schien mit Wärme und der Herrlichkeit Gottes erfüllt zu sein. Nie gekannter Trost floss in ihre Seele.

Du, der ewige Gott, bist ja da. Du bist ja da!, waren ihre letzten Gedanken, bevor sie erschöpft und mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen einschlief.

„Hier, dein Essen!“ Die kalte Stimme der Oberin weckte Anneli aus ihrem Schlaf und riss sie brutal in die Realität ihres Daseins.

„Was ...?“ Anneli setzte sich auf, streifte mit ihren Augen kurz das Gesicht der Ordensschwester und wollte schon wieder in Hoffnungslosigkeit abgleiten.

Nein, halt! Wie war das gestern? Ach ja, danken, trotz allem! Anneli faltete ihre Hände und dankte dem Höchsten für das Essen. Wieder spürte sie Seine tröstende Gegenwart und realisierte gar nicht, dass sich die Nonne bereits entfernt hatte.

Weshalb hat Magdalena mir nicht das Essen gebracht?

Die Angst, dass die grosse Freundin nicht mehr kommen könnte, schnürte ihr den Hals zu. Doch sie wehrte diesem Gedanken und sprach sich selber Mut zu. *Sie kommt bestimmt wieder!*

Nach einigen Tagen brachte ihr tatsächlich Magdalena das Essen. Schmal sah sie aus, und Anneli fragte sich zum ersten Mal, ob Magdalena vielleicht genauso litt wie sie selber, einfach auf eine andere Art. Magdalena war zwar nicht eingesperrt, aber sie litt anscheinend sehr unter all den Ungerechtigkeiten, mit denen sie täglich konfrontiert war. Als sie das Lächeln auf Annelis Gesicht sah, wurde sie auch gleich fröhlicher.

„Liebes Anneli, so froh habe ich dich ja noch nie gesehen. Was ist geschehen? Wenn es dir besser geht, fühle ich mich auch wieder besser. Aber sag, was bringt dieses Lächeln auf dein Ge-

sicht? Du siehst ja richtig hübsch aus!“ Der ungezwungene Umgang von Magdalena tat Anneli richtig wohl.

Da Anneli nichts sagen konnte, deutete sie mit ihrem Finger kurz nach oben. Ihr ausgestreckter Arm redete mehr als tausend Worte. Magdalena verstand, was Anneli ausdrücken wollte, und umarmte sie, glücklich über ihre Wandlung.

Die junge Nonne nahm auch hin und wieder mal ein Stück Pergament mit. Anneli konnte dann aufschreiben, was sie mit Gesten nicht auszudrücken vermochte. Wie gut, hatte der Vater schon ganz früh darauf bestanden, dass seine Kinder das Schreiben lernten.

Immer vertrauter wurde ihr Umgang mit dem Gott ihrer Väter, der schon Mose durchs Meer geführt hatte. Ob sich das Meer ihres Turmkerkers auch eines Tages teilen würde und sie entfliehen konnte?

Anneli merkte, dass trotz dieser Beziehung zu Gott immer wieder dunkle Wolken des Hasses ihr Herz beschwerten. In diesen Zeiten spürte sie auch Seine Gegenwart nicht mehr.

Am Vortag hatte Magdalena erzählt, dass Jesus am Kreuz sagte: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“

Dieses Wort hatte Anneli tief getroffen. Nein, so etwas könnte sie nie sagen. *Diese boshafte Priorin, die befohlen hat, dass meine Zunge abgeschnitten wird, hat doch genau gewusst, was sie tat!* Nein, nie würde sie ihr diese Tat vergeben können.

Je mehr sie Jesu Worte in sich aufzog, desto inniger entstand in ihr der Wunsch, auch so zu sein wie Er.

Trotz aller Anstrengung, das Gute zu tun und zu denken, spürte das Mädchen doch immer wieder, dass ihr die entscheidende Kraft fehlte.

Magdalenas Empfehlung, doch um geöffnete Augen zu beten, wurde zu einem ungestümen Schrei im Innern von Anneli. *Ich muss wissen, was mit diesem Jesus ist, und ich brauche Kraft. Öffne meine Augen!*, flehte sie täglich. Manchmal fand sie auch in Gedanken

keine Worte mehr und konnte nur noch seufzen. Sie spürte, dass Gott da war, und doch umgab sie nach wie vor eine grosse Bedrückung.

Sie konnte genau fühlen, dass sie Erlösung brauchte, nur – wie? Ein weiteres Tal der inneren Verzweiflung folgte, bis Magdalena eines Tages zu ihr sagte: „Schau, Anna, es steht geschrieben, dass es keinen anderen Namen unter dem Himmel gibt, als nur den Namen Jesus, in dem wir errettet werden müssen, und unsere Sünden vergeben werden. – Da solltest auch du langsam nachgeben, oder?“

Lange schaute die junge Nonne in das verschlossene Gesicht des Mädchens.

„Anneli, schau, ich dachte auch immer, dass ich mir ganz fest Mühe geben muss, um Gott zu gefallen. Schon als kleines Kind hatte ich das Verlangen, Gott zu dienen. Aber je mehr ich mich anstrenge, desto weniger klappte es. Ich wurde so schnell wütend und konnte den Eltern trotz guter Vorsätze nicht gehorchen. Zuletzt dachte ich, dass ich niemals in den Himmel kommen kann, weil ich einfach zu schlecht bin.

An einem Abend kniete ich vor meinem Bett, weinte und sagte zu Jesus, dass ich niemals gerecht vor Ihm sein könne. Mir war, als würde Er lächeln und sagen, dass Er das auch noch nie von mir erwartet hätte.

Wenn ich es selber schaffe, dann brauche ich Ihn ja gar nicht. Er musste doch sterben, weil es uns eben nicht gelingt, Gott zu gefallen.

Da endlich konnte ich ablassen von meinen eigenen Bemühungen und meinen Glauben auf Ihn setzen, dass Er in mir das wirkt, was ich nicht kann. ‚Keine Erlösung ohne Erkenntnis der Sünden, keine Vergebung ohne Hingabe des eigenen Lebens!‘ Nur Christus in dir kann gerecht sein!“, sagte Magdalena.

Anneli fiel es wie Schuppen von den Augen.

Ja, genau das war es, das war der Punkt! Sie hatte doch schon länger gespürt, dass dies die Wahrheit war, und wollte einfach nicht nachgeben, sich nicht anvertrauen. In der letzten Zeit hatte sie auch sehr darunter gelitten, dass sie ihren Eltern gegenüber manchmal ungehorsam gewesen war und nun nie mehr die Gelegenheit hatte, diese Dinge mit ihnen zu klären.

Jetzt aber nahm sie Magdalenas Hände, kniete mit ihr nieder, und unter Schluchzen rief sie in ihrem Herzen zu diesem Jesus.

Vergib mir, nimm meine Sünden von mir!

Sie sprach innerlich alles aus, was ihr ein schlechtes Gewissen bereitete, auch besonders ihren Hass auf all die Habsburger, Nonnen und Mönche!

Mit jeder Sekunde verstand sie besser, dass Jesus ihr ja nur vergeben konnte, weil Er selbst die Strafe für all ihre Sünden getragen hatte. Deshalb musste Er am Kreuz sterben.

Mit jeder Sünde, die sie Gott bekannte, schien ihr Herz leichter zu werden. Die Last und Bedrückung wich spürbar aus ihrem Leben.

Danke, danke, danke für Dich selber, Jesus!

Zum ersten Mal spürte sie, dass Kraft da war, auch anderen zu vergeben.

„Anneli, lass jetzt auch alle los, denen du bis jetzt noch nie vergeben konntest!“ Liebevoll strich Magdalena ihr über die Haare.

Ja, Herr Jesus, jetzt ist Schluss mit Hassen und Hadern. Ich vergebe den Habsburgern, die mich gefangen genommen, auch den Nonnen, die mich eingesperrt haben und so böse sind. Ich vergebe auch der Priorin, die befohlen hat, mir die Zunge abzuschneiden. –

Ja ... Jetzt flossen die Tränen ... und auch den Soldaten, die meine Eltern getötet haben. Sie wussten nicht, was sie taten!

Tränenüberströmt blickte sie zu Magdalena und drückte ihr zum Dank fest die Hand.

Sie umarmten sich: „Anneli, du hast verstanden, ja!“

Sie nickte mit einem liebevollen Lächeln. Ja, sie hatte verstanden.

Mönchsweihe

Schermütig schloss Arnold die Tür zu seiner Kammer. Er lehnte sich mit dem Rücken an das spröde Holz und liess seine Augen ein letztes Mal durch die ärmliche Behausung seiner vergangenen Jahre wandern. Das Zimmer war nie schön oder gemütlich gewesen, doch Arnold hatte sich an die Zurückgezogenheit gewöhnt, die er hier genossen hatte, die gedämpften Geräusche und Gerüche der Pferde.

Ab morgen würde er im *Dormitorium*, dem Schlafrum der Mönche, nächtigen müssen. Bei dem Gedanken rann es ihm kalt den Rücken herunter. Nicht nur, dass es ihm unangenehm war, mit so vielen Menschen den Schlafrum zu teilen, es würde auch schwieriger für ihn werden, sich ungesehen aus dem Kloster zu schleichen. Mit Erleichterung dachte er an die kleine Pforte neben den Ställen. Tagsüber wäre sie ideal, um aus der Abtei zu verschwinden.

Die Kirchglocken schlugen, und Arnold schreckte aus seinen Gedanken hoch. Er kontrollierte noch einmal, ob er an alles gedacht hatte, dann schob er den Jutesack mit seinen Habseligkeiten unter das Bettgestell. Heute Abend würde er ihn abholen.

Er eilte auf den Hof zu den Laudes, dem Morgengebet.

Schon von weitem konnte er die monotonen Gesänge der Mönche hören. Sie begannen die Laudes immer mit Psalm 66. Bis zu Psalm 50 mussten alle Mönche in der Kirche versammelt sein. Arnold kniete in der Bank nieder und stimmte in die Psalmengesänge mit ein.

Nach dem Abschluss blieb Arnold noch etwas länger knien. Er hatte diese Tage sein sechzehntes Lebensjahr erreicht, und heute würde er seine Weihe zum Mönch erhalten. Er schaute alldem mit gemischten Gefühlen entgegen, bedeutete es doch einen weiteren Schritt auf sein Ziel zu. Doch andererseits band er sich damit an ein Gelübde. Es war ihm zwar nur Mittel zum Zweck,

doch etwas in seinem Gewissen stach ihn. Dass er die Mönche betrog, belastete ihn nicht. Sie waren selbst Heuchler. Doch dass er Pater Waldes belügen musste, der ihm mittlerweile sehr nahestand, plagte ihn. Bewusst musste er sich nun für ein Doppelleben entscheiden.

„Noldi“, erklang Waldes’ gutmütige Stimme neben ihm. „Heute ist ein besonderer Tag für dich. Ich danke Gott von Herzen, dass Er deine Wege so gelenkt hat, und ich bete darum, dass dein Herz es ehrlich meint.“

Arnold wandte den Kopf ab, damit sein Lehrer nicht die Seelennot in seinen Augen sehen konnte. Für Waldes hätte er es tatsächlich gerne ehrlich gemeint, doch der Grimm hatte sein Herz schon zu sehr durchtränkt.

„Zur sechsten Stunde wirst du heute mit den anderen Novizen im Oratorium stehen.“

Bis dahin verbrachte Arnold die Stunden in der Novizenschule beim Pater. Sie waren allein. Waldes hatte Bücher aus der Bibliothek geholt. Schweigend sassen die beiden nun da, über ihre Lektüre gebeugt. Es waren besondere Werke, die die Abtei aus dem Tegernseer Kloster entliehen hatte, um sie zu kopieren. Arnold hatte sich in den Kopf gesetzt, die nächste Zeit der Abschrift eines seltenen Juvenal-Textes zu widmen.

Erstaunlicherweise hatte er damals, als er das Skriptorium das erste Mal betreten durfte, ein erstaunliches Talent für Bücherabschriften und Illustrationen bewiesen. Es war eine anstrengende Arbeit, die den Geist ebenso wie den Körper stark erschöpfte. Zudem war es im Skriptorium kalt, und die Mönche kämpften mit ihren steifen Fingern, damit nicht die gesamte mühsame Arbeit zerstört würde.

Aus diesem Grund hatte sich Waldes und sein Schüler auch in das Schulgebäude zurückgezogen, das über eine angenehmere Temperatur verfügte.

Die Mühsal des Kopierens war vermutlich das, was Arnold an der Arbeit Freude machte. Es ging um Genauigkeit. Keinen Fehler durfte er sich bei den Abschriften erlauben. Eine Geduldsarbeit, die ihn die eigene Ungeduld, was sein Schicksal anging, vergessen liess.

Die Arbeit wurde nur zu den Gottesdiensten unterbrochen, und schliesslich war es so weit. Die Sexta kündigte sich an.

In Gegenwart aller Mönche standen sieben der Novizen im Oratorium nebeneinander. Nicholas war der Einzige, der fehlte. Arnold vermisste seinen Freund. Dennoch hatte er ihm nicht gewünscht, in diesem Kloster Mönch zu werden.

Der Abt sollte die Versammlung leiten, doch er war auf Reisen. So übernahm Pater Waldes die Rolle des geistlichen Vaters.

Er stand vor dem *Oratorium*, im Rücken die Mönche, vor sich seine Schüler. In den Händen hielt er ein Pergament, auf dem die *Regula Benedicti* verzeichnet war. Seine Stimme hallte laut in den Gewölben der Basilika wieder, als er die Anweisungen des heiligen Benedikts den Novizen vorlas.

Schon oft hatten sie die *Regula* im Unterricht gelesen und besprochen. Nach ihr sollte sich das gesamte Leben des Ordens richten.

Die Realität sah ganz anders aus. Doch das war ihnen allen bewusst. Den einen machte deshalb der Eintritt in die Ordensgemeinschaft wenig zu schaffen, die anderen versetzte es in Kummer oder wie Noldi in Wut.

Die Lesung zog sich in die Länge. Die *Regula* enthielt zwölf ausführliche Ordnungspunkte, und so kam es Noldi wie eine Ewigkeit vor, bis Waldes endlich endete und fragte:

„Geliebte Schüler im Herrn, habt ihr euch eure Entscheidung reiflich überlegt und versprecht ihr, alles zu beachten und euch an alles zu halten, was euch aufgetragen wird?“

„Wir versprechen“, erklang es im Chor.

„Dann sollt ihr in die Gemeinschaft aufgenommen werden. Doch sollt ihr wissen, dass ihr von diesem Tag an, nach dem Gesetz der Regel, weder das Kloster verlassen noch das Joch der Regel von eurem Nacken abschütteln dürft.“

Pater Waldes gab ein Handzeichen, und die Novizen hoben zu ihrem Gelübde an.

„Vor Gott und Seinen Heiligen geloben wir Beständigkeit, klösterlichen Lebenswandel und Gehorsam.“

Sie mussten ein Schriftstück über ihr Gelöbnis auf die Namen der Heiligen und des Abtes verfassen und ihr Zeichen darunter setzen. Arnold unterschrieb seine Urkunde und legte sie, wie die anderen auch, auf dem Altar ab. Anschliessend gingen sie in ihre Reihe zurück, und Arnold stimmte mit ein in die Worte: „Nimm mich auf, Herr, nach Deinem Worte, und ich werde leben; lass mich in meiner Hoffnung nicht scheitern.“ Dreimal mussten sie es aufsagen und mit einem „Ehre sei dem Vater!“ schliessen.

Nun folgte der Teil, den Arnold am meisten gefürchtet hatte. Ein jeder der neu Eingesegneten musste sich nun vor jedem Mönch auf den Boden werfen und um dessen Gebet bitten.

Arnold schluckte seinen Stolz und Zorn herunter. Vor der letzten Hürde würde er nicht scheitern. Mittlerweile war er ein Meister darin geworden, seine Gefühle von seinen Taten abzuspalten.

So ruhten auch in diesem Moment seine Gedanken ganz woanders – nämlich in einem beengten Turmzimmer – als er mit dem eisernen Vorsatz der Vergeltung vor jedem Mönch zu Boden fiel und bat: „Bete für mich, Bruder.“

Klostermorgen

Die Glocken riefen zur Laudes. Der Mond schien noch durch die Fenster des Schlafsaales. Arnold streckte sich auf seinem Bett aus. Nach all den Jahren vermisste er immer noch seine alte Kammer über den Ställen. Dort waren die Gerüche und Gerä-

sche auf Pferde beschränkt gewesen. Hier hatte er schon früh lernen müssen, dass Mönche einen unzählbar grösseren Vorrat an beidem besaßen.

Inzwischen war aus ihm ein kräftiger, junger Mann geworden. Sein Gesicht hatte alle kindliche Weichheit verloren, und in seinen Augen stand ein entschlossener Ausdruck. Er trug sein braunes Haar immer noch bis auf die Schultern, und wäre da nicht die Mönchskutte gewesen, hätte sich sicher manches Mädchen im Dorf um seine Aufmerksamkeit bemüht. Doch auch nach all der Zeit hatte er die Hoffnung, Anneli eines Tages in die Arme schliessen zu können, nicht aufgegeben.

Allmählich erwachte der Saal zu reger Geschäftigkeit. Arnold erhob sich, legte sein Obergewand an und flüchtete nach draussen. Dort blieb er stehen und atmete tief die frische Luft ein. Er sehnte sich nach Taten. Zu lange hatte er sich auf seine Studien beschränkt. Eine Hand legte sich ihm auf die Schulter. Arnold zuckte zusammen.

Pater Waldes war hinter ihn getreten und sagte nun: „Ich würde nach dem Gebet gerne ein paar Worte mit dir reden.“

„Ja, Vater.“

„Ich mache mir Sorgen, Arnold. Ich spüre, wie du immer rastloser wirst. Deine Seele gibt sich nicht mit dem zufrieden, was ich dich lehre. So gerne würde ich mehr für dich tun können.“ Er liess seine Hand von Arnolds Schulter gleiten, schüttelte betrübt den Kopf und wanderte gedankenverloren zur Kirche.

Langsam folgte Arnold seinem Pater. Ein schlechtes Gewissen gegenüber Waldes plagte ihn. So gerne hätte er ihn glücklich gemacht, aber stattdessen bereitete er ihm nur Kummer. Er konnte seine Weisheiten und Ratschläge nicht umsetzen. Waldes lehrte ihn, auf Gottes Frieden zu achten und Ihn handeln zu lassen.

Immer warten alle nur! Und auf welchen Gott denn? Ich kann an keinen Gott mehr glauben.

Arnold betrat die Kirche und kniete sich in eine der Bänke nieder. Die Kälte der Steine kroch durch seine Kutte. Er faltete die Hände und stimmte in das Chorgebet der Mönche ein.

Arnold schloss die Augen. So wenig er an die Dinge glauben konnte, die er betete, beruhigten sie ihn doch. Sie brachten seine Seele zur Ruhe. Morgens bei der Laudes konnte er vergessen und sich ganz auf die Psalme konzentrieren.

Wie jeden Tag begannen sie mit Psalm 50. Es folgten zwei weitere Psalmen, eine Lesung und die Litanei.

„Sondern erlöse uns von dem Bösen, in Ewigkeit. Amen!“, hallte es zum Abschluss durch die Kirche.

So viel Erlösung wie ihr bräuchtet, kann euch selbst Gott nicht schenken, fuhr es Arnold durch den Kopf.

Arnold verliess die Kirche. Ungesehen entschwand er durch die kleine Pforte und ging zum Turm. Dort stand er eine Weile still, seine Augen hingen an der Mauer. Er kam oft hierher und starrte zu dem Gefängnis seiner Anneli empor. So konnte er ihr wenigstens etwas näher sein.

„Anneli, nur noch kurze Zeit und ich bin bei dir.“ Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut, als er fortfuhr: „Ich hole dich da raus. Das verspreche ich dir!“

Kurz verharrte er dort, an die Felsen gelehnt. Er musste wieder ins Kloster. Den Vormittag sollte er mit dem Abschreiben heiliger Schriften im Skriptorium verbringen.

Quae dicunt facite, quae autem faciunt facere nolite. - Was sie sagen, das tut; was sie aber tun, das tut nicht.

Arnold starrte auf den Satz, den er soeben aus der Regula Benedicti kopiert hatte. Einen Augenblick lang schwebte der Griffel über dem Pergament. Ein Tropfen Tinte rollte den Kiel herunter und hinterliess einen blauen Fleck auf dem Dokument. Arnold stiess einen leisen Fluch aus. Hastig griff er nach dem Messer,

um das Zeugnis seiner Unachtsamkeit wegzukratzen. Wieder setzte er an, um den nächsten Buchstaben mit gewissenhafter Präzision zu schreiben.

Der Satz lag ihm schwer im Magen. Er gefiel ihm nicht. Er gab ihm das Gefühl, dass der ganze Orden schon auf Heuchelei gegründet worden war. Bestand denn eine Möglichkeit, dieses ganze Laster einzudämmen, wenn es schon seit je so gewesen war? Erbitterung stieg in ihm auf. Bevor er weiter darüber nachdenken konnte, verdunkelte ein Schatten seine Sicht.

„Bruder Arnold? Der Armarius¹ schickt mich.“ Ein Mönch stand vor seinem Pult und hielt ihm ein Säckchen hin. „Er braucht Eisenvitriol zur Tintenherstellung. Du sollst ins Dorf zur Schmiede gehen. Der Schmied hat welches vorrätig.“

Widerwillig legte Arnold die Feder beiseite. Einer Anweisung war Folge zu leisten. Er nickte dem Mönch zu und ergriff das Leinensäckchen.

Unter dem Volk

Bisher war er selten ins Dorf geschickt worden. Die Mönche hatten nur in Ausnahmefällen das Kloster zu verlassen.

Dank der Seitenpforte wusste er, wie man auch ohne Genehmigung den Weg in die Freiheit finden konnte. Es fühlte sich jedoch wesentlich angenehmer an, sich einmal nicht verstecken zu müssen vor den Menschen, die einem begegneten.

So schlenderte Arnold zum Dorf und genoss den langen Fussmarsch. Die Sonne stand kurz vor Nona, als er die Schmiede erreichte.

Er betrat den offenen Stall, in dem der Schmied und sein Gehilfe ihrem Handwerk nachgingen, und rief ihnen grüssend zu: „Gratia vobis et pax.“

¹ Bibliothekar

Der Schmied hob grüssend die Hand. „Womit kann ich dir dienen, Bruder?“

„Der Armarius schickt mich. Er bräuchte wohl neues Eisenvitriol und sagte, Ihr hättet es vorrätig.“

„Dein Herr hat Glück.“

Der Schmied liess sich das Säckchen reichen und schickte damit seinen Gehilfen in eine hintere Kammer. Nach kurzer Zeit kehrte dieser mit dem prall gefüllten Beutel zurück. Er überreichte ihn Arnold, und der Schmied nahm freudig seine Münzen entgegen.

„Möge dein Tag gesegnet sein, Bruder!“ Er deutete eine Verbeugung an und liess hastig das Geld in einen Beutel unter seinem Leibrock gleiten.

Arnold knotete das Säckchen mit dem Eisenvitriol an seinen Gürtel und ging zum Marktplatz. Er wollte die Zeit seiner Freiheit nutzen und sich ein Bild von der Stimmung des Volkes machen. Er überquerte die Brücke, die zum Dorfplatz führte, und war überrascht, so viele Menschen anzutreffen. Immerhin war weder Markttag noch das Wetter besonders einladend. Schwere Wolken waren aufgezogen und verdunkelten den Himmel. Die ersten Schneeflocken wirbelten durch die Luft. Doch das Volk drängte sich in einer dichten Menschenmenge zusammen.

Arnold ging näher und erblickte drei Mönche, die hinter einem Tisch standen. Vor sich hatten sie Pergamente ausgebreitet und schröpften die Menge mit Ablassverkäufen. Trotz beissender Kälte und einsetzendem Schneegestöber buhlte das Volk um sein Seelenheil.

„Einen Taler für den Ablass!“, sagte soeben ein Mönch, reichte einer Frau ein zusammengebundenes Pergament und streckte fordernd die Hand aus.

Die Frau sank dankbar auf die Knie und küsste stürmisch die Füsse des Kirchenmannes. Schon rückten weitere Bauern nach. Sie alle drängten sich auf den Knien um den Tisch. Die Hände

mit den Talern reckten sich den Mönchen entgegen. Begütigend nahmen sie das Geld und hielten den Sündern ein Holzkreuz hin, das sie küssen sollten.

Arnold verschränkte angewidert die Arme. Diese Kuttenträger handelten mit den Sünden der Menschen wie mit Vieh. Ein Taler war für die Bauern viel Geld. Doch wie konnte man ihnen erklären, dass die Ablässe ihr Pergament nicht wert waren?

Am liebsten hätte Arnold die Ordensbrüder mitsamt ihren dreckigen Geschäften zum Teufel gejagt! Seine Hände verkrampften sich. Ihm blieb nichts anderes übrig, als den Schauplatz schnell zu verlassen, denn er fürchtete, ansonsten seine Beherrschung zu verlieren.

Doch plötzlich brach ein Geschrei los. Durch die Menge wurden zwei Frauen geschoben. Ihre Hände waren auf den Rücken gefesselt, ihre Hälse in Hexengabeln eingeklemmt.

Mönche stiessen sie vor sich her und riefen: „Das sind Hexen! Zur Seite! Das sind Hexen!“

Die Kleider der Frauen waren zerrissen und blutverschmiert. Das Haar der einen war schändlich geschoren. Sie hatte eine Platzwunde oberhalb des Ohres, und bei jedem Schritt gaben ihre Knie nach. Das blonde Haar ihrer Leidensgefährtin starnte vor Schmutz; blutverschmiert klebte es an den aufgeplatzten Wunden, die die Halsgeige verursacht hatte. Die zerfetzten Überbleibsel ihres Haarschmuckes liessen erkennen, dass es sich um zwei einst begüterte Frauen handeln musste.

Arnold ballte die Hände zu Fäusten. Er schloss die Augen und versuchte, sich zu beruhigen.

Die eine Angeklagte bäumte sich unter der Hexengabel auf und schrie verzweifelt: „Das stimmt nicht! Sie wollen nur Kopfgeld kassieren!“

„Ich bin keine Hexe!“, fiel die andere Frau mit ein. „Er will nur mein Geld, weil ich wohlhabend bin.“

Die schaulustige Menge liess sich davon nicht beeindruckt. Sie verspottete und bespuckte die Frauen, während die Mönche ihren Weg zum Dorfpranger fortsetzten.

In diesem Augenblick erregte ein Tumult bei den Ablassverkäufen Arnolds Aufmerksamkeit.

„Dieb! Haltet den Dieb!“, erklangen Rufe auf der Strasse. Ein Junge hatte sich an den Tisch herangeschlichen und sich eines funkelnden Talers bemächtigt, der als Ablasserkunft auslag. Ein Habsburger verfolgte schnaubend den kleinen Flüchtling und holte ihn mit wenigen Schritten ein. Wutentbrannt packte er ihn am Kragen und zog sein Schwert.

Schreiend versuchte die Mutter, ihren Knaben vor der Wut des Habsburgers zu schützen: „Bitte, lasst ihn!! Habt Erbarmen! Er hat nur gestohlen, weil wir kein Brot mehr kaufen können! Wegen der allzu hohen Steuern ist all unser Geld weg!“

Der Habsburger zuckte verächtlich mit den Schultern. „Was geht's mich an, Frau? So, und das soll euch nun eine Lehre sein!“ Mit zusammengekniffenen Lippen schwang er sein Schwert in die Luft. Ein kräftiger, erbarmungsloser Schlag! Er hieb dem verzweifelt zappelnden Kind ein Ohr ab. Ein gellender Schrei drang durch die Luft. Die Mutter umfasste ihr Kind, das sich windend und die Wunde haltend in ihren Rücken barg. In weher Klage jammerte die Frau. Das Blut des Kindes rann an ihren Händen hinab und tropfte in den Schnee.

Der Ritter drehte sich gleichgültig um und ging zurück in die Gasse, aus der er gekommen war, dicht an Arnold vorbei. Eine Welle des Hasses stieg in Noldi hoch und schnürte ihm die Kehle zu. Er trat beiseite, grüßte den Habsburger dennoch mit gefalteten Händen und frommem Nicken, wartete, bis er ein paar Schritte entfernt war, und dann folgte er ihm. In diesem Moment konnte Arnold nicht mehr denken; er wurde nur noch getrieben von einer Wut, die nach Gerechtigkeit dürstete.

Am Ende der Gasse bog der Habsburger in eine Seitenstrasse ab und wollte in einem Schuppen verschwinden. Arnold nutzte die Gelegenheit, machte einen Satz nach vorn, überwältigte den Ritter und zog ihm sein eigenes Schwert aus der Scheide. Der Habsburger schnellte um die eigene Achse. Arnold schwang die Waffe durch die Luft und trennte mit einem mächtigen Hieb den Kopf des Habsburgers von dessen Leib. Das Blut spritzte. Sein Leib schwankte noch einen Moment und fiel schliesslich neben den Kopf in den Schlamm der Gasse. Atemlos warf Arnold einen Blick auf den Leichnam.

Für einen kurzen Moment empfand er Befriedigung, aber entgegen seinen Hoffnungen hielt sie nicht lange an. Der Rachedurst in ihm war nur noch stärker geworden.

Hastig befreite er den Toten von seiner Rüstung, wischte sich das Blut mit dem frisch gefallenen Schnee aus dem Gesicht und zog sich hinter den Schuppen zurück. Dort tauschte er sein Mönchsgewand gegen Kettenhemd, Harnisch und Helm.

Er wartete, bis sich die Dämmerung über den Marktplatz gelegt hatte.

Mit zufriedener Miene schaufelten die Mönche ihre Taler in die Beutel und packten die noch übrig gebliebenen Ablässe ein. Arnold lauerte in einer Seitengasse und schlug mit eiskaltem Blick das Visier seines Helms zu.

Von hinten schlich er auf die Mönche zu, stiess sie grob beiseite und trat mit dem Fuss wutentbrannt den Ablasstisch um. Die Münzen kullerten zu Boden, die Ablässe wurden vom Schnee durchweicht. Erschrocken schrien die Brüder auf. Arnold zog sein Schwert und rammte es einem der entsetzten Mönche in den Leib. Die anderen waren vor Schreck erstarrt. In Sekundenschnelle hatte Arnold sie überwältigt und ihnen das Leben genommen. Der letzte Mönch fuhr hoch, raffte sein Gewand zusammen und rannte weg. Doch Arnold wusste mit seiner Waffe

umzugehen. Mit einer gekonnten Bewegung schleuderte er das Schwert nach ihm. Sogleich fuhr es durch den Rücken des Mönchs und streckte ihn zu Boden.

Von dem Geschrei angelockt eilte eine Wache herbei.

„Was ist hier los? Was war das eben für ein fürchterliches Geschrei?“

Arnold versperrte dem Mann die Sicht und zuckte ahnungslos mit den Schultern. „War hier ein Geschrei?“

Er liess ihn näher herankommen und sagte: „Vielleicht müssen wir mal sehen ...“

Gleichzeitig gab er dem Wächter den Blick auf die Ermordeten frei, trat hinter ihn und zog ihm ebenso wie dem anderen zuvor sein eigenes Schwert aus der Scheide. Erschrocken japste der Habsburger auf, als er die Leichen sah. Arnold zögerte keinen Augenblick und rammte dem Wächter das Schwert von hinten in den Leib.

Als Arnold sich auf den Heimweg machte, herrschte noch immer Stille im Dorf. Nicht einmal die Toten wussten, wer ihr Mörder war.

Heuchlerische Heimkehr

Arnold kehrte eiligst zum Kloster zurück. Man würde ihn beim Gebet vermisst haben. Er vermied den Eintritt durch das Haupttor und nutzte stattdessen wieder die kleine Pforte.

In der Dunkelheit des Gässchens entledigte er sich seiner blutverschmierten Rüstung und tauschte sie gegen die Mönchskutte. Er fand eine Mauernische als Versteck für sein Tarngewand.

Als er den Hof betrat, wurde er sogleich von Bruder Michael begrüsst: „Hallo, Pater Arnold.“ Arnold nickte ihm nur knapp zu. Auf dem Weg zum Skriptorium kam Pater Waldes auf ihn zu. Herzlich breitete er die Arme aus, als er Arnold erblickte.

„Arnold, mein geliebter Sohn!“

„Vater!“ Arnold freute sich, seinen Lehrer zu sehen. Er liebte ihn inzwischen wie seinen eigenen Vater. Doch gleichzeitig drückte ihn das schlechte Gewissen, und er vermochte kaum ihm in die Augen zu schauen.

Waldes umarmte ihn und griff nach seinen Händen. „Schön, dass du da bist.“

In Waldes Augen spiegelte sich die Sorge. Er hatte Arnold nur bei den Gebeten zu Gesicht bekommen. Arnold wirkte angespannt, und etwas loderte in seinen Augen, das Waldes nicht einzuordnen wusste.

Tief bekümmert schüttelte er den Kopf und sprach über das, was ihm auf dem Herzen lag: „Es gibt so viele Unruhen im Land.“

Zustimmend nickte Arnold.

„Es fehlt nicht mehr viel und es gibt Krieg.“

Waldes löste den Griff um Arnolds Hände. „Es gibt Gerüchte, dass Leopold seine Macht ausbauen will.“ Waldes umfasste Arnolds Schultern und riet ihm: „Gib gut auf dich Acht, mein Sohn!“

„Es ist Zeit für eine stabile Regierung, Vater“, bestätigte Noldi.

KÖNIGLICHE KABALE

L

Leopold von Habsburg hatte in der Nacht kaum geschlafen, wie so oft in diesen Tagen. Durch das offene Fenster des Empfangssalons wehte eine kühle Frühlingsbrise. Leopolds langes Haupthaar bewegte sich fast unmerklich. Die Strahlen der Morgensonne zeichneten einen hellen Streifen auf das Parkett des prunkvoll ausgestatteten Raumes.

Das Lichtband am Boden reichte bis zu einem Tisch, über den sich der König breitbeinig beugte. Viktoria, seine Gattin, sass in ihrem Lieblingssessel neben dem des Königs und widmete sich hingebungsvoll ihrer Stickereiarbeit.

Leopold stützte sich rechts und links auf die Tischkanten und starrte missgelaunt auf die Landkarte seines Königreiches. Er war sich in diesem Moment der Anwesenheit Viktorias im Raum überhaupt nicht bewusst. Die senkrechte Falte zwischen seinen Brauen vertiefte sich, als es aus ihm herausbrach: „Es ist wie Fluch; das Land ist zerstückelt. Der Osten vom Westen getrennt, und überall Unruhen. Ich will alle Länder vereinigen! Ein Volk, eine Sprache, eine Religion – ein König! Ich will dieses ganze Land!! Aber es wird unmöglich sein, es zu regieren, wenn ich nicht einen Mitregenten, vielleicht sogar zwei, einsetze.“

Leopold setzte zwei Schachfiguren auf die Landkarte: den schwarzen und den weissen König.

Die Königin hob ihren Blick mit einem beunruhigten Gesichtsausdruck. Sie wusste zwar, dass ihr Mann Sorgen hatte; aber so hatte sie ihn noch nicht reden gehört.

„Der gesamte Alpenraum ist ein einziger Unruhekeßel. Er ist Zuflucht von allen Ketzern und ihren Verbündeten geworden.“

Die Stimme Leopolds wurde grimmig. Viktoria blickte ihn an und öffnete ihre Lippen, als wollte sie sprechen. Doch tief atmend setzte er fort: „Diese Landstücke sind voller österreichischer Vasallen, die mit den Eidgenossen in Vorherrschaftsverträge eingetreten sind. Wehe uns, wenn's zu einem Krieg kommt!“

Die Königin liess ihre Hände mit dem Stickrahmen sinken und fragte mit einem zynischen Unterton: „Aber bist du nicht Leopold I., der einzig berechnigte Thronerbe Heinrichs? Schaffst du es denn gar nicht mehr allein? Brauchst du wirklich mit einem Mal Mitregenten? An wen hast du dabei gedacht?“

„Es käme wohl niemand anders als mein leiblicher Bruder in Frage.“

Ist mein Mann von Sinnen?, schoss es Viktoria durch den Kopf. Sie musste schlucken.

„Friedrich der Schöne? Das möge der Himmel verhüten! Der wartet doch nur darauf, bis er dir die Krone vom Kopf reissen kann. Du würdest Kopf und Kragen riskieren mit ihm! Und wen sonst noch?“

Leopold verzog für einen kurzen Augenblick das Gesicht. Es kam nicht häufig vor, dass seine Frau ihm so direkt widersprach. In der Regel versuchte sie, ihn mit ihren weiblichen Waffen oder mit sanfter Manipulation zu lenken.

„Ich könnte mir niemand anders vorstellen als Ludwig den Bayern. Sie würden zusammen die Herrschaft im Westen und Süden aufteilen. Ich habe beide für den heutigen Tag zu einer gemeinsamen Beratung eingeladen. Sie müssen bald eintreffen.“

„Ah, Ludwig der Bayer, nun ja, warum auch nicht ...“ Ihr Echo kam in beinahe träumerischem Ton. Es war spürbar, dass dieser

Mann ihr schon mehr als blosser Achtung abgewinnen konnte. Aber dann ging ein Ruck durch ihren Körper.

„Doch dein Bruder – nie! Du würdest Kopf und Kragen riskieren mit ihm!“

„Aber nicht, wenn Friedrichs Kopf vor dem meinen rollt. Still jetzt – es scheint so, als sei einer von beiden schon eingetroffen.“

Sein ernster und vielsagender Blick kreuzte den seiner Frau, als der Hofmarschall mit seinem Stab dreimal auf den Boden pochte:

„Fürst Ludwig der Bayer ist soeben angekommen.“

„Bald wird er ihn nicht mehr mit ‚Fürst‘, sondern mit ‚König‘ ansprechen.“ Leopold war hoch erfreut, dass er den Bayern statt seines Bruders Friedrichs als Ersten begrüßen konnte.

„Ludwig, mein lieber Freund, du weisst, warum ich dich habe rufen lassen?“

„Dein Angebot einer Mitregentschaft ist mir eine grosse Ehre. Und ich will gerne darüber nachdenken.“

Ludwig runzelte die Stirn und zog die Augenbrauen zusammen.

„Was heisst hier ‚nachdenken‘? Ich habe dich und Friedrich rufen lassen, um die letzten Details eurer Einsetzung mit euch zu besprechen. Da kann es kein Zurück mehr geben.“

Viktoria beobachtete Ludwig während der ganzen Zeit aufmerksam, und sie bemerkte, dass ihm die Situation äusserst unangenehm war.

„Ich werde mein Bestes tun.“ Das Lächeln des Bayern wirkte säuerlich. Offensichtlich wäre ihm eine ausgiebige Bedenkzeit mehr als lieb gewesen. Zu undurchsichtig waren Leopolds Pläne in seinen Augen.

Sein königlicher Gesprächspartner legte ihm den Arm um die Schulter und ging mit ihm auf und ab. Der Tonfall wurde jetzt eindringlicher:

„Bitte hör mir zu, mein lieber Ludwig! Wie du weisst, trau ich dir mehr als meinem leiblichen Bruder. Du weisst aber auch, wie ländergierig er ist. Darum empfehle ich dir schon jetzt, gut

auf Friedrich aufzupassen. Wenn du es nicht tust, wird es nicht nur meine, sondern auch deine Krone kosten. – Haben wir uns verstanden?“

Ludwig blieb abrupt stehen: „Traust du mir zu, dass ich deinem Sinn gemäss darüber wachen kann?“

„Aber sicher doch, mein Lieber. Ich traue dir noch viel mehr zu. Ich will mit offenen Karten spielen. Sobald wir das ganze Land unter Kontrolle haben und all die noch eidgenössischen Teilstücke zu einem habsburgischen Reich vereinigt haben, verspreche ich dir die Hälfte der Krone, wenn du es schaffst, Friedrich aus unserem derzeit nötigen Bündnis wieder auszuladen ...“

Leopold machte bei diesen Worten eine Handbewegung, als wolle er eine lästige Fliege von einem Teller verscheuchen.

Ludwigs Stimme nahm nun einen empörten Tonfall an: „Aber er ist doch Euer leiblicher Bruder – wie könnt ich ihn da verraten?“

„Verrat, Verrat ... Das Leben ist voller Verrat.“ Der Ärger und die Nervosität klangen deutlich in der Stimme des Königs durch. „Die Frage ist immer nur, wer zuerst zuschlägt. Eines garantier ich dir: Friedrich wird zuschlagen, sobald sein Thron gefestigt ist.“

Gespannt hing Viktoria an Ludwigs Lippen. Die ganze Zeit war sie um die beiden herumgeschlichen, um keinesfalls etwas zu verpassen.

Ihr Gemahl fasste Ludwig behutsam beim Aufschlag seines Leibrocks und näherte sich mit seinem Gesicht dem des Bayern, bis sich die Nasenspitzen fast berührten. Leopold dämpfte die Stimme. Beschwörend presste er seine Worte zwischen breit gezogenen Lippen hervor:

„Ich rate dir, sobald wir es geschafft haben, Friedrich in einen Streit zu verwickeln und ihn dann, um seiner Ländergier willen, unter vier Augen ...“

Sein Gegenüber verstand die sägende Bewegung sehr genau, die Leopold waagrecht mit der flachen Hand vor seiner Kehle vollzog.

„Aber Euer Majestät, was redet Ihr hier?! Das Volk würde mich steinigen!“

Das Entsetzen Ludwigs klang ehrlich. Nun war ihm die ganze Verderbtheit des Königs klar geworden. Er selber war nur eine Schachfigur auf dessen Spielbrett, nicht mehr als ein probates Mittel zum Zweck.

„Pah, das Volk! Der Pöbel glaubt immer nur, was man ihm vorsetzt. Sag ihm einfach, Friedrich wollte um des Landes willen seinen eigenen Bruder, Leopold, töten.“

Der König liess seinen Gesprächspartner nun los und trat mit prüfendem Blick einen halben Schritt zurück: „Haben wir uns nun in allem verstanden?“

Von aussen näherten sich schnelle Schritte. Ludwig nickte zögernd, obwohl ihm keinesfalls nach Einverständnis zumute war.



Wieder pochte der Marschallstab dreimal auf das Parkett, und der Herold rief in den Empfangssalon:

„Eure Majestät, Euer Bruder, Friedrich der Schöne, ist soeben eingetroffen.“

Schön – falls das Attribut überhaupt zu dem eitlen Adligen passte – war an Friedrich vor allem sein prunkvolles Gewand. Er trug den Kopf stolz im Nacken und hatte ein breites Grinsen aufgesetzt, das überlegen wirken sollte.

Bei Leopolds ersten Begrüßungsworten zog es Ludwig dem Bayern den Magen zusammen, so heuchlerisch klangen sie plötzlich in seinen Ohren. Er erinnerte sich mit Schaudern, dass der König ihn im gleichen Tonfall empfangen hatte.

„Mein geliebter Friedrich, welch ein Tag, welch eine Stunde! Wenn sie doch der selige Rudolf von Habsburg noch miterlebt hätte.“

Er hakte Friedrich mit dem rechten und Ludwig mit dem linken Arm unter und schlenderte mit ihnen durch den Salon.

„Ich habe euch rufen lassen, um euch nach Altväter Sitte ordnungsgemäss in euren Dienst einsegnen zu lassen. Nur muss ich euch leider mitteilen, dass aus dem Papst-Segen nichts wird.“

„Geht es um den Streit der beiden Päpste?“ Friedrich klang gespielt neugierig. „Man sagt, die Waldstätter halten sich nur noch an den Papst in Rom und die Habsburger nur noch an den von Avignon.“

„Ja, ja, sie liegen wieder einmal in hartem Konkurrenzkampf um ihre Anhänger. Dabei scheuen sie sich nicht, in aller Öffentlichkeit nicht nur die Anhänger, sondern gar sich selber gegenseitig zu exkommunizieren. Ohne Papst können wir viel Unruhe in unserem Land vermeiden. Dazu könnten unter dem Volk Zweifel an Gott und vor allem am Unfehlbarkeitsdogma aufkommen. All dies wäre uns nicht nützlich.“

Ludwig liess nun seine höfliche Zurückhaltung fallen und mischte sich in das Gespräch der Brüder ein: „Aber wer sonst könnte uns den Segen zum königlichen Amt spenden?“

Leopold machte eine dramaturgische Pause und zog beide Augenbrauen mit einem süffisanten Lächeln in die Höhe:

„Der Abt Johann vom Kloster Marienhorn soll euch den Segen sprechen. Ich habe schon mit ihm darüber verhandelt. Das kostet uns zwar beinahe mehr Geld, als die Päpste es fordern, aber dafür können wir die Sache kurzerhand unter uns, im kleinen Kreis, abwickeln. Doch eines hat uns der Abt zur Bedingung gemacht.“

Friedrichs Echo liess nicht auf sich warten: „Seit wann stellt ein Abt Bedingungen an Könige?“

„Nun ja, er fordert eben vor dem Segnungsritual eine Beichte, sonst kann er den Segen nicht spenden.“

Ludwig zog jetzt wieder die Augenbrauen zusammen. Friedrichs Stöhnen klang ausnahmsweise einmal nicht gespielt. König Leopolds aufmunterndes Schulterklopfen war ein äusserst schwacher Trost für seine neuen Mitregenten.

Die Königsbeichte

Es war zur Essenszeit, als ein Bote im Refektorium erschien. Irritiert hielt der Tischvorleser in der Lesung der Psalmen inne. Arnold bemerkte erst durch die plötzlich eingelehrte Stille den ungewöhnlichen Gast.

Der Diener verbeugte sich knapp und verkündete: „Der ehrwürdige Abt entsendet an die Mönche des Klosters Marienhorn seinen Segen. Neue Ehre wird dem Kloster zuteil, für welches er voll Gotteslob ist. Der König, Seine Gnaden Leopold I., schickt zwei seiner Vasallen, Ludwig den Bayern und Friedrich den Schönen, am morgigen Tage, damit sie den Segen Gottes zu ihrer Königsweihe empfangen.“ Ein Raunen ging durch den Saal.

Was hat das nun schon wieder zu bedeuten?, fragte sich Noldi.

„Um die königlichen Herrschaften würdig zu empfangen, erbittet der Abt sich eine Abordnung von zehn Mönchen. Anschließend verlese ich die Namen der auserwählten Mönche. Sodann werdet ihr euch morgen vor der Sexta in der Kirche einfinden.“ Mit feierlicher Miene entrollte der Diener ein Pergament und las laut vor: „Bruder Michael, Bruder Johannes, Bruder Robertus, Bruder Sebastian, Bruder Arnold ...“

Arnold zuckte zusammen, als er seinen Namen hörte. Es sickerte in sein Bewusstsein, dass er morgen dem Abt gegenüberstehen würde. Bisher hatte er ihn selten und nur von weitem zu Gesicht bekommen. Nun würde er dem Mann, der für all die Schandtaten verantwortlich war, von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Er achtete kaum noch auf die Namen, die der Bote weiter nannte. Es würde sich zeigen, wofür diese Begegnung gut war.

Am folgenden Tag war Arnold unruhig. Er sehnte die Mittagszeit herbei, und seine Gedanken schweiften beständig ab.

Als es endlich so weit war, verliess er das Skriptorium. Dort hatte er am Morgen Texte kopiert, und nun ging er zu dem Nebensaal

der Kirche. Die anderen Mönche waren schon versammelt und warteten. Noldi gesellte sich zu der Gruppe. Sogleich fixierte Bruder Robertus ihn mit seinem feindseligen Blick.

„Na, Bruder Arnold, wie fühlt es sich an, einem zukünftigen König gegenüberzutreten?“

Arnold wusste, dass Robertus, wie üblich, auf seine Abstammung anspielte. Den Aufstieg des einfachen Bauernjungen hatte er seit ihrer gemeinsamen Novizenzeit immer noch nicht verwunden.

„Es erfüllt mich mit Demut und Ehre, was dir vielleicht auch gut anstünde, Bruder“, gab Arnold herausfordernd zurück.

Ein Grinsen huschte über das Gesicht der Mitbrüder. Sie hatten Robertus schon den ganzen Morgen ertragen müssen, der mit geschwellter Brust das Kloster durchschritten hatte. Robertus Gesicht verzog sich zu einem gehässigen Grinsen, als er zu einer Erwiderung ansetzte, doch in diesem Moment betrat der Abt feierlich die Basilika, was Arnold weitere Sticheleien ersparte.

Der Abt war ein Mann von grosser, wohlgenährter Statur. Sein Körper zeigte die Spuren eines ausschweifenden Lebens. Seine Augen blickten wässrig und träge um sich. Die Hände waren mit je fünf Ringen behangen, alle mit den unterschiedlichsten Edelsteinen geschmückt. Hier blinkte ein Rubin und dort ein Smaragd. Die goldenen Gewänder spannten sich um seinen Bauch, über den seine Hände immer wieder gedankenverloren fuhren, wohlwollend seine funkelnden Ringe betrachtend. Stolzen Schrittes kam er auf die Mönche zu. Zwei Lakaien folgten ihm.

In Arnold stieg der Zorn auf, und er wusste nicht, wie er es schaffen sollte, in Anwesenheit dieses Mannes ruhig zu bleiben. Krampfhaft versuchte er die Vorstellungen von Anneli im Turm, abgemagert und mit dem Tod kämpfend, zu verdrängen. Auch die Folter an den Waldensern stieg wieder vor seinen Augen auf. Er würgte die bittere Galle, die ihm in den Mund stieg, hinunter.

Jetzt ist nicht der Zeitpunkt. Arnold versuchte, sich zu beruhigen. Bald würde er seine Rache bekommen. Mit Mühe gelang es ihm, seine kühle, unbeteiligte Miene aufzusetzen und vor dem Abt demütig das Haupt zu senken.

Abt Johann begrüßte die Mönche nicht, sondern faltete nur die Hände über dem Bauch und musterte seine Abgeordneten eingehend. Schliesslich schien er zufrieden.

„Fürst Friedrich ist bereits eingetroffen, er wird in wenigen Augenblicken in mein Beichtzimmer gebracht. Bis ich wiederkomme, wartet ihr hier.“ Mit diesen Worten zog sich der Abt zurück.

Beichte Friedrichs

Die Priorin geleitete Friedrich den Schönen zum Abthaus. Staunend liess der Fürst seinen Blick im prunkvollen Eingangsbereich umherschweifen. Der Abt schien wirklich nicht arm zu sein.

Vor der massiven, mit groben Schnitzereien versehenen Türe des Beichtzimmers blieb die Nonne stehen und klopfte. „Abt Johann, Euer Besuch, Friedrich der Schöne, ist hier!“ Mit einem Lächeln verabschiedete sie sich und liess die beiden Männer in dem kleinen Raum alleine.

Vor dem Kreuzfenster stand ein grosses Kruzifix auf einem Tisch. Fünf Kerzen erhellten den Raum und leuchteten dessen kleine Erker aus. Friedrich bemerkte mit Unbehagen, dass in der Mitte des Zimmers zwei hohe Beichtstühle einander direkt gegenüberstanden. Auf diese Weise war er gezwungen, dem Abt direkt ins Gesicht zu sehen. Dies hätte er lieber vermieden. Tausend Talente Gold würde er geben, wenn er diesem Gang zur Beichte noch ausweichen könnte.

Der Abt trat mit einem wohlwollenden Lächeln auf ihn zu und umfasste die ausgestreckte Hand Friedrichs mit beiden Händen. Teure Goldringe zierten seine feingliedrigen Finger.

„Mein lieber Friedrich. Wie freue ich mich, dass du den Weg zu uns gefunden hast. Nun wollen wir nicht länger zaudern. Setz dich, mein Sohn, und erleichtere dein Gewissen, auf dass Gott dir Gnade gebe!“

Väterlich ruhten seine Augen auf dem Fürsten. Er hatte von Anfang an bemerkt, wie sein Gast sich unter der Last des Beichtgangs wand.

„Mein Sohn, verschweige mir nichts! Was bedrückt deine Seele? Du siehst aus, als hättest du die Last eines Judas zu tragen.“

Friedrich hatte seinen Hut aus Ehrerbietung abgenommen und drehte ihn nun nervös in seinen Händen.

„Also ... es geht um meinen königlichen Bruder ...“

„Ja, sprich weiter, fürchte dich nicht.“ Der Abt beugte sich vor. Sein goldbestickter Umhang wurde am Hals von einer Brosche mit dem Bildnis der Maria zusammengehalten. Auch sein Unterkleid war mit Goldfäden bestickt und bedeckte seinen wohlgenährten Körper. Gespannt schaute er dem vor ihm sitzenden Fürsten ins Gesicht. Auf dessen Stirne bildeten sich Schweisstropfen. „Es wird dir nachher bestimmt wohler sein, mein Sohn, verschweige mir nichts! Ich sehe doch, dass deine Seele in grossen Qualen liegt! Was ist mit deinem Bruder?“

„Ja, also, es geht um meinen ... es geht um meinen königlichen Bruder, und er würde mich ... würde mich auf der Stelle hinrichten lassen, wenn er wüsste ... wenn er wüsste, was ich heute hier beichten werde ...“

Die Augen des Abtes wurden immer grösser, während Friedrich das Ungeheuerliche bekannte. Das Klosteroberhaupt spitzte seinen Mund und zog hin und wieder scharf die Luft ein. Friedrich sass nach der Beichte mit gesenktem Kopf da.

Abt Johann hob mit seinem Finger das Kinn des Grafen: „Mein Sohn, was sagst du da? Bist du dir bewusst, was das zu bedeuten hat? Fürchtest du nicht das ... das fegende Feuer?“

„Doch, doch, schon ... aber sagt mir, wie lange werde ich büssen müssen?“

„Tja“, – nachdenklich griff sich der Abt ans Kinn, „also unter zehntausend Jahren wirst du da nicht wegkommen!“

Wie vom Blitz getroffen sackte sein Gegenüber in sich zusammen. „Oh nein, was soll ich denn jetzt bloss tun?“

„Nun, wie gütig Gott wirklich ist, hat Er uns erst in jüngster Zeit zu erkennen gegeben.“ Wohlwollend nickte er dem Geständigen zu.

„Er offenbarte mir aber noch letzte Nacht, welch schweres Gericht auf Euch liegt und Er hiess mich, Euch diesen Vertrag unterschreiben zu lassen. Gott scheint grosses Verständnis für Euch zu haben, denn sehr gering scheint mir der Freikaufpreis zu sein. Unterschreibt und Ihr seid Eure Sorgen los!“

„Vertrag, was für einen Vertrag, heiliger Vater?“

„Nun, überträgt diesem Kloster lediglich die ganzen Weidegründe des Ländchens Schwyz, und schon wird das Feuer über Euch erlöschen!“

Mit einem gönnerhaften Lächeln hielt er Friedrich ein Schreiben samt einer Feder entgegen.

Friedrich griff nach dem Pergament. Er konnte es nicht fassen! Diese Weidegründe dem Kloster vermachen und seine unendlich grosse Schuld war bereits gesühnt?

Er studierte den Vertrag. *Stimmt das auch wirklich?*

„Oh, heiliger Vater!“ Friedrich fiel vor dem Abt auf die Knie und fasste mit einer Hand nach dessen Umhang. „Heiliger Vater, danke, danke! Tausend Dank, gütiger Vater!“

Verlegen trat dieser einen Schritt zurück. „Ja, ja, schon gut. Unterschreibt jetzt diesen Vertrag!“

Friedrich setzte seine Unterschrift unter das Dokument, beobachtet von den genauen Blicken des geistlichen Vaters. Nein, er hatte sich nicht getäuscht in der väterlichen Art des Abtes! Johann war wirklich ein guter und heiliger Mann, auch wenn

ihm nachgesagt wurde, dass er sehr geldgierig sei. Das war nun aber wirklich nicht der Fall!

„Gut. Kniet jetzt nieder!“

„In Stellvertretung verleihe ich Euch den päpstlichen Segen und die Salbung zu Euerm Amt. Amen.“ Unter monotonem Sprechgesang segnete ihn der Mönch.

Friedrich seufzte erleichtert auf. Das war ja besser gegangen, als er gedacht hatte!

In diesem Moment beugte sich der Abt zu ihm hinunter und sah ihm tief in die Augen. „Wenn, ja, wenn Euer Bruder, oder schlimmer noch, wenn das Volk wüsste, was jetzt nur wir beide wissen ... dann gäbe es wohl gar manchen Henker für Euch!“

Beschämt nickte Friedrich.

„Nun, ich bin gewiss ... Ihr werdet mir im Laufe der Zeit noch einiges zu bieten haben, nicht?“ Mit einem süßlichen Lächeln erhob sich der Kirchenfürst.

Friedrich konnte es nicht fassen. Dieser Teufelsbraten wollte ihn erpressen. Wie von einer Tarantel gestochen fuhr er hoch: „Du Scharlatan, ich werde dich hinrichten lassen!“ Er packte den Geistlichen mit beiden Händen am Halssaum seines Gewandes.

Der Abt hob mit einem überlegenen Lächeln seinen Zeigefinger in die Höhe: „Dann würde es dich alles kosten! Ich bin ein heiliger Mann, und das Volk steht hinter mir!“

Sein höhnisches Lachen ging Friedrich durch Mark und Bein. Er sass unwiderruflich in der Falle. Dieser Schakal! Jedes Wort, das über diesen Mann geredet wurde, war pure Wahrheit! Friedrich sah keinen Ausweg aus seiner Misere. Wütend liess er den Abt los, packte seinen Hut und verliess bebend vor Zorn das klösterliche Beichtzimmer. Krachend fiel die Tür ins Schloss.

Beichte Ludwigs

Als Ludwig der Bayer den Vorraum der Kirche betrat, wimmelte es überall von aufgeregten schnatternden Nonnen. Zu diesem besonderen Anlass hatten sie sich dort eingefunden, um einen Blick auf die zukünftigen Könige zu erhaschen. Eine von ihnen lief aufgescheucht umher.

„An einem Tag gleich zwei Königsanwärter in unserem Haus! Was für ein Ereignis!“

Während Ludwig durch die Grüppchen der Nonnen ging, kam ihm Friedrich aus der Basilika entgegen. Er bedachte Ludwig mit einem finsternen Blick. Dieser verharrte für einen Moment erstaunt.

Es scheint dich einiges gekostet zu haben, König zu werden, ging es ihm durch den Kopf.

Die Oberin Sieglinde geleitete ihn in einen Raum, der neben der Basilika lag, wo ihm der Abt schon entgegenhastete.

„Was für ein besonderer Tag, Majestät! Seid herzlich willkommen! Seht!“ Der Abt schloss mit einer erlauchten Geste die Mönche ein. „Hier stehen sie alle bereit, wie Ihr gewünscht habt. Die Neugierde hat uns schon etwas getrieben herauszufinden, was Ihr mit dieser kleinen Versammlung bezweckt.“ Der Abt kicherte.

Ludwig blieb ernst. „Oh, Ihr sollt es sehen. Ich habe Euch eine Willkommensgabe mitgebracht.“ Auffordernd breitete er die Hände aus. „Aber nun folgt meinen Anweisungen und stellt Euch in eine Reihe. Öffnet den Mund und schliesst die Augen.“

Misstrauisch folgte Arnold Ludwigs Aufforderung. Ihm war das Ganze nicht geheuer. Doch blieb ihm nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Er stellte sich als Letzter in die Reihe und schloss die Augen.

Ludwig zog einen samtenen Geldbeutel hervor und griff ein einzelnes Goldstück heraus. Er begann mit dem Abt und liess das Geld in seinen Mund fallen. Abt Johann stiess einen freudigen Ausruf aus und prüfte umgehend das Gold auf seine Echtheit. Sichtlich erfreut liess er es in seinem Geldbeutel verschwinden. Ludwig schritt von einem Mönch zum nächsten und füllte jedem den Mund mit einem Goldstück. Der Abt war begeistert von Ludwigs Einlage und schlich sich an das andere Ende der Reihe, um sich nochmals mit geöffnetem Mund anzustellen.

Ludwig kam zum letzten Mönch und steckte ihm das Gold in den Mund.

Arnold spürte das Metall in seinem Mund, und Ekel erfasste ihn. Niemals würde er sich kaufen lassen, auch nicht von einem König! Sein Gesicht verzog sich angewidert, und er spuckte im hohen Bogen den Taler aus. Die Brüder zuckten zusammen. Wie konnte Bruder Arnold so etwas wagen?

„Wie ehr- und achtungslos, das Geschenk des Königs zu missachten!“, rief Abt Johann. „Verzeiht diese grosse Sünde, Majestät. Ich bin empört!“

Gierig kroch er auf den Knien dem rollenden Taler nach.

„Warum denn Sünde?“ Ludwig war erstaunt. „Ihn habe ich mir erwählt.“

Arnold erstarrte.

Erschrocken blickte der Abt vom Boden auf. „Wozu erwählt?“

Ludwig kniete neben dem Abt nieder und blickte ihm voll Verachtung ins Gesicht.

„Im Gegensatz zu Euch findet dieser keinen Geschmack am vergänglichen Wert des Goldes.“ Während er sich aufrichtete, zog er eine weitere Münze aus seinem Beutel und warf sie dem Abt hin, der unverzüglich nach ihr griff.

„Und da er mir dies so furchtlos bezeugt, erweist er sich zweifach als wahrhaftiger Diener Christi“, fuhr Ludwig fort. „Er

soll mir die heilige Beichte abnehmen!“ Auffordernd winkte er Arnold zu sich.

Über das Gesicht des Abtes huschte ein tiefer Schmerz über den Verlust eines reichen Geschäftes.

Frustriert stiess er hervor: „Wie Ihr wünscht, Majestät. Wenn alle anderen in Euren Augen nichts wert sind und als unrein gelten, dann soll es eben so sein.“

Hoch erhobenen Hauptes schritt er aus dem Raum und führte die anderen Mönche mit sich hinaus. Bruder Robertus warf Arnold noch einen hasserfüllten Blick zu, bevor er die Tür hinter sich zuzog.

Arnold stand bewegungslos mit gesenktem Kopf immer noch an der gleichen Stelle. Ludwig öffnete die Tür zur Basilika und ging zielstrebig auf den Beichtstuhl zu. Arnold blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Unwillig setzte er sich in Bewegung.

„Majestät, ich bin viel zu jung und nicht geschickt. Ich kann Eure Beichte nicht abnehmen“, versuchte er sich aus der Situation zu retten.

„Junger Mönch, ich kann sehr wohl übersehen, was ich tue. Gott schenkte mir die Gabe der Menschenkenntnis. Ich weiss, dass Ihr der Richtige seid!“ Ludwig lächelte ihn aufmunternd an. Doch Arnold schüttelte verzweifelt den Kopf.

„Ja, aber versteht Ihr denn nicht? Ich habe keine Ahnung!“, protestierte er.

Ludwig fuhr ihm dazwischen: „Und ich wünschte, Ihr hörtet etwas weniger auf die falsche Bescheidenheit Eurer Jugend. Also, ich möchte vor Gott bekennen ...“

In Arnold sträubte sich alles dagegen, die Sünden eines hochangesehenen Mannes anzuhören und zu vergeben, wo er doch selbst mit solchen überhäuft war. Er stürzte aus dem Beichtstuhl und riss den Vorhang vor Ludwig auf.

„Bei allem Respekt!“

„Mönch!“ Ludwig blickte erstaunt und leicht empört zu ihm auf. „Bevor Ihr weiter bekennt, bestehe ich darauf, meine Sünden vor Euch bekennen zu dürfen.“

Ludwig zwinkerte ihm amüsiert zu. „Ach so, ist das die neueste Art?“

„Bitte, nehmt Euch Zeit, meine Lebensgeschichte anzuhören. Ich möchte Euch mitteilen, wer ich bin und woher ich komme, dass ich im Grunde genommen zwei Menschen bin. Ich wäre nicht besser als all die anderen heuchlerischen Priester, wenn ich Euch die Beichte unter Vorspiegelung falscher Tatsachen abnehmen würde. Ich stehe genauso unter Sünde wie Ihr und fühle mich nicht würdig, Euch die Beichte abzunehmen. Hört erst meine Geschichte und entschliesst Euch dann, ob Ihr Euch mir immer noch anvertrauen wollt.“

Ludwig nickte. „Erzähl, doch ich kann dir sagen, dass mein Entschluss feststeht.“

Arnold begann und breitete seine gesamte Lebensgeschichte vor Ludwig aus. Er verschwieg nichts. Die Ermordung des Grossvaters, seine Rachepläne, der Widerstand gegen die Eltern, die Knabenschaft, die Not mit Anneli und auch nicht das Blut, das an seinen Händen klebte.

„Ich mag viel Schuld auf mich geladen haben, doch wenn sich dafür etwas ändert, nehme ich es in Kauf. Sämtliche Volksgerüchte, die über das Kloster kursieren, sind wahr. Dany und die Knabenschaft haben sie in meinem Auftrag unter das Volk gebracht. Der Abt und die Priester, sie sind dem dekadenten Leben verfallen. Alles, was sie wollen, ist Genuss, Sklaven, Gold und Macht. Als schleimige Heuchler benutzen sie die Herrscher als Steigbügelhalter. Der Abt folgt seinem Vorbild, dem Abt von Murbach, der 1291 dem habsburgischen König ganz Luzern samt der Bevölkerung verkauft hat. Es ist immer derselbe Ablauf: Errettung aus dem Fegefeuer um den Preis der Alpen, Häuser, Vieh und Wagen – das gibt Zölle, Einkünfte und Macht über das Volk.“

Ludwig verstand nicht. „Zölle und Einkünfte, ja, aber warum Macht über das Volk?“

„Weil sie überall herumposaunen, dass der König ihnen das Land geschenkt hat. Mit dem königlichen Siegel ist es legitim, und das Volk hat sich zu fügen. Später allerdings verkaufen sie dieses wieder an denselben zurück. Das bringt wiederum Geld und noch später dann wieder Land gegen Fegefeuer um der immer neuen Sünden willen. So dreht sich das Rad.“ Angewidert verzog Arnold das Gesicht.

„Aber das werde ich Euch wohl nicht erklären müssen, Majestät!“ Bitterkeit und Verachtung schlangen in seiner Stimme mit.

„Das war’s. Was werdet Ihr nun mit mir tun, Majestät?“, fragte er nach einer Pause, in der das Gesagte auf Ludwig wirken konnte.

„Euch meine letzte Sünde beichten.“ Ludwigs Meinung stand fest. Arnold konnte es nicht glauben. Er hatte diesem Mann gerade all seine Schandtaten gebeichtet, und dieser verdammt ihn trotzdem nicht? Genau wie Pater Waldes spürte Ludwig seine Aufrichtigkeit und glaubte anscheinend auch an das Gute in ihm.

„Aber ich dachte, dass dies doch meine letzte Beichte gewesen sei.“

„Vielleicht versteht Ihr mich, wenn ich Euch die letzte Last meines Gewissens offenbare: Täglich verrate ich die eigene Nation, da mein Herz sich schon seit langem zu euch Eidgenossen hält. Ich bewundere eure einheitliche Zielgebung. Ihr lebt, als hättet ihr nur einen einzigen Leib, und ihr sucht dabei nicht euren eigenen Willen, sondern wollt allein die Herrschaft Gottes unter euch aufrichten. Wahrhaftig, ihr seid ein einzig Volk von Brüdern. Ihr lebt miteinander und ihr sterbt miteinander. Dem Frieden Gottes, ihm wollt ihr gehorchen. Und das muss letztendlich zu dem Reich des Friedens führen, das Christus uns verheissen hat ...“ Ludwigs Stimme bebte vor Sehnsucht. „... und da will ich dabei sein!“

Ludwig kniete vor Arnold nieder. „Segnet Ihr mich jetzt?“

In Arnold wirkte Ludwigs Rede nach. In ihm tobte ein Kampf der unterschiedlichsten Gefühle. So hatte er ihren Freiheitskampf noch nie gesehen, und er wusste noch nicht, was er davon halten sollte. Er spürte, dass dieser Mann es ehrlich meinte, doch fiel es ihm schwer, sich seiner Sichtweise anzuschliessen. Zögernd streckte er die Hände über Ludwigs Haupt aus, doch zog er sie jäh wieder zurück. War er denn berechtigt, solch einen gottesfürchtigen Mann zu segnen? Er spürte jedoch, wie viel Ludwig an diesem Segen lag. Arnold schloss die Augen. Er wollte diesem Mann aufrichtig den Segen Gottes mitgeben. Er schickte ein Stossgebet zum Himmel:

Herr, auch wenn ich nicht würdig bin, segne diesen Mann.

Dann legte er Ludwig die Hände auf sein Haupt und sprach den priesterlichen Segen.

Im Palast Friedrichs des Schönen

Der festlich geschmückte Saal im Gutensteiner Schloss war voller Gäste. Die Tische waren mit rotem Samt überzogen. Darauf standen silberne Platten, gefüllt mit Bratenstücken von Wild und Rindfleisch. Bronzene Schüsseln mit mundgerecht zugeschnittenen Früchten und Körbe voll gebackener Weissbrot-scheiben standen bereit. Diener drängten sich durch die Menge und waren bemüht, die leeren Weinkelche der Gäste wieder aufzufüllen. Ritter, Fürsten, Königstöchter standen in kleinen Gruppen zusammen und erhoben feierlich ihre Gläser: „Auf das Wohl unseres Königs! Friedrich möge ewig leben!“

Auch seine Gemahlin Elisabeth erhob ihren Becher: „Friedrich – mein König.“

Friedrich betrachtete seine Frau. Sie sah heute besonders anmutig und schön aus. Ihre Haare waren zu einem langen Zopf geflochten, der bis weit über die Hüften hinunterreichte. Das Gesicht schmückten zwei aufgesteckte, zu Schnecken geformte

Zöpfe. Auf ihrer Stirn funkelte ein mit Edelsteinen verziertes Diadem. Sie war mit einem bezaubernden, mit feinen Goldfäden bestickten Samtgewand bekleidet. Darüber trug sie einen kunstvoll verzierten, hellblauen Umhang.

„Meine Königin.“

Der König hauchte seiner Gemahlin einen Kuss auf die Stirn und schaute ihr tief in die Augen. Beide nahmen einen Schluck aus den Weinkelchen.

„Friedrich, lass uns diesen Tag gebührend feiern. Iss und trink, und lass es dir wohlergehen!“ Elisabeth schaute mit leuchtenden Augen zu ihm auf.

Am liebsten hätte er die Sache mit dem Abt vergessen. Doch Friedrichs Blick fiel auf das goldumrahmte Gemälde an der Wand. Es zeigte das Portrait eines blassen Kirchenfürsten mit einem Heiligenschein. Das erinnerte ihn wieder an etwas, was er am liebsten vergessen hätte – das heuchlerische Gesicht von Johann. Sein Blick wurde trüb, und seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten.

Elisabeth umfasste seinen Arm: „Ist dir nicht wohl, Friedrich?“

„Nichts. Es ist nichts!“

„Ich spüre doch, dass dich etwas quält. Komm, sag es mir!“

Friedrich schaute sich um und raunte Elisabeth zu: „Nicht hier, Liebste!“

Er nahm seine Frau an der Hand und führte sie aus dem Saal in ein anliegendes Zimmer. Sie blickte zu ihm hoch und schüttelte ihren Kopf: „Ich verstehe das nicht. Jetzt bist du König, hast den Segen des Abtes, und du freust dich nicht?“

„Ja, Elisabeth, den Segen des Abtes habe ich. Doch ... er kam mich teuer zu stehen.“

„Was soll das heissen?“ Aus ihrer Stimme klang Misstrauen.

„Ich habe dem Abt und dem Kloster die Weidegründe von der Schwyz geschenkt.“

Atemlose Stille erfüllte den Raum. Die Wangen der Königin röteten sich: „Ja, bist du denn von allen guten Geistern verlassen? Verschenkt? All die guten Weideflächen? All dies kostbare Land – dem Abt? Dem Kloster? Und was ist mit mir? Kümmert es dich nicht, wenn ich vor deinen Augen verarme?“

„Jetzt hör mir doch mal zu.“ Der König schaute seiner Frau mit festem Blick in die Augen. „Ich habe dies einzig aus strategischen Gründen getan. Du weißt, dass wir die ganzen Ländereien nicht wirklich in unserem Besitz haben.“ Der König schritt um seine Gattin herum, die ihm mit ihren Blicken aufmerksam folgte: „Was nützen uns die ganzen Ländereien, wenn das Volk allerorts in Doppelverträgen lebt? Auf diese Weise aber wird der geldgierige Abt hohe Zölle eintreiben, und es wird zu Streit und Aufständen kommen. Und gerade diese geben mir den Anlass zum Eingriff und ... zur berechtigten Eroberung.“ Der König liess sich befriedigt in einen der gepolsterten Sessel fallen. Er war selbst überrascht, was für eine glänzende Idee ihm während des Redens gekommen war.

Elisabeth kam auf ihn zu und streichelte ihm über die Wange: „Ich staune, was da wieder aus dir herauskommt.“ Mit einem süffisanten Lächeln zupfte sie aus dem Kopfputz Friedrichs eine Feder und wickelte sie um den Finger: „Wenn es natürlich so ist ...“ Sie blies die Feder weg und neigte ihr Haupt vertraulich vor: „... rede doch mal mit Ludwig dem Bayern. Als kürzlich der Name des Abts genannt wurde, zuckten in seinen sonst so gütigen Augen mit einem Mal Blitze des Hasses und der Verachtung.“

Elisabeth warf ihrem Mann einen verschwörerischen Blick zu: „Er scheint etwas über den Abt zu wissen, was du nicht weißt.“ Friedrichs Augen erhellten sich. „Ludwig der Bayer! Morgen werde ich ihm einen Besuch abstatten.“

Könnte es sein, dass seine Rache schneller gestillt werden konnte, als er gedachte hatte? Der verheissungsvolle Blick seiner Gattin weckte in ihm die Vorahnung eines sich nahenden Triumphes.

Er erhob sich aus seinem Sessel und bot Elisabeth seine Rechte an: „Lass uns wieder zu unseren Gästen zurückkehren.“ Sie hakte sich bei ihm unter. Arm in Arm verliessen sie den Raum. Der König konnte nur noch an eines denken: *Mönchlein, jetzt geht es dir an den Kragen!*

Verdammtes Mönchlein

„Es gab Zeiten, da klopfte man noch an die Türe, ehe man einzutreten pflegte.“

Abt Johann war entrüstet über den ungebührlichen Eintritt Friedrichs des Schönen in seine Gemächer.

Vom ersten Augenblick an spürte er, dass die Situation sich verändert hatte. Dies war nicht mehr der verunsicherte Mann, der mit bebender Stimme seine Beichte ablegte, auch nicht mehr jener, der wütend, aber machtlos, vor wenigen Tagen aus seinem Beichtzimmer gestürzt war. Nein, der Wind hatte sich gedreht. König Friedrich trat als König auf und schien sich seiner Sache sicher zu sein. Jetzt galt es, Vorsicht walten zu lassen. Doch bevor er etwas sagen konnte ...

„Wenn Papst Paul V. und der damalige Senat noch am Leben wären, könntet Ihr dann vor ihnen bestehen?“

„Wie meint Ihr das?“ Der Abt spürte die Bedrohung, die ihn umgab.

„Das Volk munkelt, man sollte auch den Fischteich Eures Klosters trockenlegen!“

Bei diesen Worten zuckte Johann merklich zusammen und räusperte sich verlegen. Jeder wusste, dass in Rom beim Kloster der Fischteich ausgehoben worden war und grauenhafte Funde zutage gekommen waren. Aber wie viel wusste Friedrich der Schöne?

„Fischteich?“ Dem geistlichen Oberhaupt wurde es immer ungemütlicher. Er versuchte unter beschämtem Hüsteln, Zeit zu gewinnen. „Wir haben überhaupt keinen Fischteich!“

„Wirklich nicht? Aber diese Geschichte pfeifen doch seit Jahrhunderten die Spatzen von den Dächern. Wie begründete denn der Römische Senat doch nochmal die unerlässliche Berechtigung der Bordelle, als Papst Paul dieselben abzuschaffen versuchte?“

Friedrich trat bedrohlich näher.

„Öhm ... der Römische Senat behauptete, ja hm ..., die Bordelle seien unerlässlich für die ... Männerwelt.“

„Für welche Männerwelt?“

„Für die pfh... ph... priesterliche ... All die Senatoren behaupteten, Bordelle seien das einzige Mittel, die Priester zu bewahren vor der Verführung von Frauen und Töchtern.“

Abt Johann spreizte seine Finger und tippte deren Spitzen verlegen aneinander. Sein Lächeln war leicht säuerlich.

„So, behaupteten sie das? War das wirklich nur eine Behauptung?“ Die Stimme des Königs schwoll an: „Jedermann weiss doch, dass die sogenannte „Heilige Stadt“ mit ihren bescheidenen hunderttausend Einwohnern über sechshundert Huren beherbergte. Was aber schlimmer war – was fand man denn, als man den grossen Fischteich neben dem Kloster aushob?“

Abt Johann räusperte sich nochmals, diesmal länger ...

„Ein paar, hm, Knochen ... vielleicht ein paar Säuglingsschädel, es ... na, eine frühere ... eine frühere Kindergrabstätte.“ Der Kloostervorsteher fand, dass ihm da wirklich eine gelungene Ausrufe eingefallen war.

Jetzt aber entflammte der Zorn Friedrichs des Schönen. Er trat ganz nahe heran. Sein stechender Blick durchbohrte den Mönch.

„Warum plötzlich so oberflächlich bescheiden? Mehr als sechstausend Säuglingsschädel waren es, mein Freund!“ Er bohrte seinen Zeigfinger mehrmals in die Schulter des Abtes, der erschrocken zurückwich.

„Sechstausend Säuglinge, sechstausend Bastarde, gezeugt von Mönchen, geboren von Nonnen! Welches Fegefeuer, welcher Ablasspreis kann diese Gräuel jemals sühnen?“

Erbost packte Friedrich Johann am Halssaum und drückte ihn mit aller Kraft an die Wand.

„Wenn auch nur ein Mensch etwas von dem erfährt, was nur wir beide wissen, verdammtes Mönchlein, ich sage dir, ich lasse dir deinen Garten und deinen Keller ausheben. Ich bin eingeweiht in dein Leben!!“

Mit diesen Worten liess er den Gebeutelten los, wandte sich um und liess die Tür der Abtei mit lautem Krachen ins Schloss fallen.

Woher weiss der König von dieser Sache? Wer ist der Verräter?

Wenn das jemand erfährt ... wenn das ... nein! Der Abt wollte sich nicht ausmalen, was dann geschehen würde. Er musste etwas tun ... sich vorbereiten ...

An die Wand gestützt sank der Mönch dem Kammerbalken entlang langsam zu Boden.

DOPPELLEBEN

Verrammelte Kapelle

Arnold trat vor die Tür der Kapelle und sah das Volk, das auf den Gottesdienst wartete. Er spürte wieder den altvertrauten Hass, der ihm die Kehle zuschnürte. Warum musste ausgerechnet er diesen armen Leuten diese Botschaft überbringen?

Arnold war sich unangenehm der Gegenwart des habsburgischen Soldaten bewusst. Er lehnte an der südlichen Mauer der Kapelle. Sein Dienstauftrag lautete, dafür zu sorgen, dass keine unliebsamen Unruhen entstanden.

Arnold hob die Hände und bat um Aufmerksamkeit.

„Ich habe euch schweren Herzens mitzuteilen, dass ihr den Herrn des Klosters erzürnt habt. Er hat euch beim Erzbischof von Konstanz verklagt und bei ihm auch Hilfe gefunden. Dieser hat euch aus der Kirche ausgestossen und uns Priestern des Ländchens Schwyz untersagt, die Gotteshäuser zur Heiligen Messe zu öffnen.“

Eine Frau aus dem Volk rief empört: „Zu hart ist die Strafe, die uns Euer Herr auferlegt hat!“

Zustimmendes Gemurmel brach aus. Mit einer Handbewegung brachte Arnold die Leute wieder zur Ruhe.

„Die Kirchentüren bleiben verschlossen für alle – auch für die Kinder, die getauft werden sollen, oder für die Toten, die hier ihre letzte Ruhe finden wollen, als auch für die Brautleute, die

getraut werden möchten. Geht nun nach Hause und betet im Stillen für euch.“

Der Abt wird in naher Zukunft dafür bezahlen. Er senkte schnell den Blick, in der Hoffnung, dass man ihm seine Gedanken nicht ansah.

Wieder brach im Volk Empörung los.

Ein Bauer stiess seinen Stock in die Luft: „Nie hätte der Abt das Land an den König verschenken dürfen!“

„Ein Strick her für den Abt!“, ertönte eine empörte Stimme.

Arnold konnte sich dem nur aus ganzem Herzen anschliessen. Aus dem Augenwinkel nahm er wahr, wie die Hand des Habsburgers zum Schwert zuckte. Doch schon löste sich die Volksmenge auf. Niemand achtete mehr auf den Mönch.

Arnold nutzte die Gelegenheit, umrundete die Kapelle und schlich sich von hinten an den Habsburger heran. Er tippte ihm auf die rechte Schulter, sprang jedoch auf seine linke Seite, als der Ritter sich umdrehte. Diesen Moment der Verwirrung nutzte Arnold. Er packte den Schwertgriff seines Gegners und zog ihn aus der Scheide. Bevor er reagieren konnte, hatte Arnold ihm schon das Schwert in den Leib gerammt. Der Soldat riss die Augen auf, als er sah, wer ihn angegriffen hatte. Sein Körper zuckte, Blut lief ihm aus dem Mund.

Plötzlich hörte Arnold Schritte hinter sich.

„Kann man Euch helfen?“

Mit gezogenem Schwert fuhr Arnold herum, bereit anzugreifen. Ein wohlhabend gekleideter Mann stand vor ihm, den er seinen Lebtag noch nie gesehen hatte. Abwehrend hob dieser die Hände und trat eilig ein paar Schritte zurück.

„Du bist ganz schön geschickt mit dem Ding da.“ Der Mann deutete auf Arnolds Schwert.

„Wer seid Ihr?“ Arnold begutachtete ihn misstrauisch.

„Ein Freund von Dany.“

Arnold liess das Schwert sinken. „Ihr habt etwas sehr Gefährliches getan. Ich kann das Ding auch sehr gut werfen!“

„Ja, ich weiss. Aber man hat mir versichert, dass du nicht wahllos Menschen erschlägst.“ Er streckte die Hand aus. „Ich bin Walter Stauffacher. Es wurde mir viel über dich berichtet, Arnold.“

Noldi erwiderte die Begrüssung. „Warum seid Ihr gekommen?“

Walter seufzte. „Der Abt hat uns schweres Leid angetan. Wir wollen uns rächen. Wir haben bei Ludwig dem Bayern, dem König von Gottes Gnaden, vorgesprochen. Der Erzbischof von Mainz ist sein Freund. Der könnte auch unsere Kirchen wieder öffnen. Morgen werden wir das Kloster stürmen und dieser Sache ein Ende machen.“ Er reichte Arnold zwei Schriftrollen. „Von Dany habe ich dir die Angriffspläne und von König Ludwig einen Dienstantrag mitgebracht.“

Erstaunt schaute Arnold auf: „Ein Dienstantrag vom König?“

„Er fragt, ob du sein Statthalter in der strategisch wichtigen Stadt Brugg werden willst.“

„Ich, ein habsburgischer Statthalter?“

„Natürlich nicht – ein Schweizer ...! In einem vertraulichen Gespräch hat mir Ludwig offenbart, dass er den Eidgenossen beitreten möchte, sobald die Zeit reif ist. – Was darf ich ihm melden?“

Arnold schwieg einen Moment. Diese Möglichkeit würde einen Neuanfang bedeuten. Angenommen er konnte Anneli befreien ...

„Nun, ich will einmal darüber beten.“

„Ah, du betest wieder?“ Walter lächelte verschmitzt. „Dany scheint wohl nicht mehr ganz auf dem neuesten Stand zu sein.“

Mit einem Lächeln reichten sich die beiden Männer die Hände.

Kampf im Zechhaus

Walters Nachricht hatte wieder Hoffnung in Arnold aufsteigen lassen. In den letzten Wochen hatte er sich in seinen Hass hineingesteigert. Sein Rachezug gegen die Habsburger war ausser Kontrolle geraten. Die Rüstung war ihm bei seinen Streifzügen sehr hilfreich gewesen. Dank ihr konnte er sich unbeobachtet aus dem Kloster schleichen und unter die Ritter im Wirtshaus mischen oder durch das Dorf streifen.

Die Lage spitzte sich zu. Immer mehr stieg der Unmut über das Kloster im Volk an. Der Abt erhöhte wahllos die Abgaben und verpflichtete das Volk zu unrechtmässigen Arbeiten. Hatten sie dann zu wenig Zeit, um ihre Abgaben zu beschaffen, konnte ihnen nur noch Gottes Gnade helfen. Offenbar hatte selbst der Abt bemerkt, dass er den Ärger des Volkes auf sich zog, denn seit drei Tagen liess er habsburgische Söldner Wachrunden um das Kloster ziehen.

Die Zeit war gekommen. Bald würden sie das Kloster stürmen. Das war es, worauf Arnold all die Jahre hingearbeitet hatte. Er seufzte tief.

Arnold hatte sich um die Aussenmauer des Klosters bis zu Annelis Turm geschlichen. Nun blickte er an der abweisenden Mauer empor und wünschte sich, er könnte Anneli jetzt schon da herausholen.

„Anneli, nur noch kurze Zeit, und ich bin bei dir“, murmelte er. Geräusche von Schritten schreckten ihn auf.

„Interessante Worte, die du da sprichst, Mönch.“

Arnold fuhr herum. Eine Wache stand hinter ihm.

„Habe ich dich nicht gestern bei der Kapelle gesehen?“

„Mag schon sein. Ich musste dort zum Volk sprechen.“ Arnold war auf der Hut.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie sich die Hand des Wächters am Schwertgriff zu schaffen machte.

„So, so, zum Volk sprechen?“ Währenddessen hatte der Habsburger sein Schwert gezogen. Arnold reagierte schnell. Ehe der Söldner begriff, was geschah, hatte ihm Arnold schon das Schwert aus der Hand getreten. Er überwältigte ihn und erschlug den Wächter mit einem stählernen Schwerthieb.

Arnold schenkte dem Toten keine weitere Beachtung. Die Bemerkungen des Habsburgers beunruhigten ihn. Er hatte von dem Mord gewusst.

Ich muss zum Zechhaus. Dort wird sich zeigen, ob die Sache schon in aller Munde ist.

Jetzt hatte es keinen Sinn mehr, in die Abtei zurückzukehren.

Er überquerte das Feld und lief zum Wald hinüber. Dort zog er die Rüstung an, die er in einem Dickicht verborgen hatte, und machte sich auf den Weg zum Zechhaus.

Als er die Tür zum Wirtshaus aufstieß, schlug ihm ein Schwall abgestandener Luft entgegen und raubte ihm fast den Atem. Jedes Mal musste er sich überwinden, diese düstere Spelunke zu betreten; doch hier würde er die besten Informationen bekommen. Eine dürftige Anzahl von Fackeln erhellte den Raum. Vier Tische standen im vorderen Bereich, die alle von Bauern der Umgebung besetzt waren.

Während an Tür und Tresen die einfache Dorfbevölkerung sass, war der hintere Teil des Raumes mit einem zerschlissenen Vorhang abgetrennt und blieb Höherstehenden vorbehalten – in diesem Fall den habsburgischen Rittern und Söldnern.

Arnold steuerte zielstrebig darauf zu.

Er hatte sein Visier heruntergeklappt und musste schauen, dass er seinen Weg trotz der beschränkten Sicht fand. Er zog den Vorhang beiseite und betrachtete angewidert die Szene.

Die Habsburger schütteten sich das unverdünnte Bier wie Wasser die Kehle hinunter. In den Armen hielten sie Mägde und vergnügten sich ausgelassen mit ihnen.

Entschlossen schritt er auf die Ritter zu. „Hat jemand eine Kunde von Pater Arnold aus dem Kloster gehört?“

Die Ritter warfen sich Blicke zu und schüttelten die Köpfe.

„Nur gesoffen, nichts gehört!“

Von einem anderen Tisch rief ein betrunkenener Söldner ärgerlich: „Lass uns in Ruh, wir sind hier nich’ im Dienst! ... hicks.“

Arnolds Blick schweifte in die Runde. Vermutlich stimmte es, was der Ritter sagte, und sie hatten tatsächlich nichts gehört. Arnold hatte die Erfahrung gemacht, dass die Männer selten logen, wenn sie betrunken waren. Er hoffte, dass sich das Gerücht über den Mord an der Kapelle nicht so schnell verbreiten würde.

Erleichtert wollte Arnold schon wieder das Zechhaus verlassen, doch dann passierte etwas, das ihn jegliche Vorsicht vergessen liess.

Eine Magd brachte neue Krüge und stellte sie auf einen der Tische. Sie wandte sich ab, doch in dem Moment griff die Pranke eines Ritters zu und hielt ihren Arm fest umklammert. Gierig musterte er den hübschen Fang, den er gemacht hatte.

Sie schrie auf und versuchte, sich von seinem Arm zu befreien. Doch der Ritter war ihr an Kraft weit überlegen. Sie wand sich und spuckte ihm ins Gesicht. Doch noch immer lag ein gieriges Grinsen auf dem Gesicht des Ritters. Er umfasste mit seinem freien Arm ihre Hüfte und zerrte sie auf seinen Schoss. Die Magd wehrte sich nach Leibeskräften.

Die Erinnerung an das Gelage im Kloster und die Kindsschädel stiegen vor Arnolds Augen auf. Er sah die Nonnen und Mönche vor sich, ihr unzüchtiges Treiben, das so viele Leben gekostet hatte, und konnte sich nicht mehr beherrschen.

Er ging auf den Ritter zu und rief zornig: „Nimm die Hände von ihr weg!“

Der Ritter beachtete Arnold nicht, sondern versuchte weiter, die Magd zu bändigen und ihr an den Rock zu gehen.

Arnold stürzte sich auf ihn, riss das Mädchen von seinem Schoss und packte den Übeltäter am Kragen.

„Ich habe gesagt, du sollst die Hände von ihr wegnehmen!“

„Du störst mich bei der Liebe!“, blaffte der trunkene Habsburger zurück.

Im selben Moment zog er ein Messer aus dem Gürtel und stürmte auf Arnold zu. Mit der Linken schlug ihm Arnold die Waffe aus der Hand, mit der Rechten streckte er den Ritter zu Boden. In demselben Moment erwachten die anderen Ritter aus ihrer Trunkenheit und stürzten sich auf Arnold. Er war wendig und überblickte die Lage, ergriff einen Bierkrug und zerschlug ihn auf dem Kopf eines anderen Angreifers. Ein Habsburger näherte sich ihm von hinten. Arnold drehte sich, doch der Ritter war schneller. Er versetzte Arnold einen Haken, sodass sein Visier hochschlug. Im nächsten Augenblick hatte er es schon wieder geschlossen.

Doch die kurze Zeit reichte.

Die Wirtin hatte das Getümmel beobachtet und Arnolds ungeschütztes Gesicht gesehen. Verblüfft schnappte sie nach Luft.

Arnold hatte ihren Blick nicht bemerkt. Er verpasste dem angreifenden Habsburger eine Faust in den Magen und anschließend in den Nacken. Arnold entwand seinen Fingern den Dolch und stieß ihm die Waffe in den Körper. Stille senkte sich über den Schankraum, als der Habsburger auf den Boden fiel. Dann wies einer der Betrunkenen auf den Verwundeten.

„He, schau, den hat’s erwischt!“

Ich muss schleunigst hier verschwinden. Bald wird die Wache hier sein.

Arnold eilte zur Tür, rief jedoch über seine Schulter zurück:

„Los, kümmert euch um ihn, bevor er verblutet!“

Erst als er aus dem Wirthaus trat, spürte er den Schmerz in seiner rechten Hand.

Heuchlerische Abendstille

Es war kurz vor der Vesper, als Arnold die Kirche erreichte. Er dankte dem Himmel dafür, dass er sich nicht verspätet hatte. So zog er die Aufmerksamkeit der anderen Mönche nicht auf sich. Er reihte sich in eine Gruppe von Mönchen ein und betrat die Kapelle. Sie nahmen im Chorgestühl Platz.

Es waren an die siebzig dunkle Gestalten, eingehüllt in ihre schwarzen Kapuzen und Kutten, kaum aufgehellte vom Fackelschein. Arnold kam sich vor, als wäre er von Schatten umgeben. Siebzig Stimmen hoben an zum Lobe Gottes. Ihr Gesang hallte mächtig im hohen Gewölbe der Kirche wider.

Nachfolgend trugen zwei Mönche den 109. Psalm vor. Arnolds Gedanken schweiften ab. Hoffentlich würde man seine Spur nicht weiterverfolgen, dann wäre es mit seiner Sicherheit vorbei. Unruhig rutschte er auf seiner Bank nach vorne.

Das Singen der Psalmen forderte seine Aufmerksamkeit. Nachdem drei Sprechgesänge verklungen waren, begann die Lesung aus der Heiligen Schrift. Den Kopf nach vorne geneigt hörten die Brüder ihr reglos zu.

Nach dem letzten Te Deum erhob sich Arnold.

Er wollte das Abendmahl schnell hinter sich bringen, um sich in die Stille seiner Gedanken verkriechen zu können. Doch Pater Waldes hielt ihn auf.

Er trat zu ihm, legte liebevoll eine Hand auf seine Schulter und führte ihn zu einem ruhigen Winkel im Kreuzgang.

„Vater?“ Arnold blickte Waldes fragend an.

„Wo warst du so lange, mein Sohn?“

Arnold senkte den Blick. „Am Abend ist die Stimmung immer wieder so, dass ich Gott am nächsten bin. Ich hatte eine bewegte Stille Zeit, Vater.“

Waldes betrachtete durchdringend seinen Schüler. Auf einmal sah er die Wunde an Arnolds rechter Hand. Besorgt griff er nach ihr.

„Was hast du hier gemacht?“

Schnell verdeckte Arnold die Verletzung. „Ich bin mit dem Messer ausgerutscht.“

Er versuchte überzeugend zu klingen, doch Waldes nahm die Lüge wahr und schüttelte betrübt den Kopf.

„Die Liebe glaubt alles. Wenn ich dir doch nur glauben könnte ... So viele Jahre unterweise ich dich in den Wegen des Herrn.“ Er legte die Hände auf sein Herz. „Du bist mir das Liebste, das ich auf dieser Welt habe.“

Arnold blickte seinem Lehrer offen ins Gesicht. Auch er empfand eine tiefe Zuneigung zu seinem Lehrer.

Mit aller Aufrichtigkeit sagte er: „Kein Sohn hat je mehr Liebe empfangen wie ich sie von dir. Ich wünschte, ich wäre dir ein besserer Sohn – einer, der das umsetzen kann, was du mich so treu gelehrt hast.“ Verzweiflung mischte sich in seine Stimme. „Aber es fehlt mir einfach die Kraft, es deinem Sinn gemäss umzusetzen.“

Pater Waldes nickte verständnisvoll. Er setzte sich neben Arnold auf die Mauer des Säulenganges.

„Da hast du wohl Recht. Du brauchst die Kraft des Heiligen Geistes. Aus den Heiligen Schriften entnehme ich, dass du der echten Glaubensstufe und der Gabe des Heiligen Geistes noch entbehrst. Wenn du möchtest, können wir gerne einmal darüber sprechen.“

Arnold schüttelte resigniert den Kopf. Er sprang auf und lief unruhig umher.

Schliesslich brach es aus ihm heraus: „Mir bewegt sich einfach zu wenig. Seit Jahren versprichst du mir, dass die Errettung kommen wird – und Anneli?“ Arnold ballte die Fäuste. „Noch immer sitzt sie dort drüben im Turm.“ Er streckte seinen Arm in die Richtung des Turmes. „Verzeih mir Vater, aber ich vermisse sie. Ich weiss ja noch nicht einmal, wie es ihr geht.“

Seine Stimme bebte.

Beruhigend legte Waldes eine Hand auf Arnolds Arm.

„Vertrau mir, mein Sohn. Gott hat mir die feste Zuversicht gegeben, dass ER die Rettung in kurzer Zeit wirken wird. Das Gericht ist Gottes Sache, und du weisst, dass ich kein Verräter sein möchte. Wir sollen Frieden bewahren und Vorbilder sein. Nur so werden sich die Menschen verändern.“

Arnold war nicht überzeugt.

Dennoch liess er es zu, dass Pater Waldes einen Arm um seine Schulter legte und weiter erklärte: „Und immer wieder habe ich dich gelehrt: Nicht durch Hass und Rache, sondern durch Selbstaufopferung und Liebe wird das Friedensreich gebaut werden. Wir müssen lernen, unser Leben hinzugeben, wie Jesus es für uns hingegeben hat. Einer starb für alle. Alle leben durch einen.“

Langsam ging Pater Waldes mit Arnold dem Refektorium entgegen.

Untersuchung im Wirtshaus

Der Hauptmann betrat das Wirtshaus und bahnte sich einen Weg durch das Getümmel zu dem Toten.

„Ruhe!“, rief er. „Was ist passiert?“

Ein Ritter trat vor den Wachmann und erzählte, was sich zugefallen hatte. Sein Verstand war jedoch von Alkohol benebelt, und so endete seine Schilderung in einem Durcheinander.

Der Hauptmann gab sich geduldig. „Wer ist denn für den Toten verantwortlich?“

Niemand konnte es genau sagen.

„Da liegt einer tot am Boden, und keiner weiss, wer ihn zu Boden geworfen hat?“, mischte sich nun ein zweiter Wächter ungeduldig ein.

„Kannst du denn Gesichter durch geschlossene Visiere erkennen?“, fuhr ihn einer der Söldner an.

Der Hauptmann seufzte. Er hasste diese ewigen Wirtshausprügeleien.

Zögernd unterbrach die Wirtin das ratlose Schweigen. „Moment mal!“ Sie blickte angestrengt ins Leere. „Ich habe das Gesicht gesehen.“ Ganz deutlich erinnerte sie sich daran, wie das Visier des Unbekannten für kurze Zeit hochgeklappt war. „Doch, natürlich, ich hab’s ja für einen Moment gesehen! Wer war das denn bloss?“ Sie nagte in angestrengtem Nachdenken an ihrer Unterlippe.

Der Wächter und die Söldner starrten gespannt auf die Wirtin. Konnte es sein, dass sich das Rätsel so leicht lösen liess?

„Nein, das wäre ja unmöglich!“, fuhr sie auf einmal auf.

„Was ist unmöglich?“, bedrängte der Wächter die Wirtin.

„Unter all den Rittersleuten kann ich es nicht finden, aber beim Kloster ...“

„Was heisst: beim Kloster?“

„Natürlich, jetzt sehe ich es ganz deutlich vor mir. Aber wie kommt dieser Mann in diese Rüstung hinein?“

Langsam wurde der Wächter ungeduldig.

„Von wem sprichst du, Frau?“, fragte er barsch.

Die Wirtin blickte auf und schaute in die Runde. „Ja, von Bruder Arnold, dem Liebling Pater Waldes’. Wenn’s der nicht war, müsste er einen Zwillingbruder haben.“

Ein Raunen ging durch das Zechhaus.

Damit hatte keiner gerechnet.

STURM BEI NACHT

E

rügerische Stille lag über dem Kloster Marienhorn, dessen zwei Türme in den wolkenbehangenen Himmel hinauftraten. Die letzten Tage war die Abtei durch die Kunde von ermordeten Habsburgern in Aufruhr versetzt worden. Wer mochte sich da noch um die Gefangene im Turm kümmern, die infolge dieser Umstände schon zwei Tage und Nächte ohne Essen und Trinken ausharren musste?

Eine Nonne wurde zwar beauftragt, dem Mädchen das tägliche Essen zu bringen. Doch sie fürchtete sich davor, in der Frühe alleine in den Turm hinaufzusteigen. Stattdessen erzählte sie der Mutter Priorin, die Gefangene habe die Nahrung verweigert.

Es war nun schon der dritte Tag, an dem das geschwächte Mädchen nichts zu sich nehmen konnte. Würde sie das überleben?

Das Geräusch von Flügelschwingen drang ins Turmgefängnis. Die schmale Gestalt erhob sich langsam vom Lager und blickte zum Erkerfenster hinauf. Tatsächlich! – Eine Taube hatte es sich auf dem steinernen Sims bequem gemacht und gurrte laut.

Über das Gesicht Annelis huschte ein schwaches Lächeln. Wie lange war es her, seit sie das letzte Mal eine Taube gesehen hatte? Ohne sich zu rühren – um das Tier nicht etwa aufzuschrecken – beobachtete sie den sich putzenden weiss-grauen Vogel. Er wetzte einige Male seinen Schnabel am Gestein, plusterte sein Federkleid auf, gurrte noch einmal kräftig und flog wieder davon.

Sie sank auf ihr Strohlager zurück. Wann, ja wann, würde sie frei sein?

Eines war klar: Wenn sie nicht bald einmal etwas zu essen und zu trinken bekommen würde, dann müsste sie sicherlich bald sterben. War das die Freiheit – die ersehnte, die sie suchte? War ihr Traum vergeblich geträumt, in dem sie sich als Mutter von vielen Kindern sah, Seite an Seite mit ihrem geliebten Arnold? Würde sich ihre Sehnsucht nach einem Reich des Friedens hier auf Erden nicht mehr erfüllen? Früher hatte sie sich manchmal gewünscht, sie könnte sterben, um diesem trostlosen Gefängnis zu entfliehen. Doch jetzt erfasste Traurigkeit ihr Herz, wenn sie an das Sterben dachte.

Anneli seufzte. *Oh Jesus! Wenn ich einzig mit Dir zusammen sein kann, dann frage ich doch nicht mehr nach Himmel und Erde!*

Es ist wahr: Du bist mein Leben und meine Freiheit! Aber, mit Dir weiterzuleben – in Freiheit – das wäre doch noch viel besser, oder? ... Oh, Jesus, bitte erbarme Dich! – Lass mich jetzt nicht sterben!

Arnold stand auf einem kleinen Plateau, dem Turm gegenüber. Er zog seine Steinschleuder aus der Hüfttasche. Um sein Vorhaben durchzuführen, musste er die Wache ablenken. Mit geübtem Wurf liess er einen Stein gegen die rechte Aussenmauer schnellen. Wie erwartet rannte der Wächter dorthin, um nach dem Geräusch zu schauen. Diesen Moment nutzte Arnold. Er legte einen pergamentumwickelten Stein auf seine Schleuder, schickte ein kurzes Stossgebet zum Himmel und schleuderte den Stein treffsicher durch die kleine Luke in den Turm zu Anneli. Nun war alles vorbereitet!

Plötzlich schoss etwas durch die Luft und schlug polternd auf den Boden. Anneli schrak zurück. Was war das? Sie blickte verwundert auf eine kleine Pergamentrolle, die soeben vor ihren Füßen gelandet war. Erstaunt rieb sie sich die Augen. Träumte

sie? Anneli bückte sich, griff nach dem seltsamen Geschoss und schaute es sich genau an. Es war ein Stück Pergament, das um einen Stein gewickelt war. Klopfenden Herzens riss sie das Band weg, das das Röllchen am Stein befestigte, öffnete es und las:

„... Ich habe dich nicht vergessen, Anneli! Morgen ist es soweit. Noldi und deine Brüder.“

Das Knarren der alten Holztür schreckte Anneli auf. Schnell versteckte sie die geheime Nachricht zwischen einer Falte ihres Gewandes. Die Priorin persönlich erschien oberhalb der Treppe: „Führst du deinen Protest weiter?“, fragte sie mit strenger Stimme. Anneli schaute die Nonne mit grossen, fragenden Augen an. „Verweigerst du noch immer dein Essen?“, forschte die Nonne nach, noch unfreundlicher als zuvor.

Anneli schüttelte ihren Kopf, nahm gesenkten Hauptes die Zinnschüssel aus der Hand der Priorin entgegen und begann, hungrig die Suppe zu löffeln. Es war nicht einfach für sie, ohne die Zunge ihre Suppe zu essen, und oft rann ihr die Hälfte der Kostbarkeit aus den Mundwinkeln über das Kinn. Die Nonne stellte einen Tonkrug mit Wasser neben ihr Strohlager. Ein letzter, prüfender Blick und die „Mutter Priorin“ verliess den Raum. Kaum war sie verschwunden, nahm Anneli den Wasserkrug vom Boden und setzte ihn an die Lippen. Schnell trank sie ihn leer und schlürfte ihr Mahl hinunter.

Was hatte die Priorin nur mit „Protest“ gemeint? Sie hatte doch das Essen nicht verweigert. Die letzten zwei Tage war gar niemand gekommen, um ihr das Essen zu bringen.

Aber das war jetzt nicht so wichtig. Noch einmal griff sie nach dem Pergamentröllchen und las die verheissungsvollen, in Zierschrift geschriebenen Worte: „Morgen ist es soweit!“ Immer und immer wieder las sie diese wundersame Botschaft. Je länger sie las, desto mehr schwoll in ihr ein nie gekanntes Gefühl an: eine Mischung aus unbändiger Freude und Schauer erregender Furcht zugleich – einfach unbeschreiblich.

Ihre Gedanken überschlugen sich beinahe: *Jetzt ist es soweit! Noldi kommt und holt mich hier heraus. Er lebt! Morgen kommt er. Wie er wohl aussieht? Wird er erschrecken, wenn er mich sieht und merkt, dass ich keine Zunge mehr habe? Was würde Magdalena zu alldem sagen, und weshalb ist sie wohl schon länger nicht mehr gekommen? Werde ich die liebe Schwester überhaupt noch einmal wiedersehen? Wird die Flucht diesmal gelingen, oder ...? – Oh, Vater im Himmel!*

Ihre Gedanken gingen in ein inniges Gebet über ...

Oh, verletzt?

Arnold trat aus dem Schatten des Refektoriums und verharrte dort eine Weile. Sein Blick glitt über den westlichen Hof und blieb dann an der gegenüberliegenden Seite des Klostertraktes hängen. Eine unauffällige Gasse befand sich zwischen der Küche und den Vorrathshäusern. Um diese Abendstunde verliess kein Mönch mehr das Kloster. Wollte Arnold keine Aufmerksamkeit erregen, dann musste er sich durch die schmale Pforte nach draussen stellen. Er wollte zum Wald, denn dort würde er heute endlich Dany wiedersehen. Er zog sich die Kapuze tiefer ins Gesicht und überquerte eilig den leeren Hof.

Seine Schritte hallten furchtbar laut in seinen Ohren. Als er gerade die Ställe passierte, trat Bruder Robertus aus einem Eingang und versperrte ihm den Weg.

„Einen gesegneten Abend wünsche ich Euch, Bruder Arnold“, grüsste ihn der Mönch leutselig.

Arnold nickte ihm flüchtig zu und wollte weitergehen. Doch Bruder Robertus hatte schon nach seinem Arm gegriffen und hielt ihn fest. Arnolds Atem stockte für eine Sekunde.

„Habt Ihr schon gehört, dass es heute wieder Unruhen gab? Ein habsburgischer Söldner ist bei einer Wirtshausprügelei zu Tode gekommen. Bei dem, was dieser Tage im Volk los ist, erscheint der Vorfall sehr verdächtig.“ Er schüttelte betrübt den Kopf.

Dann fuhr er jedoch tief befriedigt fort: „Man hat den Schuldigen noch nicht gefunden; aber ich bin zuversichtlich, dass er gefasst wird, und dann wird er einer gerechten Strafe unterzogen werden.“ Er lachte höhnisch auf. „Es glaubt doch wohl niemand, dass einer so leicht davonkommt, wenn er einen Habsburger ermordet?“

Ein Schauer lief Arnold über den Rücken. *Es hat sich schneller herumgesprochen, als ich dachte. Es ist allerhöchste Zeit, dass ich dem ein Ende setze.*

Der Mönch wollte mit seinem Spott fortfahren, doch Arnold wand sich aus seinem Griff und sagte mit einem halbherzigen Grinsen und aller Höflichkeit, die er aufbringen konnte: „Der Schuldige scheint entweder sehr mutig oder einfach nur dumm gewesen zu sein. Entschuldigt mich, Bruder.“

„Was habt Ihr es denn um diese Stunde so eilig?“ In Bruder Robertus Stimme schwang Misstrauen.

„Ich muss das tun, was die Natur zuweilen von einem zu tun verlangt“, antwortete Noldi entschuldigend. Das erste Mal in seinem Leben war er dankbar, dass die Latrinen direkt neben der Küche lagen und somit kaum einen Umweg für ihn bedeuteten. Robertus liess ihn widerwillig gehen.

Er glaubt mir wieder nicht, durchfuhr es Arnold. Womit rechtfertigt er nur sein ständiges Misstrauen gegen mich?

Er war sich des argwöhnischen Blickes in seinem Rücken bewusst und steuerte gewissenhaft die Latrinen an. Dort wartete er einige Minuten, um dann an dem Küchengebäude entlang zurückzugehen. Doch bevor er in die Dunkelheit der Gasse eintauchen konnte, hörte er die Hufe zweier Pferde.

„Schönen guten Abend, Pater Arnold.“

Arnold erschrak. Ein Kriegsknecht trieb sein Pferd provozierend dicht an ihn heran. Schliesslich blieb sein Blick an Arnolds letzter Hand hängen.

„Oh, was habt Ihr hier an der Hand?“ Seine Stimme klang beissend. Er wendete sein Pferd, sodass dessen Flanke unweigerlich Arnold nach vorne stieß.

Wut stieg in Arnold hoch. Schnell verbarg er seine Verletzung.

„Ach, weiter nichts. Ich bin nur bei den Holzarbeiten ausgerutscht.“

Der Habsburger nickte seinem Kumpanen zu, und sie schwenkten sich aus den Sätteln.

Bevor er sich wehren konnte, griff der andere Kriegsknecht nach seiner Hand.

„Na, dürfen wir mal sehen?“

„He, was soll denn das?“, rief Arnold empört.

Er riss sich los, doch auf diesen Moment hatten die beiden anscheinend nur gewartet. Sie zogen ihre Schwerter gegen Arnold. Ohne einen Augenblick zu überlegen, rollte sich Arnold mit einer Hechtrolle zwischen die beiden und trat ihnen mit einem gekonnten Hieb gleichzeitig die Schwerter aus der Hand. Er sprang auf die Beine, versetzte dem Ritter zu seiner Linken einen Tritt gegen den Brustkorb und warf ihn damit zu Boden. Den anderen traf er mit seinem Ellbogen im Gesicht. Mit einem Hechtsprung warf sich Arnold auf den am Boden liegenden Ritter. Er griff nach einer Hand voll Erde, öffnete das Visier und drückte sie seinem Gegner ins Gesicht. Dann schlug er das Visier wieder zu. Ein dumpfer Schrei ertönte aus dem Helm und ging sofort in ein ersticktes Röcheln über.

„So, Pater, deine Stunde hat geschlagen“, knurrte der andere Kriegsknecht hämisch.

Er hatte sein Visier nach oben geschlagen und fixierte Arnold mit einem hasserfüllten Blick. Bevor der Habsburger sich seiner bemächtigen konnte, zog Arnold mit einer geschickten Bewegung seine Steinschleuder hervor. Ein Stein schnellte nach vorne, der Kriegsknecht brach zusammen.

Nun tauchte Arnold hastig in die Dunkelheit des Gässchens ein. Er bückte sich und zog aus einer dunklen Nische ein Stoffbündel hervor. Arnold streifte sich seine Kutte über den Kopf, und zum Vorschein kam die Habsburger Rüstung. Er schlug das Bündel auf und entnahm ihm Helm und Schwert. Seine Kutte und den Stoff versteckte er wieder in der Nische. Nachdem er sich den Helm aufgesetzt hatte, stiess er die Pforte auf.

Der Winter war die Tage zuvor hereingebrochen und begrub die Landschaft unter einer Schneedecke. Arnold wusste, dass vor ihm ein kleiner Pfad zwischen den Äckern entlanglief, der kurz vor dem Waldrand mit dem Hauptweg zusammenstiess. Ungünstig war nur, dass er unter unberührtem Weiss verborgen lag.

Er wollte keine Spuren hinterlassen, die womöglich Verdacht erregten, würde es aber wohl in Kauf nehmen müssen.

Es macht nichts, dachte er. Heute Nacht wird alles vorbei sein. Dann wird es niemanden mehr geben, der mich verraten kann.

Ein Frösteln überkam ihn. Er wusste nicht, ob es auf die Kälte oder den bevorstehenden Kampf zurückzuführen war. Arnold berührte den Griff seines Schwertes, das er unter seinen Gewändern verborgen hielt, als wäre es ein Glücksbringer.

Dann lief er los.

Seine Füsse sanken in den Schnee, und sein Schuhwerk war schon nach ein paar Schritten völlig durchnässt. Das Knirschen seiner Schritte war der einzige Laut in der Stille des Winters. Er erreichte den Waldrand. Hier, an diesem Südhang, lag zum Glück noch kein Schnee.

Dany kauerte mit drei seiner Kumpanen hinter einem Baum und wartete auf Arnold. Einer seiner Gefährten schmiss gelangweilt Steine die Schlucht hinunter, die zu ihrer rechten Seite lag. Das Splittern eines Astes liess Dany hochblicken. Peter, einer seiner Gefährten, hob alarmiert die Hand.

„Still, da kommt jemand!“

„Das muss Arnold sein. Endlich sehen wir uns wieder.“ Voller Vorfreude richtete sich Dany auf. Doch Peter konnte zwischen den Bäumen den schwachen Glanz von Metall erkennen. „Nein, es ist ein Ritter.“

Der Schreck fuhr Dany in die Glieder. Hatte man ihren Plan entdeckt?

Hastig verbarg er sich hinter einem Baum und deutete seinen Gefährten zu warten. Gespannt wie ein Bogen stand Dany regungslos da. Er versuchte flach zu atmen, sodass sein Feind ihn nicht hörte. Als er ein Geräusch unmittelbar neben sich wahrnahm, stürzte er hervor und warf den Habsburger zu Boden.

Da die Schlucht nahe und der Abhang steil war, rutschten sie aus und rollten aneinandergeklammert den steilen Hang hinunter, bis sie schliesslich mit Schürfwunden und völlig erschöpft am Fuss des Hügels liegen blieben. In diesem Moment drang ein ersticktes Röcheln aus der Rüstung.

„Dany, Dany, ich bin's!“ Der Ritter riss seinen Helm herunter. Benommen richtete sich Dany auf und schaute ungläubig in das Gesicht seines Freundes. „Arnold? Wie siehst du denn aus?“ Dany kroch zu ihm hin, zog ihn in die Höhe und umarmte ihn grinsend. „Ich habe mich so auf diesen Tag gefreut!“ Arnold erwiderte Danys Begrüssung herzlich. Dany hielt Arnold bei den Schultern und musterte ihn eingehend. „So viele Jahre sind vergangen – zu viele Jahre sind vergangen. Aber jetzt – endlich: Morgen ist es so weit.“

„Nein!“ Arnold setzte sich betrübt zu Boden. „Die Sache mit mir ist bekannt geworden. Jedenfalls werde ich nicht mehr in der Priesterkutte zurückkehren können. Wir müssen heute zuschlagen. Ansonsten läuft alles wie geplant.“

Dany schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Gut, ich bin bereit.“

Sturm auf das Kloster

Die Verbündeten versammelten sich am Abend auf einer Lichtung, die tief im Wald lag. An die fünfzig Männer waren zugegen, ein bunt zusammengewürfelter Haufen – mehr als die Hälfte Bauern aus der Umgebung, bewaffnet mit Sensen und Hacken. Lange hatten sie schon darauf gewartet, das Joch der Knechtschaft abwerfen zu können.

Den anderen Teil der Kampfwilligen stellten Danys Gefährten. Arnold liess den Blick über ihre kleine Armee schweifen. Er sah die Wut in ihren Augen und spürte ihre Anspannung. Er wusste, dass diese Bauern über Generationen hinweg das gleiche Schicksal erlitten hatten wie er, und er spürte, dass die Begierde nach Rache und Freiheit sie miteinander verband. Das hier waren keine ungebildeten und wehrlosen Hörigen. Was sich hier versammelt hatte, war ein freies und starkes Volk, das sich zur Wehr setzte und in seiner lang genährten Wut unberechenbar war.

Selbst die Habsburger würden in dieser Nacht gegen uns verlieren, ging es Arnold durch den Sinn.

Dany führte die Gruppe mit hoherhobenem Schwert an den Waldrand.

Auf halber Strecke trennte sich Arnold von der Gruppe und betrat den Hauptweg, der zum Kloster führte. Er ging zügig. Als er das offene Feld erreichte, begann er zu rennen. Atemlos erreichte er das Klostertor und pochte mit beiden Fäusten dagegen.

„Öffnet! Macht auf!“, rief er keuchend.

Eine Luke wurde aufgeschoben. Ein verschlafener Wächter starrte Arnold an.

„Was ist los?“

„Öffnet das Tor! Ich habe eine dringende Meldung an euren Herrn.“ Ungeduldig trommelten seine Hände gegen das Holz.

„Macht schon!“

Ungeschickt hantierte der Türhüter mit dem Schlüsselring herum und versuchte im Zwielflicht seiner Fackel, den Schlüssel ins Schloss zu bekommen.

Der Wächter liess Arnold durch eine kleine Pforte im Kloster-tor ein. Im selben Augenblick zog Arnold das Schwert und stiess es dem Wächter in den Magen. Er sank mit einem ungläubigen Blick in den Schnee und färbte ihn rot mit seinem Blut. Arnold kniete sich neben ihm nieder und entwand seinen Fingern die brennende Fackel. Dann richtete er sich wieder auf und beeilte sich, das Tor zu öffnen. Nun schwenkte er die Fackel über seinem Kopf.

Das war das Zeichen.

Er hörte die Mark erschütternden Schreie der Angreifer, die auf das Kloster zustürmten. Sie strömten durch das Tor. Dort kamen ihnen bereits die ersten Mönche entgegen. Der Lärm hatte sie aus ihrem Schlaf gerissen. Bewaffnet mit dem, was sie gerade finden konnten – Fackeln, Steine und Brotmesser – setzten sie sich zur Wehr.

Arnold stürmte auf sie los.

Er achtete nicht auf die Gesichter, die er kannte.

Er durchstiess mit seinem Schwert den Körper eines Mönchs, holte zum nächsten Schlag aus und hieb dem nächsten einen Arm ab. Sein Hass entlud sich in diesen Hieben. Aber entgegen seinen Hoffnungen verspürte er keine Befriedigung, sondern den Drang nach mehr Rache. Seine Seele wollte töten. Wie ein Tier verfiel er in Triumphgeheul.

Mit einem Mal füllte sich der Hof mit Mönchen. Sie versuchten zu fliehen, doch Danys Männer waren schneller. Es war kein Kampf mehr, sondern eher ein wildes Abschlachten. Der süssliche Geruch von Blut hing schwer in der Luft und erhitzte die Gemüter der Angreifer.

Im Hintergrund nahm Arnold den Klang der Kirchenglocke wahr.

Sie schlagen Alarm, ging es ihm durch den Kopf. Das war der letzte klare Gedanke, den er in diesen Minuten fasste. Danach bestand seine Welt nur noch aus Instinkten, die ihn zum Töten trieben. Wie ein Wahnsinniger hieb er sich einen Weg durch seine Gegner. Arnolds Puls raste. Seine Sinne schienen schärfer als jemals zuvor zu sein. Ein Mönch nach dem anderen fiel seinem Schwert zum Opfer.

Arnold rannte Richtung Turm. Er musste zu Anneli.

Noch im Laufen rief er den Wachen zu: „Schnell, kommt, da vorne gibt es eine Revolte!“

Die Wachen stürmten los, an Arnold vorbei. Doch während sie ihn passierten, spreizte er seine Beine, sodass sie über seine Füße stolperten. Arnold stürzte sich von hinten auf sie, packte ihre Helme und stiess sie kräftig aneinander. Die Habsburger sackten in den Schnee. Arnold zog seinen Dolch und durchschnitt ihnen mit einer ruckartigen Bewegung die Halsschlagader. Eilig griff er nach dem Schlüsselbund eines Getöteten und trennte ihn von dessen Gürtel.

Er drehte sich um und rannte die Stiegen des Turms hinauf.



Anneli konnte in der Nacht nicht schlafen. *Morgen ist es so weit, morgen ist es so weit!* Sie lag hellwach auf ihrer Liege und lauschte angespannt in die Dunkelheit hinein. Jedes Geräusch schreckte sie auf.

Ihr schien es, als ob sich ständig irgendwo etwas regte, raschelte oder knarrte.

Sie stellte sich hundertmal das Zusammentreffen mit Noldi vor, in immer wieder anderer Weise. Manche Vorstellung liess ihr Herz vor Freude höher schlagen, andere wiederum ängstigten sie.

Sie musste wohl eingenickt sein. Auf einmal hörte sie einen Mark erschütternden Schrei. Mit einem Ruck setzte sich Anneli auf. Ihr Herz pochte wild.

Arnold?

Der Klang aufeinanderprallender Schwerter liess Anneli erschauern. Ein furchtbarer Schrei nach dem anderen ertönte. Schrecken überfiel sie. Zitternd zog sie sich in den hintersten Winkel ihres Gefängnisses zurück.

Schlüssel klirrten, die Türe sprang auf. Ein Ritter mit blitzendem Helm und einem Schwert in der rechten Hand stürmte herein. Er suchte den Raum ab. Anneli hielt die Luft an. Der Unbekannte machte ein paar Schritte auf sie zu. Ein lauter Schrei drang aus ihrer Kehle. Der Mann öffnete mit einem Ruck sein Visier und kniete sich hin. Er nahm Anneli ungestüm in die Arme und drückte sie fest an sich. Dem Mädchen verschlug es fast den Atem. „Anneli, Anneli! Endlich ist es so weit, wir holen dich hier raus!“

Lange, braune Haare fielen ihm über die Schultern herab, an seiner Stirne klaffte eine blutige Wunde. *Noldi! Ja, das ist mein Noldi! Wie gross und stattlich er geworden ist!*

Arnold schaute sie verwundert an. „Anneli, sag, erkennst du mich denn nicht mehr? Ich bin's!“

Sie wand sich unter seinem Blick und versuchte verzweifelt zu sprechen, wie früher. „A ...“ Mit Mühe brachte sie einige brabbelnde Töne heraus. *Herr, es muss doch möglich sein! Ich will jetzt sprechen. Ich ... ich kann nicht.* Sie drehte den Kopf zur Seite und weinte.

„Anneli! Magst du denn gar nichts sagen, hm?“

Arnold hob sachte ihr Kinn, sodass sie ihn anschauen musste. Ihre Blicke trafen sich. Sie zitterte am ganzen Körper.

„Anneli, sag doch etwas!“ Seine Hand strich ihre Wange entlang, stockte und öffnete langsam Annelis Mund. Ein Schleier der Be-

stürzung legte sich auf sein Gesicht. Erschüttert schrie er auf: „Nein! Wer war das?!“ Ein Ruck ging durch seinen Körper.

Plötzlich tauchten hinter seinem Rücken zwei Habsburger und eine Nonne auf. Mit entsetztem Blick starrte Anneli auf die Hereinstürmenden. Arnold drehte sich um, schloss das Visier und zückte sein Schwert.

Mit einem kühnen Hechtsprung schnellte er auf einen der Habsburger zu. Kampfgeschrei und das scharfe Klirren der Schwerter hallten durch das Turmzimmer.

Der andere Habsburger packte Anneli und stemmte seinen Fuss an ihre Kehle. Sie würgte und rang nach Luft. Der Krieger setzte sein Schwert auf der Höhe ihres Herzens an. Hilflos erstarrte sie unter seinem eisernen Griff.

„Halt!“

Das Gefecht setzte unvermittelt aus.

Arnold senkte langsam seine Waffe und rammte sie in den Boden. Als Zeichen seiner Ergebung hob er die Arme. Annelis Herz pochte wild. *War jetzt alles aus und vorbei? Hatten sie den Kampf endgültig verloren?*

Totenstille.

Das Schwert begann, langsam umzukippen. Arnold bemerkte es aus den Augenwinkeln. *Das ist meine letzte Möglichkeit ... wenn ich nicht schnell genug bin, muss Anneli sterben.*

Bevor seine Waffe auf dem Boden aufprallte, ergriff er sie mit einem Satz und hieb dem Habsburger mit einem wuchtigen Schlag das Bein ab. Mit einem fürchterlichen Aufschrei liess der Verletzte das Mädchen los und wand sich stöhnend am Boden.

Anneli schrie vor Ekel auf. Das Blut des Habsburgers spritzte auf ihr Gewand. Hastig machte sie sich von dem leblosen Körperteil frei. Arnold tötete den Verletzten mit seinem Schwert.

Als Anneli versuchte, sich zu erheben, drückte der zweite Habsburger sie zu Boden. Seine Hand griff nach ihrer Kehle. Im selben

Moment trennte ihm Arnold mit einem gezielten Schwertschlag den Arm von der Schulter ab und brachte ihn um.

„Wer – bist – du?“, tönte es aus der anderen Ecke des Turmzimmers.

Arnold drehte sich der hinter ihm stehenden Nonne zu. Er hatte die Oberin sofort erkannt. Mit einem Ruck zog er sein Visier hoch und schaute die Ordensschwester mit hasserfülltem Blick an.

Sieglinde schrie entsetzt auf und wich rückwärts zur Türe hinaus. Arnold packte sie am Hals und schob sie, Schritt für Schritt, auf die Luke im Treppenaufgang zu. Sieglinde verlor das Gleichgewicht. Rücklings fiel sie aus dem Turmfenster in die Tiefe – ein letzter, schriller Schrei, der schlagartig verstummte, als der Körper der Nonne auf dem harten Boden aufprallte.

Arnold kam zurück. Er rang nach Luft. Er bückte sich zu Anneli herunter, nahm sie in seine Arme und drückte sie fest an sich. Sie schluchzte und zitterte am ganzen Körper.

Noldi, Noldi!?!? Anneli war fassungslos. Einerseits war sie fasziniert von diesem Jungen, der inzwischen zu einem so stattlichen, jungen Mann herangewachsen war. Andererseits hatte sie gesehen, mit welcher Brutalität er die Habsburger getötet hatte. Es war weit mehr als ein blosser Freiheitskampf, das spürte sie genau. – Ja, es war blanker Hass und Rache, die ihn trieben. Das eine zog sie an, das andere stiess sie ab. *Noldi ...!!!* Anneli schluchzte immer noch. Sie schaute zu ihrem lieben Freund auf, der ihr vertraut und fremd zugleich vorkam. Seine narbige Hand strich sanft über ihr Haar. Ein Schatten an der Wand tauchte im Schein der Fackeln auf. Der Umriss deutete auf einen Ritter hin. Arnold sprang mit einem Satz auf und griff zum Schwert. Wollte das denn nie enden? Der Schatten kam bedrohlich näher.

Zur Pforte gewandt erblickte Anneli Pater Waldes. Auf seinem Gesicht lag trotz Sorge immer noch ein Hauch des Himmels. Sie war froh, ihn zu sehen.

Doch – nein! Arnold sah aus seinem Blickwinkel immer noch die Gefahr des herannahenden Ritters auf sich zukommen. Er fuhr herum, und schleuderte sein Schwert dem Eindringenden entgegen. Anneli wollte Arnold zurückhalten.

Zu spät!

Annelis Schrei gellte in Arnolds Ohren. Pater Waldes! Mit schmerzverzerrtem Gesicht sackte er vor ihm in die Knie. Ein Röcheln drang aus seinem Mund. Er hustete und spuckte Blut. Seine immer so liebevollen Augen waren nun fassungslos auf Arnold gerichtet.

Erst als Anneli zu Waldes hinstürzte, drang die Realität wieder zu Arnold durch. In diesem Moment veränderte sich seine ganze Welt. Ein herzerreissender Schrei brach aus ihm hervor: „Nein!!! Vater!!“

Er fiel vor Waldes auf die Knie. Von Trauer und Entsetzen gepackt umklammerte er die Hand seines geistlichen Vaters.

Waldes öffnete den Mund. Sein Körper wurde von Husten geschüttelt.

Mühsam begann er zu sprechen: „Warum? Warum?“ Er stockte. „Warum hast du nicht gewartet? Hättest du doch nur eine Stunde gewartet und du hättest die Hilfe Gottes gesehen, denn jetzt ist sie da ...“ Seine Stimme erstarb.

Arnold umklammerte seine Hand. Tränen strömten ihm übers Gesicht. Er schlang seine Arme um den sterbenden Pater.

„Vater, mein Vater! ... Es tut mir alles so leid!!“

Betrübt schaute Waldes ihn an. „Wir haben die Freiheit gewonnen, die langersehnte. Aber dich, meinen einzigen Sohn, habe ich verloren.“

Arnold schaute zu Boden. Sein Blick fiel auf das Blut, welches das Stroh dunkel färbte, auf seine Hände, die mit Blut befleckt waren. Bilder von den Menschen, die er getötet hatte, tauchten vor seinen Augen auf, und er spürte, wie fad seine Rache

schmeckte. Er warf einen Blick auf Anneli, die vor dem Pater kniete. Verzweifelt versuchte Arnold mit dem Schwerverwundeten zu sprechen:

„Vater, bitte hör mich an: Ich weiss, man soll nicht schwören, aber ich lege jetzt einen Eid vor Gott und dir ab. Gott wird mir die Kraft geben, dass ich ihn zeitlebens erfüllen kann. Ich bin dein Sohn, dein echter Sohn, und ich werde von dieser Stunde an alles tun, was du mich gelehrt hast. Vater, ich bin dein Jünger, dein echter Jünger!“ Er machte eine Pause. Es kam keine Reaktion von Pater Waldes. „Hörst du mich nicht, Vater? Hörst du mich nicht?“

Seine Hände umfassten den sterbenden Leib und schüttelten ihn.

„Hör doch, was ich sage! Vater, bitte, geh nicht fort!“

Nur Annelis Schluchzen drang an Arnolds Ohr. Waldes Augen waren trüb und starr. Das Leben war aus seinem Körper gewichen. Arnold barg sein Gesicht in Waldes' Gewand; das Schluchzen übermannte ihn, und der brennende Schmerz dieses Verlustes drängte ihn zu einem Schwur:

„Ich schwöre bei Gott, ich werde nie wieder einen Menschen töten, sondern nur noch für den Frieden da sein. Erst jetzt ... zu spät ... erkenne ich, dass Blutvergiessen der falsche Weg ist, weil es immer wieder auf die Unschuldigen zurückfällt. Vater, ich glaube an deine Wege, ich glaube an deine Gebete, ich glaube an deinen Gott!“

Hinter ihnen wurde die Pforte aufgestossen. Dany stürmte mit einigen anderen Kämpfern ins Turmverliess.

„Arnold, wir haben es geschafft! Wir haben gesiegt! Wir sind frei!“

Arnold blickte mit tränenüberströmten Augen zu ihm auf. „Ich habe meinen eigenen Vater getötet!“, stiess er mit erstickter Stimme hervor.

Dany sah Waldes' Leiche und verstummte. Mit gesenktem Haupt kniete er sich neben Arnold.

„Dany, das kann nicht die Freiheit sein, die wir suchen“, sprach Arnold weiter. „Die wirkliche Freiheit habe ich soeben verloren. Sie liegt nicht nur in den äusseren Freiheiten. Wahre Freiheit liegt nur in dem Frieden, in der Liebe, die wir im Herzen zueinander haben.“ Er stockte. Arnold schluchzte auf. „Vater! Ich habe meinen eigenen Vater getötet!“
Er barg das Gesicht in den Händen.

AUF NEUEN WEGEN

Arnold der Familienvater

Anneli sass wie jeden Abend auf ihrem Lieblingsplatz neben dem Ofen und sah Arnold zu, wie er mit ihrem Töchterchen spielte. Bethli, das jüngste ihrer sechs Kinder, war knapp zwei Jahre alt. Es faszinierte sie, wie hingebungsvoll ihr Ehemann in Bethlis kleine Welt eintauchen konnte, als gäbe es nur sie und ihn und sonst gar nichts.

Das Strahlen in Arnolds Augen zauberte ein glückliches Lächeln auf Annelis Gesicht. Jetzt quietschte die Kleine vor Vergnügen, weil der Vater sie am Bauch kitzelte. Seine Grimassen brachten auch Anneli zum Lachen.

Sie wohnten in einem kleinen Bauernhof in Stans. Anneli gefiel es dort, auch wenn manche Leute sich fragten, wie die grosse Familie Winkelried in diesem winzigen Häuschen Platz hatte.

Die drei älteren Mädchen teilten sich eine Kammer gleich neben der Küche, und die zwei Jüngsten schliefen in einem kleinen Raum neben dem Schlafzimmer der Eltern.

Arthur, der einzige Junge, durfte im Obergeschoss schlafen, das über eine Aussentreppe erreichbar war. Arnold hatte ihm dort ein kleines Räumchen gezimmert und auf dem gleichen Stock ein Zimmer eingerichtet, um die vielen Gäste der Familie Winkelried zu beherbergen. Der am liebsten gesehene Besucher war Dany. Ja, er gehörte schon ein wenig zur Familie. Alle liebten

ihn innig, und Anneli hatte sich hin und wieder gefragt, weshalb er noch keine Frau gefunden hatte ...

Eine Welle der Dankbarkeit durchströmte Annelis Herz. Ihre Gedanken wanderten zurück zu jenen Tagen, da Arnold sie aus dem Turm befreit und dabei seinen geliebten Ordensvater umgebracht hatte. Sein Gesicht war damals von Hass und Bitterkeit gezeichnet gewesen. Jetzt aber strahlte Arnold eine fast unerschütterliche Gelassenheit und Liebe aus, die Festigkeit eines Menschen, der in Gottes Allmacht zur Ruhe gekommen war.

Trauer hatte ihre erste gemeinsame Zeit gekennzeichnet, auch viel Fragen und Ringen, infolge all des Geschehenen. Sie wollten gemeinsam in der Nähe Gottes bleiben.

Arnolds Entschlossenheit, Jesus zu dienen und diesen Weg der Gewaltlosigkeit und des Hörens auf die Stimme des Höchsten kompromisslos zu gehen, hatten ihr immer wieder Mut gegeben.

Arnold schien schon vor ihrer Heirat jede Gemütsbewegung seiner jungen Verlobten zu spüren. Ein kurzer Blick in ihre Augen hatte ihm genügt, um zu wissen, was sich in ihrem Herzen abspielte.

Wie oft hatte sie ihre Trauer und Bitterkeit verbergen wollen und sich gewünscht, dass sie reden und Arnold gegenüber ausdrücken könnte, was sie im Innersten bewegte. Mit Händen und Füßen oder holprigen Buchstaben musste sie sich stattdessen verständlich machen.

Jedes Mal, wenn sie daran dachte, weshalb sie zum Schweigen verurteilt war, floss die Verbitterung erneut wie Gift in ihr Herz. Sie stand wie eine undurchdringbare Mauer zwischen ihr, Gott und Arnold.

So gütig und liebevoll ihr Mann auch immer zu ihr war, wenn er spürte, dass Verzagtheit oder Bitterkeit ihr Herz erfasste, wurde sein Blick ernst. Er gab keine Ruhe, bis sie dieses tückische Gift wieder losgeworden war und sich von aller Schwermut abkehren konnte.

Sie spürte ja selber, dass all diese Gedanken sie in ein dunkles Loch hinunterzogen und ihr Denken nur noch um sich selber drehte.

Wie dankbar war sie in solchen Momenten für seine Unterweisung, die ihr den Glauben wieder zurückbrachte.

Anneli musste lächeln. – Oder damals, kurz vor der ersten Geburt, als Arnold ihr eröffnet hatte, dass er bei der Niederkunft seines Kindes dabei sein wolle. Da hatte sie ihn nur mit grossen, schreckerfüllten Augen angeschaut. Sie hätte ihm am liebsten gesagt: „Ach Arnold, das kannst du doch nicht. Niemand tut so etwas. Bei der Geburt sind die Männer doch nicht dabei.“ Stattdessen zog sie nur die Schultern hoch und schüttelte leicht den Kopf.

„Nein? Anneli? Bist du sicher? Soll ich dich wirklich in dieser schweren Stunde alleine lassen? Bereitet es dir Not, weil andere das nicht machen?“

Anneli hatte verlegen genickt.

„Weisst du, Anna, wenn der Geist Gottes in mir aber ein starkes Bedürfnis weckt, bei der Niederkunft dabei zu sein, sollten wir dieser Wirkung nicht wehren, auch wenn alle anderen das nicht tun.“

Wie gut, habe ich mich damals nicht geweigert und musste während der Stunden der Wehen nicht ohne seinen Trost und seine Ermutigungen auskommen.

Sie fühlte sich nach diesem gemeinsamen Leiden tiefer mit Arnold verbunden als je zuvor.

Auch als sie versucht hatte, sich mit ihrem Mann darüber zu verständigen, wie viele Kinder sie einmal haben wollten, schien er über ihre vier aufgestreckten Finger nicht sehr erfreut zu sein.

„Weisst du, Anneli, ich glaube, Gott weiss auch gerade in diesem Gebiet am besten, was gut für uns ist. Denkst du nicht auch, dass Er uns nie überfordert? Was Er uns zutraut, hilft uns doch immer, in Ihm zu bleiben.“

Annelis weit geöffnete Augen liessen ihn ihre Gedanken erraten: „Du siehst dich wohl schon von zwanzig kleinen Kindern umgeben, die alle gleichzeitig ‚Mama‘ rufen. Vergiss dabei aber nicht, dass die kleinen Kinder auch einmal grösser werden und immer mehr mithelfen können. Und ... bin ich nicht auch da, um dich tatkräftig zu unterstützen?“

Beim Anblick seines spitzbübischen Gesichtes hatte sie laut lachen müssen.

Ja, sie wollte vertrauen und hatte dies bis heute nicht bereut.

Jedes ihrer sechs Kinder war ein grosses Geschenk, das sie nicht missen wollte.

Da war Agnes, die Erstgeborene. Sie war die grösste Stütze von Anneli und half überall im Haushalt fleissig mit. Kochen war ihr Spezialgebiet, und ihr Griessbrei war bei allen sehr beliebt.

Judith, die knapp zwei Jahre später zur Welt kam, kümmerte sich vorbildlich um die kleineren Geschwister. Unermüdlich konnte sie Geschichten erzählen oder mit ihnen zusammen im nahen Bach Staudämme bauen. Sie verstand es auch wie keine Zweite, die Kleineren zu belehren und ihnen zu erklären, weshalb Mama etwas verboten hatte.

Käthi war das drittälteste Mädchen. Ohne sie wäre der Garten nicht in einem so guten Zustand! Schon als kleines Kind hielt sie sich am liebsten dort auf und hatte mit Eifer das Unkraut ausgerupft. Der selbst gepflanzte Johannisbeerstrauch war ihr ganzer Stolz. Sogar Holzhacken bereitete ihr Spass. „An dir ist ein Junge verlorengegangen“, pflegte Arnold jeweils zu sagen, wenn er sie mit Sense und Hacke hantieren sah.

Arthur war ein waschechter Junge. Keiner polterte auf diese Weise die Treppe herunter. Er war Arnolds ständiger Begleiter und meinte oft: „Ja, wir Männer müssen doch zusammenhalten!“ Für sein Zimmer hatte er selber ein kleines Schränkchen gezimmert, in dem er seine Schätze verstecken konnte. Wehe, wenn

einer es wagte, seine Schwestern zu verhöhnen, dann war Arthur als ihr Verteidiger sofort zur Stelle.

Ruthli, das fünfte Kind, brachte mit ihrem lustigen Plappermäulchen immer wieder die ganze Familie zum Lachen. Sie spielte am liebsten zusammen mit Bethli. Steine, Federn, Äste, einfach alles wurde in ihren Händen zu einem wunderbaren Spielzeug. Niemand konnte so ausdauernd Geschichten ausdenken wie sie.

Die Jüngste, Bethli, war der Liebling aller und beobachtete mit ihren grossen braunen Augen aufmerksam das ganze Geschehen in der Familie. Sie hatte erst seit kurzem das Gehen gelernt und erforschte nun eifrig alle Gestelle, die sie mit ihren Händchen erreichen konnte. Am liebsten hielt sie sich mit den anderen am Bach unten auf und stapfte barfuss durch das kühle Nass.

Anna fühlte sich durch ihre Kinderschar überreich beschenkt, trotz aller Arbeit und Umtriebe, die mit so vielen Kindern zusammenhängen. Am meisten genossen sie aber die gemeinsamen Zeiten als Familie.

Am Sonntag oder auch öfters am Abend versammelten sich alle um den Esstisch und beteten für die verschiedenen Bedürfnisse. Sie wollten als ganze Familie standhaft im Glauben sein, gerade in all den kleinen und grossen Alltagsproblemen. Arnold hatte die Familie gelehrt, nicht einfach über die Nöte, Sorgen und Unruhen aller Art hinwegzugehen, sondern diese auszusprechen und gemeinsam zu erforschen, wie sie am besten bewältigt werden konnten.

Anneli bewunderte seine Weisheit, wie er immer wieder mit Gottes Hilfe die entsprechende Lösung fand, und auf diese Weise eine Unruhe nach der anderen bezwungen wurde.

Auch die Kinder brachten jeweils ihre Lösungsvorschläge, und schon mehrmals waren genau durch ihre kleinen Ideen Alltagsprobleme gelöst worden.

Wenn aber ein Glied der Familie, wie heute Morgen Arthur, nur seinen persönlichen Vorteil im Kopf hatte, nützten alle guten Ratschläge nichts. Sie konnten erst gemeinsam zur Ruhe kommen, wenn dasjenige wieder die Bedürfnisse der ganzen Familie im Auge hatte und sich vertrauensvoll der liebenden Herrschaft Gottes unterordnete.

Arnold erklärte ihnen die Zusammenhänge: „Ein jedes von uns ist ein Glied an dem Gesamtleib. Wenn die Glieder an unserem Körper den Weisungen des Kopfes nicht gehorchen würden, dann hätten wir nicht mehr viel zu lachen! Stellt euch einmal vor, wenn das eine Bein nach rechts laufen möchte, das andere aber zieht in die Gegenrichtung. Das käme schlecht raus. Wir könnten gar nicht richtig gehen und würden immer wieder auf die Nase fallen.

So ist auch Christus das Haupt und wir sind Seine Glieder. Wirklich wohl ist uns doch nur, wenn wir auf IHN ausgerichtet sind, weil ER am besten weiss, was gut für uns ist und was wir brauchen.

Der Segen fliesst bei mir nur, wenn ich ganz auf Gott und auf Seine Weisungen ausgerichtet bin. Auch die Kinder sind am meisten gesegnet, wenn sie die Bedürfnisse der anderen über ihre eigenen stellen und sich von den Eltern willig führen lassen. Auf diese Weise können sie schon von klein an ganz vieles lernen und ersparen sich so unangenehme und langwierige Umwege.

Der Frau geht es doch auch am besten, wenn sie aus Liebe dem Mann die Wünsche von den Augen abliest, wie ihr es an eurer Mama seht.

Was denkt ihr, wie gross der Friede in der Familie wäre, wenn sie beständig gegen mich aufbegehren würde? Rebellieren und murren können wir gut auch ohne Worte. Man spürt doch genau, ob der Nächste einverstanden ist oder nicht, selbst wenn er nichts sagt!“ Alle hatten genickt. Ja, gerade das Beispiel mit den Beinen, die

nicht gehorchen, war so eindrücklich und einfach, dass es auch die kleinen Mädchen verstehen konnten.

„Was meint ihr, wie wohl wäre es Mama und euch, wenn meine eigenen Vorstellungen und Bedürfnisse mir wichtiger wären als diejenigen der Familie? Wenn der Papa, anstatt für euch zu sorgen, das Geld beim Weintrinken verprassen würde – oder wenn mir die Entwicklung der Eidgenossenschaft so sehr am Herzen läge, dass ich darob euch, meine Familie, vernachlässigen würde!? Nein, wenn wir schauen, wie einer dem anderen helfen kann, dann werden dabei auch die eigenen Bedürfnisse wie von selbst aufgefüllt. Agnes hat in der Nacht Ruthli getröstet, als sie so husten musste. So konnte Mama wieder einmal durchschlafen und war heute richtig ausgeruht. Dann geht es doch uns allen besser, oder?

Arthur, willst du nicht auch wieder den Nächsten dienen und heute beim Holzhacken freudig mithelfen? Für das Fischen mit Koni gibt's bestimmt einen besseren Zeitpunkt.“ Arthur hatte beschämt den Kopf gesenkt und genickt.

„Es tut mir leid, dass ich mit meinem Festhalten am Eigenen euch so viel Mühe gemacht habe. Ich helf dir jetzt gerne und geb gleich Koni Bescheid, dass die Fische morgen oder ein andermal viel besser anbeissen.“ Er lächelte schon wieder. Arnold hatte ihn in die Arme genommen und ihm mit der Hand neckisch die Haare zerzaust.

Ja, und wenn ich meinen Mann wie einen König behandle, dann bin ich ja die Königin! Das habe ich mir doch als Mädchen immer gewünscht, hatte Anneli gedacht.

Sie musste den Kopf schütteln. – *Wie oft meinte ich früher: Das macht man doch nicht! Was werden die anderen über uns denken? Arnold aber hat immer nur darauf geachtet, ob er das Wohlgefallen Gottes in einer Sache spürt. Ist dies so, dann lässt er sich von nichts und niemand daran hindern, diesem Leben auch zu folgen.*

Ihre eigene Frömmigkeit stand häufig im Wege, und Anneli wurde oft überführt, dass es ihr nur darum gegangen war, eine Form einzuhalten. *Es geht doch in allem darum, zu achten, was Gott in jeder Situation tut.*

Nun aber spürte sie die Hand ihres Mannes, der ihr liebevoll übers Haar strich. „Bist du glücklich?“

Ja! Ein leichtes Lächeln umspielte ihre Lippen, und ihre Augen strahlten.

Ja, sie war glücklich und unendlich dankbar für ihren geliebten Noldi und die Kinder. Sie war zur Ruhe gekommen – in Gott.

Dany kehrt zurück

Das Stolpern seines Wallachs riss Dany aus der Grübelelei, in die er durch den Bericht seines Freundes verfallen war. Wenn die Erfahrungen wirklich stimmten, die ihm Arnold während ihres Rittes zwischen Bregenz und St. Margarethen berichtet hatte ... dann, ja dann wäre er womöglich am Ende gar noch nie ein Jünger Jesu gewesen!

Sechs Stunden vorher hatte Arnold seinen alten Mitstreiter im Tor der Stadt am Bodensee in die Arme geschlossen. Er war gekommen, um ihn abzuholen und an den Vierwaldstätter See zu begleiten.

Dany zog die Zügel an: „Ich fasse es nicht, wie sehr dich diese drei Jahre verändert haben!“

„Dich aber auch, Dany. Du warst vorher so voll Erwartung, so voller Glauben an eine goldene Zukunft ...“

„Ja, weisst du, ich war über alle Massen stolz und glücklich, dass Ludwig der Bayer mir nach dem Sturm auf das Kloster seine Gunst und Freundschaft angeboten hat. Und es schien wahrhaftig sein fester Vorsatz, seine Untertanen auch zu einem ‚einzig Volk von Brüdern‘ zu machen. Als er mich bat, als Berater an seinen Hof zu kommen, da gab es kein Halten mehr für mich. Es

war mir, als ob mein Vater zu mir redete: „Mein Sohn, unser Volk braucht dich!“

„Und was ist aus Ludwigs Absicht geworden?“

Dany senkte den Kopf und atmete mehrmals durch. Die Falte zwischen seinen Brauen vertiefte sich. „Ich glaube zwar immer noch, dass sein Vorsatz von Herzen kam, doch ...“

Es fiel Dany unsagbar schwer, das Scheitern seines Lebenstraums einzugestehen. Arnold sah ihn aufmerksam an. Dabei bemerkte er zum ersten Mal silbrige Fäden in den Haarsträhnen des Freundes, direkt über den Ohren.

Dany knetete seinen Hut mit beiden Händen. Er hatte so wie Arnold die Zügel losgelassen. Die beiden Gäule trotteten jetzt in der Abendsonne eine baumlose Anhöhe hinauf.

„Die ersten sieben, acht Monate waren wundervoll. Ludwig war bereit zu trauen auf den höchsten Gott, wie es im Schwur unserer Eidgenossenschaft heisst. Sein Leitsatz war: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.““

Dany seufzte einige Male, um dann wieder in Grübeleien zu versinken. Es schien Arnold, als hätte sein Begleiter ihn ganz und gar vergessen, bis er sich mit einem Ruck aufrichtete.

„Er rief mich jeden Tag zu sich, und ich durfte ihn nach Nürnberg und nach Worms begleiten, wenn er dort Gericht hielt und sich mit seinen Vasallen traf. Die sahen und spürten, welches Herz in seiner Brust schlug. Sie taten zuerst, als seien sie vollkommen auf seiner Seite. Doch bald begannen sie ihn zu beeinflussen und mit Vernünfteleien von gewissen Sachzwängen zu überzeugen.“ Ein Hauch von Sarkasmus schwang in Danys Stimme mit.

Nun stolperte Arnolds Schecke. „Vernünfteleien?“ Gleich würde der höchste Punkt des Weges erreicht sein. Die Männer nahmen ihre Zügel wieder auf.

„Ja, Vernünfteleien. Die Herren merkten ganz genau, wie ernst

es Ludwig war mit der Einigkeit und Brüderlichkeit und mit dem Trauen auf den höchsten Gott. Aber ihnen war es nicht ernst damit – keinem von ihnen. Jeder wollte sein eigenes Reich bauen. Sie wagten zwar nicht, dem Kaiser zu widersprechen, doch sie fingen an, kleinere Scharmützel und Unruhen anzuzetteln und allerlei Unfrieden zu säen. Dann kamen sie abwechselnd zu Ludwig und erzählten ihm, was er tun und lassen sollte, um die Einheit wieder herzustellen.“

Arnold kratzte sich am Hinterkopf. Mit der anderen Hand hielt er beide Zügel straff. Es ging jetzt einen Hohlweg leicht bergab. „Wie hast du das falsche Spiel durchschaut?“

Danys Wallach scheute vor einem Schwarm auffliegender Rebhühner. Sein Reiter tätschelte ihm geistesabwesend den Hals. „Nun, ich war auch im zweiten Jahr bei allen Beratungen zugegen. Ich genoss immer noch Ludwigs uneingeschränktes Vertrauen. Ein Jahr lang ahnte ich nur, was wirklich hinter seinem Rücken vorging. Das Einzige, was ich wusste, war, dass ich mich nach jeder Zusammenkunft schlechter fühlte. Es war mir, als würde die Wahrheit dem Frieden geopfert.“

„Ja, natürlich, Pater Waldes hätte jetzt gesagt, das Leben und der Friede Gottes sind dir abhanden gekommen. Stattdessen kommt dann bei mir eine innere Unruhe auf. Die wird immer schlimmer, wenn ich ihr nicht nachgehe, bis die wahre Ursache gefunden ist. Du weisst doch noch, was ich dir vor einer Stunde berichtet habe!“

Abrupt brachte Dany sein Pferd zum Stehen. Nachdenklich sah er seinem Freund in die Augen, der ihm vertraut und fremd zugleich vorkam. „Ja, wirklich – ich beginne zu begreifen! Das meinst du also damit, wenn du sagst: ‚Mir ist das Leben gesunken.‘“

Arnold musste lächeln, während sie ihren Ritt fortsetzten. „Ja, entschuldige bitte, ich habe da einfach Waldes’ Redeweise übernommen, ohne dir zu erklären, was ich damit meine.“

„Das war jetzt ohnehin besser als jede Erklärung! Jedenfalls begann Ludwig, seine Söldner an die Brennpunkte zu schicken, um die Parteien zur Einigkeit zu zwingen. Spätestens als er sich dann gegen meinen Rat entschloss, im Erbfolgekrieg zwischen Rudolf von Remseck und seinem Vetter Otto von Fellbach Partei zu ergreifen, begann sich unsere Vertrautheit zu überschatten. Es war wie eine ständig wachsende Wand zwischen uns.“

„Die Wand könnte einen Namen haben – den einer unsichtbaren, dunklen Macht.“ Arnold lächelte nicht mehr.

„Fast glaube ich es auch. Dieses Eingreifen Ludwigs kostete vielen Hundert unschuldigen Menschen das Leben, darunter auch Frauen und Kindern. Zwei Monate später, genau vor vier Monaten, beim letzten Reichstag, da belauschte ich am Abend zwei betrunkene Vasallen, die sich verbündet hatten. Dabei erfuhr ich, dass all das von langer Hand vorbereitet und angezettelt war, um Ludwigs Traum vom Reich Gottes auf Erden zu zerstören!“

„Du hast ihm sicher sofort reinen Wein eingeschenkt?“

„Natürlich hab ich das!“ Dany atmete jetzt schwer, wie mit zuge schnürtem Hals. Er rang sichtlich um Fassung, und es war Arnold, als würden in den Augen seines Freundes zwei Tränen im Licht des Abendrots schimmern.

„Er hat mir nicht geglaubt.“ Die beiden Tränen schwellen an und rannen die Wange hinunter in Danys blonden Bart. Arnold hätte gern gewusst, ob dieser Schmerz aus dem persönlichen Vertrauensbruch rührte, oder ob es weit mehr war: der Verlust der Wahrheit und des Friedens für das Volk seiner Väter.

„Er hat mir nicht geglaubt. Im ersten Jahr meiner Beraterschaft waren wir immer ein Herz und eine Seele, wenn es um die Frage nach dem Willen Gottes ging. Im dritten Jahr folgte ein Disput dem anderen. Es war, als ob seine Fürsten ihn im Innersten umgedreht hätten. Er glaubte ihren Lügen am Ende mehr als der Wahrheit.“

„Unser Herr vergleicht das mit der Wirkung von Sauerteig. Wer sich dem nicht entzieht, der wird davon angesteckt.“ Nun hatte auch Arnold eine senkrechte Falte zwischen den Augenbrauen. Er musste daran denken, wie er selber in den vergangenen drei Jahren gegen Misstrauen und gegen engstirniges und heuchlerisches Denken zu kämpfen hatte.

Ein Stöhnen aus Danys Brust riss ihn aus seinen Gedanken. „Bevor er mich entliess, sagte er noch: ‚Ein einzig Volk von Brüdern‘ wird es erst im Himmel geben. Ich bereue nun, dass ich eurer Eidgenössischen Schwärmerie aufgesessen bin. Ihr meint es zwar gut, aber ihr seid auch nicht besser als wir.“

Eine Zeitlang ritten die beiden Männer schweigend der untergehenden Sonne entgegen. Die Türme von St. Margarethen ragten in die gelb-rote Scheibe. Dort würden sie Quartier nehmen, bei Freunden der Familie Winkelried, die schon auf sie warteten. Die sechs Sprösslinge hatten sie auf den Heuboden umquartiert, die Kinderkammer war für die Besucher hergerichtet.

Während sie sich einem Ochsenfuhrwerk näherten, das auf ihrer Strasse der Stadt zustrebte, konnten sie sehen, wie von allen Seiten Dutzende von Fussgängern, Fuhrwerken und Reitern herbeikamen. In nicht einmal einer halben Stunde würden die Tore geschlossen sein.

„Bitte erzähl mir noch mehr von der Neuheit des Lebens, die du entdeckt hast. Mir schwant, ich hätte dem Kaiser ein besserer Berater sein können, wenn ich dieses Leben vorher gekannt hätte. Im letzten halben Jahr wurden die Gespräche mit Ludwig auf der einen Seite immer weniger und auf der anderen immer mehr zur Qual. Ich wusste, dass ich recht hatte, aber ich konnte ihn schliesslich nicht mehr erreichen.“

Arnold seufzte. Er wusste genau, wovon Dany sprach. „Weisst du, auch wenn du das göttliche Leben kennst und in dir hast, von dem ich zeuge, nutzt dir das Rechthaben nichts. Das Leben

setzt sich erst dann gegen den Tod durch, wenn du die Menschen um dich herum gelehrt hast, den Frieden Gottes wahrzunehmen und in seinem Strom mitzufließen. Ludwig war durchaus offen dafür, da stimme ich dir zu. Nur Gott weiss, ob es eine zweite Gelegenheit gibt. Lass uns nach dem Abendgebet noch darüber reden. Ich will dir gerne weitergeben, was ich habe.“

Mit diesen Worten ritten sie durch das östliche Tor von St. Margarethen und fragten sich zu ihrer Herberge durch.



Heinrich Waller, ihr Gastgeber, war Mitglied von Danys Knabenschaft gewesen. Er war damals der Älteste und der Einzige, der schon den Stimmbruch hinter sich gebracht hatte. Bei der Erstürmung des Klosters war er einer der Ersten. – Abt Johann hatte auch Heinrichs Eltern auf dem Gewissen. Den Vater hatte er auf ein falsches Zeugnis hin wegen Beleidigung des Papstes enthaupten lassen, und die Mutter war als wohlhabende Erbin der Hexerei angeklagt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden.

Nachdem Johann entkommen war, hatte Heini mit sechs anderen aus Danys Haufen noch zwei Wochen lang versucht, seiner habhaft zu werden. Dem Abt gelang es aber, nach Italien zu entweichen, und Heini ging ein halbes Jahr später in die Ostschweiz, als die Burschenschaft aufgelöst worden war. Maria-Magdalena hatte sein Herz gewonnen, und das einst abgepresste Gelübde der jungen Nonne wurde für ungültig erklärt. In St. Margarethen, dem Heimatort seiner Frau, konnten die beiden einen blühenden Handel mit Stoffen und allerlei Geräten für Haus und Hof aufbauen.

Ihre sechs Kinder empfingen die Ankömmlinge begeistert. Arnold hatte ihr Kommen schon auf der Hinreise nach Bregenz angekündigt, und so wurden sie sehnsüchtig zum Abendessen erwartet.

Maria-Magdalena brannte darauf, von Anneli zu hören, und Heini hatte seinen ehemaligen Hauptmann schon drei Jahre nicht mehr in die Arme geschlossen. Darum wurden die beiden Gäste nach der überschwänglichen Begrüssung sofort zu Tisch gebeten.

Maria-Magdalena hatte die Stube mit den beiden ältesten Töchtern spiegelblank geputzt, und die Kupfertöpfe und Kessel hingen blitzend von der Decke über dem Kamin. Eltern und Kinder hatten frische, leinene Sonntagskleider an. Das ganze Zimmer und auch der Esstisch waren liebevoll mit Blüten dekoriert, die die kleineren Geschwister eine Stunde vorher gepflückt hatten.

Heini hatte eine bemerkenswerte künstlerische Begabung. Darum waren die Sitzbänke aus Fichtenholz und der lange Eichentisch reich mit Blumenschnitzereien verziert. An der Decke hing ein vierarmiger, geschnitzter Leuchter mit zwölf Kerzen, und in den Ecken des Raumes standen auf kleinen Simsien vier weitere Leuchter, deren Kerzen allesamt ein anheimelndes Licht in der Stube verbreiteten.

Maria-Magdalena teilte die Gerstensuppe aus. Heini dankte und brach das frische Brot, und augenblicklich begann im Kreis der Kaufmannsfamilie ein fröhliches Erzählen, Schlürfen und Löffelklappern.

Während des Abendessens blieb Dany ungewohnt einsilbig. Ihm ging das Gespräch durch den Kopf, das sie während der ersten Stunden ihres Rittes gehabt hatten. Immer wieder hörte er Arnolds Worte: „Du kannst das Leben spüren, wie es zunimmt und abnimmt, aber es ist nicht so, wie wenn du irdische Freude, Liebe, Angst, Wut oder Schmerz spürst. Das Leben, von dem ich rede, ist viel eher eine übernatürliche Kraft. Wenn es anschwillt, fühlst du einen übernatürlichen Frieden, wie Menschen ihn nicht machen können. Dann steigt eine göttliche Freude und Kraft in dir hoch. Wenn dieses Leben zurückweicht, spürst du sofort eine Unruhe, obwohl dir von den äusseren Umständen her vielleicht alles vollkommen in Ordnung scheint.“

Genauso war es viele Male im zweiten Jahr seiner Beraterschaft bei Ludwig dem Bayern gewesen. Die Gespräche mit dem König und den einzelnen Vasallen und auch die Beratungen im grösseren Kreis verliefen in scheinbar ruhiger und verständnisvoller Atmosphäre. Die Berichte tönnten klar und nachvollziehbar, die Vorschläge waren vernünftig und wohl durchdacht.

Und doch hatte er diese unerklärliche Unruhe gespürt, die von Mal zu Mal stärker wurde. Hatte da tatsächlich Gott zu ihm gesprochen?

Und was war am Vorabend von Ludwigs verhängnisvoller Entscheidung gewesen, seine Söldner nach Fellbach zu senden? Dany hatte sich noch einmal ein Herz gefasst, zum Kaiser zu gehen und ihn anzuflehen, die Köpfe der Streitparteien bei freiem Geleit einzuladen und beide Seiten aus ihrem eigenen Munde zu hören.

War da nicht noch während er eindringlich mit Ludwig sprach, etwas Warmes, Lebendiges, Kraftvolles in ihm hochgesprudelt, das seine zittrige Stimme fest und seinen unsteten Blick sicher werden liess? Hatte da nicht dieser göttliche Lebensstrom ein Zeugnis Seiner Existenz in ihm gegeben, von dem Arnold so oft sprach?

Die Wiedersehensfeier dauerte noch über zwei Stunden. Heini, Dany und Arnold berichteten zuerst aus ihrem Leben der vergangenen drei Jahre, seitdem sie sich zuletzt gesehen hatten. Maria-Magdalena konnte schier nicht genug von Anneli und den Kindern hören. Als sie sich ans Aufräumen und Abspülen machte, erzählten sich die Männer Geschichten aus der Anfangszeit, nachdem Arnold gerade zur Knabenschaft gestossen war.



Vor dem Einschlafen beteten Arnold und Dany noch gemeinsam in ihrer Kammer.

„Das Sprudeln ist wieder da! Ein innerer Friede und eine Freude

breiten sich in mir aus, die am Hof Ludwigs des Bayern erloschen waren!“ Danys Stimme klang ganz erleichtert.

Arnold hatte während seiner Zwiesprache mit Gott genau das Gleiche gespürt, nur mit einem Unterschied: Seit Jahren war das sein Normalzustand. Er hatte seinen Herrn ergriffen, wie ein Ertrinkender eine Schiffsplanke ergreift, und er liess Ihn nicht mehr los. Inzwischen war die Planke zum Schlachtschiff geworden.

„Siehst du, und immer, wenn diese innere Quelle zu sprudeln aufhört, dann spreche ich es aus, wenn jemand bei mir ist, und wenn niemand da ist, spreche ich mit Gott. In jedem Fall halte ich inne mit dem, was ich gerade tue. Ich lege das Werkzeug aus der Hand, ich steige vom Pferd, ich unterbreche das Gespräch ... Und dann lasse ich mir zeigen, an welcher Stelle der Strom abgerissen ist.“

„Und das sagt Er dir dann?“

„Immer. Manchmal lässt Er mich die Ursache nach ein paar Herzschlägen erkennen, manchmal nach ein, zwei Stunden. Meistens dauert es dann am längsten, wenn ich selber der Grund bin.“ Arnold verschränkte die Hände im Nacken.

„Einmal wollte ich einem Bruder helfen, der von Lüsternheit nach fremden Frauen gequält war, obwohl er der seinen treu sein wollte. Über Wochen betete ich mit ihm, doch es wollte sich kein Friede und kein Glaube an die Erlösung aus seiner Qual einstellen. Schliesslich merkte ich, dass ein Ärger in mir hochstieg, der immer mehr zunahm. Eines Abends, etwa um dieselbe Zeit wie jetzt, vernahm ich nach dem Nachtgebet eine leise Stimme in mir: ‚Arnold, wie denkst du über diesen Mann?‘“

„Und dann?“ Die beiden Männer sassen beim Flackerlicht der Kerze aufrecht in ihren Betten.

„Und dann ... dann war ich in einem Augenblick überführt. Ich hatte mich die ganze Zeit in meinem Herzen über diesen Bruder gestellt und wegen seiner Schwäche auf ihn herabgeblickt. Im

nächsten Augenblick war ich auf den Knien und bekannte das als Sünde. Halleluja!“

Dany sah Arnold ungläubig an. „Halleluja? Wenn ich mich bei einer Sünde ertappe und Gott um Vergebung bitte, dann ist mir niemals nach Halleluja.“

„Doch, Halleluja!! Im selben Moment strömte die gleiche Wärme, Freude und Liebe durch mein Herz wie bei dir vorhin nach dem Gebet! Und ausserdem ... weisst du, Dany ... ich brauche Ihn nie um Vergebung anzuflehen.“

Dany musste schlucken. Ein uraltes Sehnen stieg in ihm hoch. Seine Augen wurden feucht.

„In dem Augenblick, wo ich Sünde bekenne, sprudelt es schon wieder – die Kraft Seiner Vergebung, Sein Friede ... nicht der Friede, wie ihn die Welt kennt. Er vergibt mir immer sofort und gern, ich brauche niemals zu betteln. Gott ist so gut!“

Noch eine Stunde lang redeten und beteten die Männer zusammen, bis Dany im Halbschlaf murmelte: „Und wie ging es mit dem Bruder und der Lüsternheit weiter?“

„Nachdem ich mein Urteilen und meinen Hochmut bekannt hatte, brauchte ich nur noch ein einziges Mal mit ihm zu beten. Von da an gingen ihm die Augen auf, und er konnte seine eigene Sünde bekennen. Er hat eine völlige Befreiung erlebt. Im gleichen Augenblick, als er die Vergebung und die Gnade im Glauben angenommen hatte, war er frei von lüsternen Gedanken – bis heute!“

Die letzten drei, vier Worte hörte Dany schon nicht mehr, und bald atmeten die beiden Freunde regelmässig und tief im Gleichklang.

Der Statthalter

Annelis Augen strahlten, als die Schüsseln, Teller, Becher und Löffel an ihrem Platz lagen. Sie hatte Eichenlaub mit Wald- und Wiesenblumen zu kleinen Kränzen gebunden. Die Anordnung auf der Festtafel war ihr ausgezeichnet gelungen. Flink zählte sie

noch einmal die Gedecke durch ... achtzehn, neunzehn, zwanzig. Gut. Das Bankett auf der Wiese über dem Vierwaldstättersee war bereit.

Anneli beobachtete seit einer Viertelstunde, wie die acht Stadtverordneten von Oberwalden mit ihren Ehefrauen, dem Pfarrer und Dany den Weg bergab liefen. Sie konnte sie ab und zu sehen, wenn sie auf den Hang über der Waldlichtung blickte. Ihre Gäste kamen immer wieder hinter der Baumgruppe am Rand der Wiese zum Vorschein, durchschritten die nächste, tiefer gelegene Biegung des Rütliweges, um dann wieder aus dem Blickfeld zu verschwinden.

Jedes Mal, wenn die Baumgruppe die Sicht auf die Frau seines Freundes wieder freigab, schwenkte Dany seinen Hut mit einem Jauchzer. Ihre beiden Helferinnen Vroni und Maria drehten den Spiessbraten, schnitten das Brot und rührten mit dem Schöpfer die Suppe um. Bis Arnold die Krüge mit dem gekühlten Met und mit frischem Gebirgsquellwasser aus dem nahen Bächlein herbeigetragen hatte, waren die Gäste auch schon eingetroffen.

Maria begann sofort, die Becher halb voll mit Wasser zu schenken. Vroni schnitt dicke Bratenscheiben vom Jungwildschwein ab und häufte sie auf einen grossen Zinnteller.

„Ein Hoch auf unseren neuen Statthalter!“ Dany schwenkte wieder seinen Hut – diesmal aber in Arnolds Richtung.

„Hoch, Hoch, Hoch!“ Das Echo aus den Kehlen der neun Männer und elf Frauen kam kräftig und aus vollem Herzen.

Anneli in ihrem neuen weissen Leinenkleid, gekrönt mit einem kecken Spitzenhäubchen, erfasste die linke Hand ihres Liebsten und schmiegte sich stolz an seine Seite. Arnold trug eine kunstvoll bestickte Jacke aus Hirschleder und Beinkleider aus dem gleichen Material.

Anneli und ihre Helferinnen hatten der gesamten Gesellschaft bereits ihre Plätze zugewiesen.

„Liebe Freunde, Brüder und Schwestern!“ Arnold klang sichtlich gerührt. „Liebe Freunde.“

„Heute vor bald dreiundsiebzig Jahren haben drei Freunde meines Urgrossvaters Wilhelm Tell hier an diesem Ort unsere Schwyzer Eidgenossenschaft begründet: Werner Stauffacher von Schwyz, Walter Fürst von Uri und Arnold von Melchtal aus Unterwalden. Mit dem gleichen Schwur hat mich mein lieber Freund Dany in seine Knabenschaft aufgenommen. Vor zwei Tagen habt ihr mich zum Statthalter von Stans gewählt. Es ist mir ein Herzenswunsch, mit diesem selben Eid mein Amt unter euch anzutreten.“

Alle Männer hoben ihre rechte Hand und fassten ihre Frauen mit der anderen. Dany, Maria, Vroni und der Pfarrer taten es ihnen gleich.

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott ...“

Die zweiundzwanzig Personen hielten ihren Blick fest gen Himmel gerichtet. In diesem Moment gab eine Wolke die Sonne frei. Die Festgesellschaft auf der kleinen Wiesenterrasse wurde in ein herrliches Licht gehüllt.

„... und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Am anderen Ende des Tales, der Sonne gegenüber, spannte sich ein Regenbogen über den Himmel. Er schien der Versammlung wie das göttliche Siegel auf dem Neubeginn von Nidwalden in eine goldene Zukunft.

Als sich alle anderen gesetzt hatten, und Annelis Helferinnen die Teller der Gäste füllten, hielt Winkelried eine kurze Rückschau.

„Vor vierzehn Jahren stürmten wir das Kloster und ich nahm

meine Anneli zur Frau. Sechs gesunde Kinder hat sie mir schon geschenkt. Die ersten drei Jahre waren nicht leicht. Das Vertrauen unserer Eidgenossen in Gott und seine Schwyzer Gemeinde war durch Abt Johann und seine Mönche stark beschädigt worden.

Ihr wisst selber, wie schwer es euch anfangs fiel, das Vermächtnis von Pater Waldes aus meinem Mund anzuhören, das zu predigen er mir in seiner Todesstunde auftrug. Darum bin ich so glücklich, euch heute hier zu haben. Einer nach dem anderen hat sich uns zugesellt, als wir gemeinsam lernten, das Reden Gottes, das wirkliche Leben wahrzunehmen. Einer nach dem anderen haben wir gelernt, der Stimme Gottes in uns zu vertrauen. Wir haben begonnen ihr zu folgen und zuletzt auch unser lieber Pfarrer, der Pirmin Briggen!“

Der herzliche Applaus und die Freude galten Arnold und Pirmin gleichermassen. Das Wasser lief nun allen schon im Munde zusammen und der köstliche Bratenduft reizte die Magensäfte. Trotzdem liess sich der Pfarrer eine Erwiderung nicht nehmen:

„Weisst du, Arnold, mein Durchbruch war das Zeugnis von Dany, wie er durch dich in St. Margarethen zum ersten Mal wirklich unseren Herrn Jesus kennengelernt hatte. Diese innere Freiheit wollte ich unbedingt auch haben – und wir haben sie nun alle!“

Nach diesen Worten segnete Pirmin das Mahl, und ein fröhliches Löffelklappern und Erzählen setzte ein. Die beiden Frauen hatten alle Hände voll zu tun. Die heisshungrigen Gäste fragten immer wieder um Nachschlag. Erst als der Frischling bis auf ein Rückenstück skelettiert war, konnten sie sich selber beim Karren niederlassen. In diesem waren all die Utensilien und Zutaten für das Festmahl herbeigebracht worden.

Bethli, das jüngste Kind der Winkelrieds, regte sich jetzt im Wagen. Ihre älteren Geschwister waren bei der Nachbarin geblieben. Anneli nahm Bethli heraus, ging ein paar Schritte mit ihr zur Seite und legte sich die Kleine an die Brust. Der Säugling

stöhnte wohligh beim Trinken, und dabei liess Anneli ihren Blick von der Tafelrunde über das herrliche Panorama bis hinunter zum silberglänzenden See schweifen.

Arnold setzte sich neben seine Frau und streichelte ihr sanft den Rücken. Nie hatte er sich reicher beschenkt und glücklicher gefühlt. Das Grauen, der Hass und die Verzweiflung der Klosterjahre waren von dem Paar abgefallen. Die Hölle auf Erden hatte dem Himmel weichen müssen, den sie unter dieser Herrschaft Gottes gemeinsam erlebten. Was für ein Wunder, welche Gnade, was für ein Triumph!

Anneli tastete nach der Rechten ihres Mannes und verschränkte ihre Finger mit den seinen. Bethli lehnte nun mit der Brust an der Schulter ihrer Mutter und schaute dem davonschwebenden Bussardpaar über der Baumgruppe nach.



Zwei Männer sassen noch an der Tafel, die übrige Gesellschaft hatte sich schon auf der Wiese verteilt. Pirmin glaubte einen Zug von Wehmut um Danys Augen zu entdecken, der dem Paar schon eine Weile zusah.

„Sag an, Rittersohn, hast du nicht auch schon daran gedacht, eine der vielen Jungfern aus Uri, Schwyz oder Nidwalden zu freien? Oder hast du dein Herz in Augsburg verloren, als du Ludwig dem Bayern dientest?“

Dany seufzte. „Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, Pirmin. Hildegard, die Tochter von Rudolf, hatte mir den Kopf verdreht. Es war sofort um mich geschehen, als ich sie zum ersten Mal bei Hofe sah. So wunderschön, mit braunen Augen und schwarzen Haaren, so habe ich mir immer Isaaks Frau Rebekka vorgestellt. Doch Rudolf ist einer von Ludwigs selbstsüchtigen Vasallen, und du weisst ja, um welcher Umstände willen ich Augsburg verlassen musste.“

„Und immer noch hast du es nicht verwunden?“

„Ja, weisst du, mein Kopf sagt mir, es ist vorbei, sie ist wohl längst unter der Haube. Doch jedes Mal, wenn sie kurz zu mir hin blickte, kam es mir von Anfang an vor, als sei sie auch mir zugetan – und mein Herz kann sie einfach nicht loslassen.“

Dany seufzte wieder und stützte seinen Kopf in beide Hände. Pirmins Hand tat gut auf seiner Schulter.

„Komm, lass uns zu den anderen gehen. Sie haben sich gerade im Kreis mitten auf die Wiese gesetzt.“ Der Pfarrer zog den Rittersohn an der Hand hoch, um ihn aus seiner Trübsal zu holen.

Pirmin war noch ein anderer Gedanke gekommen. Er zog Dany mit zu zwei Baumstümpfen am Ende der Wiese. Im Sitzen sahen sie zu Arnold hinüber. Von ihren Augen war tiefe Zuneigung für das Paar abzulesen.

„Was ich in drei Jahren mit meinen Predigten nicht zustande gebracht habe, das hat Arnold als stellvertretender Statthalter in achtzehn Monaten geschafft“, wunderte sich der Geistliche. „Jetzt sind die Männer abends wieder zu Hause und kümmern sich um ihre Familien, statt miteinander zu zechen und Würfelspiele zu machen!“

Dany nickte: „Ja, und Marta, die Frau von Arnolds neuem Stellvertreter, hat mir vorhin erzählt, was für eine Ruhe und Ordnung in ihre Familie eingekehrt ist. Seit Arnold jeden zweiten Sonnabend mit den Männern über Leiterschaft und Vaterschaft spricht, geht es auch in fast allen anderen Familien besser. Ein Ehepaar nach dem anderen hat er besucht und zu sich nach Hause eingeladen, sagte mir Marta.“

„Am meisten hat die Männer beeindruckt, wie es in der Familie Winkelried zugeht, das höre ich immer wieder“, fiel Pirmin ein. „Die Kinder haben so eine Freude daran, ihrer Mama zu helfen ... und wie die Grossen sich um die Kleinen kümmern! Ich habe es selbst gesehen!“

„Genau!“, stimmte Dany zu. „Das fällt ihnen aber auch leicht, bei solchen Eltern. Ich habe noch nie gesehen, dass Arnold einmal an einem seiner Kinder vorbeigegangen ist, ohne es zu lieb-kosen oder zu loben oder aufzumuntern. Und Anneli ist die Liebe und Zärtlichkeit in Person. Dabei macht sie keinen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen.“

„Und wie Agnes, ihre Älteste, mit ihren zwölf Jahren die anderen Kinder im Dorf anleitet, dass sie auch in diese Freude kommen. Seit dem Alpaufzug versuchen sie sich alle gegenseitig zu übertreffen, wer seiner Mutter die grösste Hilfe ist!“

„Weisst du ...“ Dany wurde jetzt nachdenklich. „Weisst du, woran es liegt, dass das alles so funktioniert, in den Familien, im Dorf? Ich kann es dir sagen: Du kannst jederzeit zu den Winkelrieds kommen, und du wirst sie jedes Mal in diesem Frieden und in dieser Liebe vorfinden. Es sind nicht so sehr Arnolds Worte, die er sonnenabends spricht. Es ist das, was die Männer und Frauen sehen, wenn sie zu Besuch sind. Es ist nicht so sehr das, was Agnes zu den älteren Kindern im Dorf sagt. Es ist das, was sie ihnen vorlebt.“

Mittlerweile hatten sich zwei Paare zu ihnen ins Gras gesetzt: Heini, der Dorfschmied mit seiner Maria, und Markus, der Zimmermann und seine Frau Anna. Sie und Maria waren Schwestern. Alle vier nickten eifrig bei Danys Worten.

Markus meinte: „Das war das Beste, was unserem Städtchen passieren konnte, dass Arnold mit seiner Familie das Amt des Statthalters annahm. Seit er zu uns nach Nidwalden gezogen ist ...

„... seitdem ist mein Markus ein richtiger Schatz geworden!“, platzte Anna dazwischen und drückte ihm einen dicken Kuss auf die Wange.

„Und seitdem wird es immer seltener, dass mir meine Frau ins Wort fällt ...!“

Markus legte seinen Arm um ihre Schultern, blickte ihr liebevoll in die Augen und drückte sie an sich.

„Sie hört mir jetzt immer besser zu und tut die Dinge in der Reihenfolge, wie ich es möchte, statt ihren eigenen Kram zu machen!“ Anna errötete und verbarg für einen Moment ihr Gesicht an Markus’ Brust, dann hob sie den Kopf und strahlte ihren Mann an: „Das fällt mir ja auch deswegen so leicht, weil du nicht mehr zornig lospolterst und mich nicht mehr beschimpfst. Du hörst mir aufmerksam zu, wenn ich mein Herz vor dir ausschütte, und du lässt mich spüren, dass ich wichtig bin!“

Marias Augen wurden bei Annas Schilderung feucht. Mit einem dankbaren Augenaufschlag in Heinis Richtung seufzte sie: „Ja, seit mein Mann vor drei Monaten einen ganzen Tag mit Arnold verbracht hat, ist es bei uns ganz genauso. Und bei mir ist der ständige Drang weg, zu widersprechen und mich aufzulehnen, wenn Heini etwas anordnet. Früher hatte ich immer sofort bessere Ideen im Kopf, oder ich hatte keine Lust, ihm zu folgen.“

Heini setzte ein schelmisches Lächeln auf und streichelte ihr über die Wangen. „Komisch, das hat mir Markus erst letzte Woche erzählt, und zwar über deine Schwester, mit genau den gleichen Worten!“

Anna und Maria blickten einander vielsagend an. „Wir beide reden jetzt nicht mehr über den letzten Dorfklatzsch, sondern über unsere Ehen. Seitdem erst weiss ich, was es bedeutet, eine richtige Schwester zu haben.“

Maria sah bei diesen Worten zu Pirmin hinüber. „Wir haben herausgefunden, dass unsere Männer viel liebevoller und achtsamer zu uns sind, wenn wir auf Arnolds Rat hören und ihnen einfach mal gehorchen.“

Heini fiel jetzt das Kinn herunter und Markus riss die Augen auf. „Weisst du, was Heini erst gestern zu mir gesagt hat?“ Markus packte Dany am Unterarm und atmete tief durch. „Heinis Worte waren: ‚Seit ich auf Arnolds Rat höre und Maria mehr Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit schenke, seitdem widerspricht sie mir gar nicht mehr!‘“

Die ganze Festversammlung wurde nun aufmerksam, als die Sechs in schallendes Gelächter ausbrachen. Besonders fiel den anderen auf, wie herzlich Heini und Markus ihre Frauen drückten und abküssten. Der Schmied und der Zimmermann waren früher ziemlich spröde Gesellen gewesen. Dany und Pirmin ließen die Tränen herunter vor lauter Lachen, und jedes Mal, wenn sie sich ansahen, prusteten sie von neuem los. Zu drollig waren die Gesichter gewesen, die die beiden Ehepaare bei Heinis Offenbarung zogen.

Jeder von den sechs hatte sofort zwei, drei andere um sich, die alle wissen wollten, was passiert war. Das Thema war so ergiebig, dass die kleine Gesellschaft noch eine Stunde damit beschäftigt war. Jede der Frauen hatte etwas Gutes über ihren Mann zu erzählen, und auch die Männer berichteten voll Freude über die vielen Veränderungen in ihren Familien.

Es begann nun kühler zu werden und der Wind frischte ein wenig auf.



Das muntere Plaudern und Erzählen mündete in gewichtigere Gespräche – zunächst in kleinen Gruppen und dann im grossen Kreis. Armin Hutwiler, der Dienstälteste unter den Stadtverordneten, nahm Dany in seine Diskussion mit seinem Freund und Ratskollegen Urs Duttwyler hinein: „Kannst du uns sagen, was wir von deinen Landsleuten zu erwarten haben? Immer wieder sind wir Schwyzer die Opfer ihrer Begehrlichkeiten geworden, immer wieder haben ihre Königshäuser unsere Freiheit bedroht und beschnitten. Glaubst du an eine friedliche Nachbarschaft?“

„Solange Ludwig der Bayer regiert, lieber Armin, so lange sind wir sicher. Allerdings habe ich aus dem Lager des jungen Herzogs Leopold gehört, dass er recht grossmülig Reden schwingt.“

Es scheint, als hätte er sich ein Grossreich in den Kopf gesetzt, das vom Nordmeer bis zur Adria reichen soll, und von den Vogesen bis an den Balkan.“

„Um Himmels willen – da wären wir ja mittendrin!“, entfuhr es Urs an Armins rechter Seite.

Arnold und Anneli gesellten sich nun auch zu ihnen. Bethli lag ruhig im Arm der Mutter und schaute auf den See hinaus.

„Gott wird uns schützen!“, beschwichtigte sie Arnold, dessen Hand Anneli nun fest umklammerte. „Wir sind Seine Kinder, und wenn wir unseren Eid halten und in Seinem Frieden und in Seiner Liebe bleiben, wird uns alles zum Besten dienen.“

„Amen!“, entfuhr es Pirmin, und mit einem „Amen!“, stimmte die ganze Runde ein.

Maria und Vroni, die beiden Jungverheirateten aus der Nachbarschaft der Winkelrieds, hatten sich nun auch gestärkt und ihre Pause beendet. Die Gesellschaft auf der Wiese hatte durch Arnolds Worte eine kräftige Belebung erfahren, die Schwere und die Bedrückung aus den Diskussionen um die grosse Politik hatten sich gehoben. Die beiden Bediensteten bekamen nun Unterstützung von den anderen Frauen, die mit neuer Freude beim Spülen im Bächlein und beim Einräumen des Karrens halfen.

Die Männer unterhielten sich noch eine Zeitlang über die Wehrfähigkeit der verschiedenen eidgenössischen Städte und Gegenden, als Dany mit einem Blick nach oben ausrief: „Freunde, schaut doch, wie sich die Wolken über dem Berg auftürmen!“

Es sah ganz nach einem der letzten spätsommerlichen Gewitter aus, das sich am Nachmittagshimmel zusammenbraute.

„Packt an, Männer!“ rief Arnold. „In zwei Stunden allerhöchstens sollten wir zu Hause sein! Wir bringen den Karren hinunter zum Boot. Der Wind kommt von Westen. So kann ich mit Anneli und ihren beiden Frauen am Ufer entlang bis zur Landspitze rudern. Dort ist eine Hütte, in der wir bleiben können, wenn die Wellen im Waldstätter See zu hoch schlagen.“

„Ich rudere mit dir!“, rief Dany. „Dann kommen wir vielleicht vor dem Regen bis nach Beckenried am Waldstätter See.“

Zehn Minuten später stiess das Boot mit Arnold, Dany und den drei Frauen, samt Karren und Gepäck vom Strande ab in Richtung Nordwesten. Diesmal galt Danys Jauchzen und Hutschwenken der Wandergesellschaft, die seinen Gruss vielstimmig erwiderte.

Der Landtag

Anneli blieb keuchend stehen. Ihre nackten Füsse steckten in knöcheltiefem Morast. Ihr Herz pochte heftig, schlug wild wie eine Kriegstrommel. Mächtige Donner grollten aus dem aufgewühlten Nachthimmel, grelle Blitze zuckten durch das aufgeschreckte Tal, erhellten eine Atempause lang die nächtliche Dunkelheit.

Da! Jetzt sah sie das Haus, endlich! Sie musste unbedingt zu Arnold und den Kindern. Sie riss die Türe auf und ... Nein!!!

„Anneli, Anneli“, jemand schüttelte und rüttelte sie. „Anneli, wach auf!“

Sie blickte um sich. Im Schein der Kerze sah sie in Arnolds besorgtes Gesicht.

„Du hast nur geträumt, Anneli“, sprach er sie mit sanfter Stimme an. Erleichtert atmete sie auf. Gott sei Dank! Sie war also nicht allein. Alles war nur ein böser Traum.

Arnold zog die noch immer zitternde Anneli fest an sich. Wohlig schmiegte sie sich in seine Arme und schloss für einen Moment die Augen. Sie hörte es draussen stürmen. Wie froh war sie doch, dass sie ein Zuhause gefunden hatte.

Sie dachte daran, wie sie damals im Turm einsam und zitternd vor Angst das Ende einer solchen Gewitternacht abwarten musste, nicht wissend, ob sie je wieder aus diesem Kerker gemäuer herauskommen und jemals einen Mann und Kinder haben würde.

Wie reich hatte sie doch der Herr jetzt beschenkt!

Anneli drückte ihr Gesicht fest an Arnolds Brust. *Oh, mein lieber Arnold!*

Tief sog sie seinen warmen, ruhigen Atem und den herben, wohlvertrauten Geruch seiner Kleider in sich ein. Anneli fühlte sich so geborgen bei ihm. Seine Nähe machte sie jedes Mal so ruhig und wohlgenut.

Ja, sie hatte nur schlecht geträumt. Das war auch kein Wunder! Hatte sie doch die letzte Zeit von vielen Kriegsgerüchten gehört. Sogar als sie beim Einkaufen auf dem Markt war, hatte sie beim Vorbeigehen eine Gruppe Männer darüber reden hören. Doch jetzt? – Jetzt war Arnold ja da. Sie gab ihm einen Kuss auf seine Wange.

Wie sagte ihr Mann stets so trefflich?

„Lebe im Jetzt und Heute und Sorge nicht für morgen. Denn unser Gott ist ein Gott des „Jetzt“. Wir können den Allgegenwärtigen nur wahrnehmen, wenn wir von Moment zu Moment unser Vertrauen auf Ihn setzen.“

Das wollte sie jetzt – vertrauen! Und jeden einzelnen Atemzug, jeden geschenkten Augenblick mit Arnold genießen! Nein, jetzt war nicht die Zeit, um über einen möglichen Krieg nachzudenken!!! Anneli schmiegte sich noch näher an Arnold.

Da hörte Anneli auf einmal ein Geräusch. Sie horchte auf. Ob es wohl eines der kleinen Mädchen war, die im Kinderzimmer gleich neben ihrem Schlafgemach ruhten?

Sie wollte schon aufstehen, um nach den Kleinen zu sehen. Da hielt Arnold seine Frau lächelnd zurück. „Bleib hier, Anneli. Bleib doch bei mir! Das war nur der Wind, der durch die Balken pfeift.“

Anneli lächelte zurück. Ihr Arnold ...!

Er hatte immer so ein treffliches Unterscheidungsvermögen, was ihr persönlich oft noch mangelte. So viel konnte sie immer wieder von ihrem Ehegemahl lernen! Anneli kuschelte sich wieder in seine Arme zurück.

So sassen sie eine Weile still da – eng umschlungen auf der Bettstatt. Die Zeit stand still.

Mit jedem Atemzug ihrer innigen Liebe sogten sie gemeinsam den tief wahrnehmbaren Frieden ein, der sie wie in einen warmen, königlichen Umhang einhüllte. Anneli war es, als ob Gott ihnen diese traute Gemeinschaft zur Nachtzeit eigens geschenkt hatte. Und sie wollte sie mit jeder einzelnen Faser ihrer Seele auskosten. Auch der Sturm hatte sich jetzt wieder gelegt. – Alles war zur Ruhe gekommen.

„Lass uns noch ein wenig schlafen, bevor der Morgen graut“, flüsterte Arnold nach einer geraumen Zeit Anneli ins Ohr. Und bald schon hörte sie neben sich die regelmässigen Atemzüge ihres Mannes. Er war in ihren Armen selig eingeschlafen.

Anneli musste schmunzeln. Wie schnell ihr Arnold einschlafen konnte!

Ja, er schlief den Schlaf des Gerechten! Sanft strich sie über sein Haar, kraulte zärtlich seinen Bart.

Der zarte Glanz des Mondes tauchte den Raum in silbernes Licht und beschien das geliebte Antlitz ihres Mannes. Anneli betrachtete es lange – dieses Leuchten auf seinem Gesicht, diese Ausstrahlung tiefen Friedens und grosser Ruhe!

Oh, allgegenwärtiger Gott! Wie danke ich Dir für meinen lieben Gemahl und meine Kinder, die Du mir geschenkt hast! Lass doch Dein ewiges Licht und Deine gütige Liebe allezeit über uns erstrahlen!



Der erste Lichtglanz der Morgensonne stahl sich ins Innere der Wohnstube. Trotz der Sommerzeit war es in der Frühe noch recht kühl im Haus. Durch das flackernde Feuer im Herd und den trauten Kerzenschein wurde es im Innern der Winkelriedstube dennoch ordentlich warm und hell.

Doch an diesem Morgen konnte sich Anneli nicht so recht erwärmen. Arnold würde heute wieder länger fort sein, einen ganzen Tag lang! Oh, wie waren ihr diese Landtage leid! Er würde ihnen wieder fehlen.

Aber zutiefst wusste sie, dass es Arnolds Berufung war. Der Landtag brauchte gerade Männer wie ihn – einen Mann, der das Volk anleitete, wieder auf die feinen Impulse des Friedens zu achten.

Doch – musste er wirklich jeden Landtag dabei sein? Anneli fröstelte. Unwillkürlich zog sie ihren roten Umhang noch enger an sich, als könnte sie sich darin bergen.

Sie betrachtete ihre Kinderschar. Wie jeden Morgen gingen alle treu ihren Aufgaben nach. Die grossen Mädchen räumten die Küche auf, Arthur hatte Holz vom Schuppen geholt und stapelte es neben der Feuerstelle auf. Ruthli und Bethli, die zwei Mädels, waren gerade mit Tischputzen und Bodenwischen fertig geworden. Jetzt fingen sie an, miteinander Ringelreihen zu spielen.

Anneli richtete ihr Spinnrad ein. Wenn Arnold weg war, wollte sie die Zeit nutzen, um den Flachs für den Markt fertig zu spinnen. Sie waren heute beizeiten aufgestanden und hatten zusammen gefrühstückt, so wie sie es jeden Landtag zu tun pflegten. Sie wollten den Tag, wie gewohnt, als ganze Familie beginnen. Nach dem Essen wurde gemeinsam für Vaters Reise gebetet, und dann zog sich Arnold zum persönlichen Gebet und zur Vorbereitung zurück. Anneli blickte zu ihrem Mann hinüber, der im hinteren Teil des Wohngemaches auf dem Boden kniete. Er würde bald aufbrechen müssen. Mit unwiderstehlicher Gewalt fühlte sie sich zu ihm hingezogen.

„Danke, dass Du mich fortan als Deinen Leib leben wirst. Amen!“ Sie näherte sich von hinten dem Betenden, schlang ihre Arme um ihn und drückte ihn so fest, als wollte sie ihn nie mehr loslassen. Er nahm ihre Hand, stand auf und nahm sie herzlich in seine Arme: „Ist es, weil ich bald weggehen muss, Anneli?“

Sie nickte. Mit traurigem Blick schaute sie zu ihm auf, eine dicke Träne rollte ihr dabei über die Wange. Schnell drückte sie ihr Haupt wieder an seine Brust. Sie roch den herben Geruch seiner Lederweste. Ach, wenn er nur da bliebe! Könnte sie doch ausdrücken, wie ein inneres Gefühl sie bewegte und mahnte, ihren Mann heute nicht weggehen zu lassen!

Er nahm ihr Gesicht fest zwischen seine Hände und zwang sie damit sanft, ihn anzuschauen. „Ist doch nicht so schlimm, Anneli. Die Tagsatzung geht doch nur einen Tag.“

Sanft kraulte sie seinen Bart und streifte ihm mit ihren Fingern leicht durchs Kopfhaar. Er erwiderte ihre Liebeserweise mit zärtlichen Küssen – auf die Stirne, auf die Wangen, auf den Mund.

„Papa?“ Ruthli zupfte an Arnolds Hosenbein.

Der Vater bückte sich und hob die Kleine auf seinen Schoss: „Ja, mein Liebling?“ Wie hübsch sie doch aussah mit ihren zu zwei Schnecken aufgesteckten Zöpfchen und ihren Schleifen im Haar! Mit grossen, fragenden Augen schaute sie zu ihrem Papa auf. „Spricht die Mama nur mit dir?“

„Nein, sie spricht doch zu uns allen.“

Ruthlis Stirn runzelte sich. „Zu mir hat sie aber noch nie gesprochen.“

„Doch, sie hat schon oft zu dir gesprochen. Du musst das nur richtig verstehen.“

„Ich verstehe das einfach nicht.“ Ihr feines Stimmchen klang beinahe verzweifelt.

„Weisst du, Ruthli ...“ Arnold streichelte seinem Töchterchen liebevoll durch das Haar. „... die Mama spricht mit den Augen. Ihr Blick hat mir vorhin wieder mehr als tausend Worte gesagt.“

„Ja, verstehe. Dann sagt sie uns aber oft, dass sie sehr traurig ist.“

„Nicht nur traurig. Weisst du, sie braucht uns einfach.“

Ruthli schlang ihre Ärmchen fest um seinen Hals: „Ich brauch dich auch, Papa! Bitte, bitte, bleib nicht lange weg!“

„Ich versuche es so zu halten wie immer“, versuchte er die Kleine zu trösten. „Nicht länger als einen Tag, manchmal zwei die Woche.“

In der Zwischenzeit hatten sich alle Kinder um ihren Papa versammelt. Anneli machte derweil Brot und Äpfel für Arnolds Reise bereit. Gespannt verfolgte sie das Gespräch zwischen ihrem Mann und den Kindern.

„Warum musst du jeden Landtag dabei sein?“ Agnes sprach Anneli aus tiefster Seele. Judith umarmte ihren Vater: „Ja, wir vermissen dich immer, wenn du weg bist. Du hilfst uns so sehr zu verstehen, was Mama braucht!“

Anneli wollte ihnen am liebsten zurufen: *Meine lieben Kinder, ihr versteht mich doch viel besser, als ihr denkt!*

Sie vermisste ihren Mann doch ebenfalls. Aber, es dauerte ja nur einen Tag, und dieser eine Tag würde auch einmal vorübergehen. Ausserdem waren noch ihre Kinder da. Sie wollte nicht undankbar sein.

Oh Herr, ich danke Dir, dass Du mir hilfst und auch Arnold unterwegs bewahrst!

„Wisst ihr, der Landtag braucht mich genauso wie ihr!“ Arnold schlüpfte in seinen Umhang. Anneli horchte auf. Sie sah die fragenden Augen ihrer Kinder. Was sagte ihr Mann da? Genauso wie ihr? Er sprach doch sonst immer davon, dass die Familie den Vorrang habe. „In gewissem Sinne ist er sogar unsere erweiterte Familie. Genauso wie die Familie, so braucht auch der Landtag seine Väter.“

„Bist du denn der Vater des Landtags?“ Arthur hielt ihm den Stock entgegen, den er auf längere Wegstrecken mitzunehmen pflegte.

Arnold nahm ihn in seine Hand: „Weisst du, im Grunde genommen sind wir alle wie grosse Kinder. Wir versuchen dort gemeinsam zu verstehen, was der Vater im Himmel von uns will, und derjenige, der halt die Stimme des himmlischen Vaters bes-

ser erkennt, gilt unter uns dann so ein bisschen als Vater des Landtages.“ Arnold umfasste Arthurs Schultern: „... einen, den man auch anfassen kann.“

Ruthli ergriff Papas Hand, schaute zu ihm hoch. Ihre Augen strahlten dabei wie zwei helle Sterne am klaren Nachthimmel: „Wie froh bin ich, dass auch wir einen Papa haben, den wir anfassen können.“

Er hob die Kleine kurz hoch, drückte ihr einen dicken Kuss auf die Wange und gab sie dann Anneli in die Arme. „So, nun muss ich aber gehen. Bald bin ich wieder zurück.“

Der Vater küsste beim Abschied wie gewohnt seine Frau, sowie jedes einzelne der Kinder auf die Stirne. Die kleineren Kinder hängten sich an seine Arme und Beine und liessen sich von ihm ein Stück mitschleifen. „Wir lassen dich nicht gehen, wir lassen dich nicht gehen.“ Sie kicherten. Arnold lachte herzlich.

Die Mutter hatte bis dahin dem kindlichen Abschiednehmen zugesehen. Nun stellte sie sich vor Arnold hin, überreichte ihm in einem Leinensäckchen seine Wegzehrung und schaute ihm dabei mahnend in die Augen.

Ruthli stand daneben und beobachtete alles genau. Sie wollte doch von Papa lernen, wie er in Mutters Augen lesen konnte: „Was will dir Mama damit sagen?“

Anneli bewegte ihre Lippen, während sie Arnold weiter tief in die Augen schaute. Dann biss sie ihm kurz und zart in die Nase und strahlte ihn dabei an. Die Kinder kicherten.

Arnold überlegte kurz, was Anneli damit gemeint haben könnte, schaute dann zu der Kleinen runter und lachte: „Sie sagt, ich soll mir auch mal eine Apfelpause gönnen.“

Er wandte sich wieder seiner Frau zu: „Ja, das werde ich bestimmt. Nun, lebt alle wohl! Gebt aufeinander Acht und denkt daran: Bewahrt den Frieden untereinander! Er ist unser höchstes Gut.“

Die Morgendämmerung hüllte den Himmel in zartes Rot, als Arnold über den schmalen Fussweg Richtung Landtag schritt. Anneli und die Kinder standen vor dem Haus und schauten dem Vater nach. Immer wieder drehte er sich um und winkte seiner Familie fröhlich zu. Sie winkten ihm so lange nach, bis er in der nächsten Wegbiegung vor ihren Augen entschwand.

Nach und nach gingen die Kinder zurück ins Haus. Die Mutter blieb alleine zurück. Vom Wald her hörte sie den wunderschönen Gesang der Vögel, die den anbrechenden Morgen mit einem vielstimmigen Lied willkommen hiessen. Sie hatten keine Sorgen. Sie kümmerten sich auch nicht um einen Krieg, der vielleicht bevorstand. Nein, sie lebten einfach unmittelbar im Jetzt und Heute und lobten Gott, ihren Schöpfer.

Zu dieser Einfachheit wollte sie jetzt wieder zurückkehren und Gott über alles erheben. Sie fing an zu beten. Es floss geradezu aus ihrem Innersten heraus:

Gelobt seist Du, Vater im Himmel. Ich danke Dir herzlich, dass Du Arnold wieder heil zu uns zurückbringst und uns heute und immerzu hilfst, einzig auf Dich zu schauen und unser Vertrauen auf Dich zu setzen. Du stehst über allem, und Du hast alle Dinge fest in Deiner Hand. Amen!

Frohen Mutes ging Anneli wieder ins Haus zurück. Sie hatte neuen Glauben geschöpft.

Die Landsgemeinde

In einer Waldlichtung waren um die dreihundert Eidgenossen versammelt. Die meisten von ihnen waren einfache Bauern.

Sie standen im Halbkreis vor drei vornehm gekleideten Männern: den Abgeordneten Werner Fürst und Walter Stauffacher und dem Landamman Anton von Rudin. Der Statthalter von Stans, Arnold Winkelried, war in ihrer Mitte.

Vor einer steilen Felswand waren Fahnenträger positioniert. Ihre erhobenen Banner verliehen der versammelten Landsgemeinde

eine geradezu feierliche Note. Anton von Rudins auffallender Pagenschnitt und sein edles Gewand verliehen ihm ein ehrwürdiges Aussehen. Er hatte jeweils am Landtag das Leiteramt inne. Als Anton seine Hand erhob, verstummte das Gemurmel. Die Augen der Männer richteten sich erwartungsvoll auf ihn.

„Die nächsten drei Ansprachen werden von Werner Fürst, Walter Stauffacher und Arnold Winkelried gehalten. Bitte, Bruder Fürst, teile uns die aktuelle Lage mit.“

Werner Fürst – dessen Aussehen seinem Namen alle Ehre machte – entbot mit seiner rechten Hand den Friedensgruss: „Seid im Namen unseres allmächtigen Gottes gegrüsst! Die aktuelle Lage ist gespannt. Leopold der Dritte verbündet sich zurzeit mit etlichen Gesinnungsgenossen verschiedenster Orte.“

Aufgeregtes Gemurmel entstand in der Volksmenge. „Die Entlebucher kochen derzeit wie Kochtöpfe gegen den geldgierigen Vogt Peter von Torberg. In den Luzernern brodeln indessen das Kriegsblut. Sie möchten am liebsten alles stürmen ...“

Lautes Gelächter brach in den Reihen aus. Bruder Fürst versuchte die Menge wieder auf den Ernst der Lage aufmerksam zu machen und fuhr mit seiner Rede fort: „... Wir wollen darauf achten, dass wir nicht kopflos drauflos stürmen, sondern nur in zuvor übereinstimmender Absprache. Wir werden nach den Worten von Walter Stauffacher und Arnold Winkelried das Weitere beraten. Bitte, Bruder Stauffacher ...“

Die Bauern applaudierten dem neuen Redner. Langes, grau meliertes Haar fiel ihm über die Schultern. Auf seinem Haupt prangte ein schwarzer Hut, geschmückt mit einer Feder. Sein Leibrock war aus orangenem Samt gewirkt.

Er hob an und sprach: „Wir möchten heute einen Mann in unserer Mitte ehren, der als Statthalter wahre Höchstleistungen vollbracht hat, Arnold Winkelried ...“ Er legte seine Hand auf Arnolds Schulter. Stauffacher hob seine Hände zur versammelten Gemeinde. Die Bauern lauschten aufmerksam.

„Allzu lange haben wir uns an Männern orientiert, die im Grunde genommen viel zu sagen, aber nur wenig praktisch vorzuweisen hatten. Wir wollen es als Eidgenossen endlich dahin bringen, dass wir nur noch von denen lernen und profitieren, die zuerst auch praktisch bewiesen haben, dass sie etwas können. Arnold Winkelried hat es in kurzer Zeit dahin gebracht, dass es in seiner Stadt keinerlei Straftaten, keine Zwangssteuern, keine Ehescheidungen oder sonstige Quälereien mehr gibt.“

Anerkennendes, teils erstauntes Raunen ging durch die versammelte Schar. „Wer es nicht glaubt, kann sich vor Ort selber davon überzeugen. Natürlich lassen wir diesen Segen nicht ungenutzt an uns vorbeigehen. Deshalb haben wir unseren Arnold Winkelried zum Leihstatthalter berufen. Das heisst, man kann ihn ausleihen. Allerdings nur für einen Tag. Jeder Statthalter darf ihn ein Mal für einen Tag zu sich in die Stadt holen.“

Applaus liess den Redner einen Moment innehalten. Die Männer waren begeistert.

„Er wird seine erreichten Massstäbe an euch anlegen. Er wird euch sagen, was ihr verkehrt macht, und euch zeigen, wie ihr es besser machen könnt, so ihr das wollt. Doch eine Bitte! Beansprucht ihn nicht länger als einen Tag. Seine liebe Frau – ihr kennt die Geschichte - und seine Kinder sollten ihn nicht länger als einen Tag die Woche entbehren müssen. Nutzt also die Zeit.“

Walter Stauffacher wandte sich an Arnold Winkelried: „Dich, Bruder Winkelried, frage ich jetzt ganz offen: Was ist dein Geheimnis?“

Feierliche Stille legte sich auf die Versammlung der Eidgenossen.

Arnold trat vor: „Hier gibt es kein Geheimnis, Brüder. Wir sind nur als ganze Stadt zurückgekehrt zu unseren Bundesgrundlagen. Es täte uns gut, sie auswendig zu lernen.“ Die Männer nickten ehrfürchtig. Es war ihnen abzuspüren, dass die Worte ihr Innerstes berührten. Arnold hob seine Hand zum Bundesschwur in die Luft. Feierlich taten es ihm die Männer gleich.

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.

Wir wollen trauen auf den höchsten Gott.“

Dies habe ich angewandt, als in unserer Stadt noch viel Unruhe herrschte. Doch wir haben gemeinsam einen neuen Weg gefunden, wie man Feinde tötet. Brüder ...“ Arnold schaute lachend in die Runde: „... wir schlagen die Massen von Feinden, in dem wir sie zu Freunden machen.“

Die Menge spendete tosenden Beifall, und sie redeten aufgeregt durcheinander. Ein Bauer rief: „Und wenn sie keine Freunde werden wollen?“

„Geht an denen vorbei, die keine Freunde werden wollen. Aber all diejenigen, die es möchten, nehmt weiter in euer Bundesrecht auf, so wie ihr es derzeit tut.“

Er zog aus seinem Umhang eine Pergamentrolle hervor und öffnete sie. Alle schauten gespannt auf seine Hand.

„Seht, wie viele den Eidgenossen beigetreten sind.“ Seine Stimme barst beinahe vor Begeisterung. Die Versammlung wurde davon sichtlich mitgerissen. „Im ersten Jahr schlossen sich zweiundzwanzig Einwohner von Meggen, elf von Adligenswil, achtzehn von Udligenswil, sechsunddreissig von Kriens, fünfzehn von Horw unserem Bunde an. Dann aber auch zehn von Weggis: insgesamt hundertzwölf Ausburger. In den weiteren zwei Jahren kamen über siebenhundert Ausburger dazu. Seht ihr, das ist doch schon eine stattliche Anzahl Freunde mitten unter unseren Feinden!

Wenn unsere Städte zu Vorbild-Städten werden, dann werden sich immer mehr unserem Bunde anschliessen. Und ich sage es zum Schluss, wie es ist: Irgendwann wird es so weit sein, dass die habgierigen Könige zum Krieg aufrufen, und keiner geht mehr hin.“ Begeisterter Applaus bestätigte die wunderbaren Worte. Alle freuten sich und begeistert warf ein Bauer seinen Hut in die Luft. Arnold trat zurück und gesellte sich zur Menge der Eidgenossen.

Nun trat Walter Stauffacher vor: „Um nochmals ins nüchterne Heute zurückzukehren: Was tun wir, wenn uns Leopold der Dritte trotzdem angreift?“

„Selbst auf dem Schlachtfeld noch verhandeln“, rief Arnold ihm zu. „Den Versuch unternehmen, ihn zu einem Freund zu machen.“

Lauter Beifall beglaubigte seine Worte. Ein vornehm gekleideter Statthalter drängte sich durch die Menge, packte Arnolds Hände und schüttelte sie. Sein Gesicht glühte sichtlich vor Eifer und Achtung.

„Konrad Amslin, Statthalter von Wolfenschiessen.“ Er hob seine Augen kurz zum Himmel. „Eine wunderbare Aussicht ist in deinen Worten. Darf ich gleich bei dir nächtigen, und morgen kommst du dann mit mir nach Wolfenschiessen?“

„Wenn es der Zustand meiner Familie zulässt, gerne.“ Arnold nahm seinen Stock. „Begleite mich nach Stans und sei willkommen in meinem Heim, Konrad. Meine Familie wird sich bestimmt über deinen Besuch freuen.“



Inzwischen war es Abend geworden, und alle erwarteten sehnhelichst die Heimkehr Arnolds. In der Feuerstelle züngelten und flackerten die Flammen. Der darüber hängende Kochtopf wartete nur darauf, endlich vom Feuer genommen zu werden. Heute würde es Gerstensuppe und Fladenbrot geben. Arnold mochte das besonders gern.

„Papa kommt, Papa kommt!“ Alle Kinder stürmten hinaus.

Anneli legte das Geschirr beiseite und trocknete ihre nassen Hände an ihrer Schürze ab. Schnell strich sie sich die Haare aus dem Gesicht, zupfte ihr Kopftuch zurecht und eilte auch zur offenen Türe.

Sie hatte gerade den Ausgang erreicht, da stürzte Arthur schon wieder herein und warf seine Mutter beinahe um. „Papa bringt Besuch mit vom Landtag“, sprudelte es gleich einem Wasserfall aus ihm heraus. „Gell Mama, der Mann darf heute bei uns übernachten?“

Die Mutter schmunzelte.

„Anneli!!!“ Arnold nahm seine Frau in die Arme und drückte sie fest an sich.

Er bemerkte ihren fragenden Blick.

„Darf ich vorstellen? Das ist Konrad Amslin von Wolfenschiesen“, erklärte er, auf seinen Begleiter deutend. „Er wird heute bei uns nächtigen.“

Anneli begutachtete den fremden Mann. Er trug einen mehrfarbigen, aufwendig verarbeiteten Gehrock. Eine wuchtige, vergoldete Kette hing um seinen Hals. Es musste ein sehr vornehmer, reicher Mann sein – und doch war er irgendwie auf seine Art einfach.

Sie nickte dem Fremden höflich zu.

„Konrad, das ist meine liebe Frau, Anneli.“

Konrad Amslin verbeugte sich leicht vor ihr und sagte mit galanter Manier: „Habe die Ehre, die werte Frau Gemahlin von Winkelried endlich persönlich kennenlernen zu dürfen!“

Mit einer Geste forderte Anneli sie auf hineinzukommen.

Von den Kindern umringt schritten die beiden Männer über die Türschwelle ins Haus. Arnold trug Bethli auf seinen Armen und Ruthli hüpfte fröhlich neben ihrem Vater her. Immer wieder rief sie aus: „Papa ist wieder da, Papa ist wieder da.“ Anneli lächelte.

„Wie das duftet“, rief der fremde Gast, als er in die Stube trat. „Da läuft einem gerade das Wasser im Munde zusammen!“

Arnold schnupperte in die Luft und gab Anneli einen dicken Kuss auf die Wange. „Das riecht wie ... Gerstensuppe – nicht wahr?“ Sie nickte lächelnd.

Arnold forderte Konrad Amslin und die Kinder auf, doch am gedeckten Tisch Platz zu nehmen.

Schnell legte Agnes dem Gast ein zusätzliches Gedeck auf. Der Fremde nickte ihr lächelnd zu.

Als sich alle gesetzt hatten, sprach der Vater das Tischgebet:

„Danke, Jesus, dass Du uns heute wieder so eine gute Mahlzeit beschert hast. Du sorgst immer so gut für uns. Danke, dass Du jetzt auch die Tischgemeinschaft segnest und ganz besonders unseren lieben Gast. Bewahre uns weiterhin in Deinem Frieden. Amen!“

Anneli schöpfte die Suppe. Hungrig begannen sie zu essen.

Das Feuer knisterte im Herd und verbreitete eine angenehme Atmosphäre. Bethli sass auf Papas Schoss und schaute immer wieder mit grossen, staunenden Augen zu dem fremden Gast hinüber. Die Löffel klapperten um die Wette. Die Suppe schien allen zu munden.

„Das schmeckt ja wieder ausgezeichnet, Anneli. Du hast dich mal wieder selbst übertroffen.“ Die Köchin errötete leicht.

Amslin nickte zustimmend. „So eine gute Suppe habe ich schon lange nicht mehr gegessen. Hmm!“ Genüsslich wischte er sich mit dem Handrücken über den Mund.

Bethli machte die Handbewegung unwillkürlich nach: „Hmm!“ Alle lachten herzlich über die Kleine.

„Arnold!“ Der Gast schien sich in der Familienrunde immer mehr zu Hause zu fühlen. „Erzähle doch nochmals die Geschichte vom Zöllner, von dem du mir unterwegs berichtet hast.“

„Was für ein Zöllner, Papa?“, fragte Arthur, der sich soeben das zweite Stück Brot in den Mund schob. Es war immer so spannend zu hören, was ihr Papa wieder alles mit Gott erlebt hatte.

„Das will ich euch gerne erzählen“, antwortete Arnold, der gerade mit seiner Suppe fertig war. „Ich sass heute Morgen unter einem Baum gegenüber der Zollschanke und wollte mir gerade

die befohlene Apfelpause gönnen.“ Arnold warf seiner Frau einen schelmischen Blick zu. Anneli lächelte.

„Da musste ich mithören, wie ein Zöllner – er heisst Klaus – ungerecht mit einer armen Frau und einem alten Mann umging und sie schamlos ausnahm. Ich sehe die Begebenheit wieder genau vor mir.

„Das Gesetz sagt, einen viertel Gulden, aber du stiehst mir und meinen Kindern das letzte Brot weg. Sag, wovon sollen wir noch leben?“ Genauso lauteten ihre Worte.

Der Zöllner sagte darauf nur: „Ja, ja, die Sprüche kennen wir alle.“

Tiefer Schmerz erfüllte mich bei diesen Worten, und ich betete zu Gott, Er möge durch mich diesem Unrecht begegnen. Da sah ich, wie die Frau eine Kette von ihrem Hals riss.

„Es ist mein letztes Andenken an meinen Vater. Bevor er starb, drückte er sie in meine Hand. Gib mir wenigstens ein paar Gulden Rückgeld“, beschwor sie den Zöllner Hände ringend.

„Bin ich denn eine Wechselstube?“

„Was seid ihr für abscheuliche Barbaren! Grausame Tiere! Reisende Wölfe!“ Die Frau nahm ihre beiden Kinder an der Hand und passierte die Schranke.

Nach ihr kam ein älterer Mann an die Zollschranke. Ich stand auf und hörte still zu.

„Zwei Gulden.“

„Dann reicht’s mir nicht mehr zum Essen.“

„Dann begib dich künftig nicht mehr auf so lange Reisen, Alter!“

Der Mann hob seinen Stock in die Höhe und rief erbost: „Wenn ich noch lebe und wenn wir in diesem Land zur Oberhand gekommen sind, dann werde ich dir die Hosen strammziehen, du Räuber!“

Bedrückt ging er davon. Jetzt konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich trat vor die Zollschranke. Der Zöllner verlangte von mir wie immer zwei Gulden. Da stieg Gottes Geist in mir hoch

und einem inneren Drang folgend gab ich ihm gleich das Doppelte und dazu noch meine Halskette, das letzte Andenken an meine Mutter.“

„Ohhhh!“ – Ein Raunen ging durch die Runde.

„Der Zöllner schaute mir verdutzt ins Gesicht und fragte verwundert, was das denn solle.“

„Jetzt kommt’s“, sagte Amslin zwischen zwei Bissen. Alle lauschten gespannt.

„Ich sagte ihm, dass es zwei Gründe gäbe. Wenn ich gestorben wäre, könne ich das alles nicht mitnehmen und mein Geld im Beutel würde mir da auch nicht weiterhelfen.“

Amslin nickte zustimmend.

Arnold legte seine Hand auf die Brust: „Vor Gott würden nur das gute Gewissen und der Herzensfriede zählen. Zum Zweiten wollte ich den armen und betrogenen Menschen helfen.“

„Und wie hat der Zöllner darauf reagiert?“ fragte Arthur.

„Jetzt lass Vater mal in Ruhe weitererzählen und sprich nicht immer drein!“, wies Agnes unter Zustimmung der anderen Schwestern ihren jüngeren Bruder zurecht.

Arnold sah seinen Sohn halb amüsiert, halb ernst an und fuhr fort: „Der Zöllner, der mir aufmerksam zuhörte, fragte mich, weshalb ich denn nicht den Armen mein Geld und meine Kette geben würde.“

Ich erwiderte ihm, dass das doch nur wie ein Tropfen auf den heißen Stein wäre. Ich wolle ihren Schmerz von Grund auf kennenlernen, bis ich die tiefere Lösung aus Gott gefunden hätte. Und beim Weitergehen doppelte ich nach, dass wir doch Morgen einander erzählen sollten, wer von uns besser geschlafen habe. Wer von uns beiden durch diese Begegnung glücklicher geworden sei.“

„Welche Weisheit!“ Konrad war begeistert. „Ich bin gespannt, was der Zöllner morgen für eine Antwort gibt.“

Zu Anneli und den Kindern gewandt erklärte er: „Ich bin Statthalter von Wolfenschiessen und ich habe Arnold gebeten, morgen mit mir in meine Stadt zu kommen. Leihweise, sozusagen.“

„Was heisst ‚leihweise‘?“ Käthi runzelte die Stirn.

„Ich glaube, ich bin euch eine Erklärung schuldig.“ Arnold sah, dass Anneli ihn mit fragenden Augen anschaute.

„Ich bin am Landtag zum ‚Leihstatthalter‘ berufen worden. Jeder Statthalter darf mich einen Tag lang ausleihen. Ich darf ihnen dabei helfen, dass auch ihre Stadt zu einer Stätte des Friedens wird, so wie es auch die unsere geworden ist. Keine Angst, es wird nur einen Tag die Woche sein.“

„Ja, wir haben es schon am Landtag vernommen.“ Konrad Amslins Augen strahlten: „Arnold hat es als Statthalter in kurzer Zeit dahin gebracht, dass es in seiner Stadt keinerlei Straftaten, keine Zwangssteuern, noch Ehescheidungen und dergleichen mehr gibt.“ Seine Stimme klang voller Anerkennung und Begeisterung.

„Das möchte ich in meiner Stadt auch: Diese Herrschaft des Friedens, die Arnold uns so vorbildlich vermittelt und vorlebt! Ich habe mich jetzt vor Ort selber überzeugen lassen. Arnold hat mich nach dem Landtag durch seine Stadt geführt. Man spürt den Frieden förmlich! Arnold, von dir können wir Eidgenossen wirklich etwas lernen! Hut ab!“ Er klopfte Arnold anerkennend auf die Schultern.

„Wie ich es bereits am Landtag erwähnte, Konrad, wir sind als ganze Stadt lediglich zu unseren Bundesgrundlagen zurückgekehrt. – Kinder?“ Arnold schaute in die Runde. „Wie lauten unsere Bundesgrundlagen? ... Arthur?“

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern. In keiner No...not uns trennen und Gefahr! Wir wollen frei sein, wie die Väter waren. Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.“

„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott!“, stimmte Amslin mit ein, seine Hand feierlich zum Schwur erhoben. „... und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!“

„Arnold, ich freue mich, dass du morgen mit mir nach Wolfenschiessen kommst. Es ist sicher hilfreich, wenn du mir als Statthalter mit deinem erprobten Rat zur Seite stehst.“

Sie erzählten sich noch lange, bis die Kinder zu Bett geschickt wurden und auch Anneli, Arnold und Amslin sich schliesslich zum Schlafen zurückzogen. Mussten sie doch morgen bei Kräften sein, sie würden wieder einen weiten Weg vor sich haben.



Der nächste Morgen kam viel zu bald.

Anneli sah wehmütig zu den beiden Männern hinüber, die sich zur Reise nach Wolfenschiessen bereit machten.

Sie hatte erneut schlecht geschlafen und vom Krieg geträumt. Gestern hörte sie Arnold mit Konrad darüber reden. Es würde wahrscheinlich Krieg geben, meinte Konrad.

Leopold verbünde sich zurzeit mit etlichen Gesinnungsgenossen. Die aktuelle Lage sei gespannt. Sie müssten darauf gefasst sein, dass es jederzeit losgehen könne.

Ihr war bange. Sie wollte lieber, dass Arnold dablief, wollte ihn um sich haben, doch nun brach er wieder auf.

Einmal mehr verabschiedete er sich von jedem Einzelnen der Kinder. Die kleineren Kinder hängten sich an ihn, sodass er sich kaum aus der Türe bewegen konnte.

Anneli zerriss es fast das Herz, ihren Mann jetzt gehen zu lassen. Schnell rannte sie Arnold nach und stellte sich ihm in den Weg. Sie konnte sich der Tränen nicht erwehren.

Sie würde ihm so gerne mitteilen, wie es in ihr aussah und was für Ängste sie um ihn ausstand. Wenn sie doch nur eine Zunge hätte! Rufen – ja, rufen würde sie: *Arnold, bleib bitte hier!!!!* Doch nun konnte sie nur mit den Augen reden und weinen. Sie fühlte sich wie ein vom Sturm aufgewühlter See. Auch Arnolds mutmachende Worte konnten dieses Mal die Unruhe nicht zum

Verstummen bringen. Es war, ja, es war wie eine Vorahnung – eine Vorahnung drohenden Unheils. Mit flehendem Blick versuchte sie, ihren Mann zum Dableiben zu bewegen. Arnold nahm seine Frau in die Arme und drückte sie fest an sich. Er verstand sehr wohl, dass sie ihn am liebsten zuhause behalten wollte. Doch auf der anderen Seite spürte er ganz stark, dass es Gott war, der ihn nach Wolfenschiessen zog. Sonst hätte er die ganze Reise abgebrochen.

Auch Anneli spürte trotz aller widerstrebenden Gefühle diesen Frieden. Ja, wenn sie tief in sich hineinhorchte und auf ihr Herz achtete – spürte sie da das Wohlgefallen und die Gegenwart Gottes nicht ganz stark?

Arnold schaute tief in die Augen seiner Frau. Ihm blieb dieser in ihrer Seele tobende Kampf nicht verborgen. Doch es blieb ihm jetzt nichts anderes übrig, als seine Frau und die Kinder Gottes treuen Händen anzubefehlen. Er wusste mit grosser Gewissheit: Da waren sie sicher aufgehoben.

Auch Anneli wusste es. Sie hatte Gottes Hilfe und Treue so oft erfahren. Sie wollte jetzt stark sein und Gott vertrauen.

Da flüsterte wieder ein Stimmchen: „Und was sagt dir Mama jetzt?“ Ruthli hatte den stummen Dialog zwischen den Eltern aufmerksam verfolgt.

Der Vater sah zu der Kleinen herunter und antwortete ihr: „Die Zeit würde fehlen, es dir zu erklären, Liebling. Dieses Mal waren es weit mehr als tausend Worte.“

Arnold wandte sich wieder seiner Frau zu und sagte leise. „Anneli, du bist nie allein! Hörst du? In Gott leben und weben und sind wir. Er ist in dir, in mir – in den Kindern! Jesus sagt: Ich bin alle Tage bei euch! Und keiner, ja keiner versteht uns besser als Er! Glaub es mir, da macht es keinen Unterschied, ob wir uns ausdrücken können oder nicht! Er ist dein Schirmherr und dein Ratgeber! – Du bist nie allein, Anneli!“

Die Worte brachten ihr inneres Stimmengewirr zur Ruhe. Arnold strich über die feuchte Wange. „Dann, leb wohl, mein Liebes. Bis morgen!“

Konrad Amslin hatte dem Abschiednehmen zugeschaut und streckte Winkelrieds Frau zaghaft seine Hand entgegen.

„Auf Wiedersehen, Anneli! ...“

Er hüstelte verlegen. „... Entschuldigt! Frau Winkelried!“

Er sah sichtlich betroffen und nachdenklich aus.

Unterwegs mit Konrad Amslin

Eine Zeitlang wanderten sie schweigend nebeneinander durch die sanft abfallenden Wiesen, jeder in seinen Gedanken versunken.

„Wäre es unanständig von mir, nach der Botschaft ihres Blickes zu fragen?“, unterbrach Konrad die Stille. Arnold blieb kurz stehen und schaute dem Statthalter in die Augen: „So hat sie mich noch nie angesehen. Es war mir, wie ... wie wenn sie mich noch ein letztes Mal ansehen wollte.“

„Hmmm ...“ Nachdenklich gingen beide weiter. Arnold versuchte sich loszureissen von diesem eindringlichen Blick Annelis: *Herr, was ist das? Sie hat mich angeschaut, wie wenn sie mich nie mehr sehen würde ...*

Kurz darauf erreichten sie den Zoll. Zwei Männer standen mit grimmiger Miene vor einem Schlagbaum. Konrad war überaus gespannt, was diese gestrige Begegnung mit Winkelried bei dem Zöllner ausgelöst hatte. Das Gesicht von Klaus erhellte sich, als er Arnold erblickte.

„Guten Morgen, Winkelried. Heute ist Freizoll für dich!“

„Ah ja, seit wann das? Ich will aber bezahlen!“

„Nein, nein, Du hast gestern schon bezahlt. Geh!“

Mit einem verdutzten Seitenblick auf Arnold zog Konrad seinen Geldbeutel aus der Tasche und bezahlte den verlangten Betrag. Klaus hob den Schlagbaum mit einem: „nen schönen Tag wünsch ich“, und liess die beiden passieren.

Als sie sich ein wenig entfernt hatten, konnte sich Konrad nicht mehr zurückhalten: „Das gibt’s ja nicht, hast du das gesehen? Die gefräßigen Hunde werden doch niemals satt, selbst wenn man ihnen hundert Gulden gäbe! Deine gestrige Begegnung scheint ihm ziemlich Eindruck gemacht zu haben. Wie bist du überhaupt darauf gekommen, ihm deine Kette zu schenken?“

„Es war eine Wirkung von Gott. Auf einmal kam mir in den Sinn, dass ich das so machen könnte, oder anders gesagt, es ist in meinem Innern aufgestiegen. Genau diese Reaktion hat das Herz des Zöllners mehr getroffen als viele ermahrende Worte!“, lächelte Arnold.

„Aha . . ., ja?!“

Konrad Amslin war verblüfft. Was Arnold ihm da erzählte, war etwas ganz Neues für ihn.

Achten auf das, was in mir hochsteigt? Was meint er damit? Ob ich ihn wohl fragen soll? Ach, ich habe ja noch so viele andere Fragen auf dem Herzen.

„Du, Arnold, was hältst du von einer Nachtbeleuchtung?“

„Nachtbeleuchtung? Was meinst du damit?“

„Meine Bürger haben vorgeschlagen, während der ganzen Nacht grosse Feuerfackeln brennen zu lassen, dass man auch bei Dunkelheit auf den Strassen alles sehen und umhergehen kann. Dann müssen wir nicht gleich schlafen gehen, wenn es dunkel wird.“

„Hast du dir auch schon überlegt, was dies für die Arbeiter bedeutet? Am Abend länger aufbleiben bedeutet in der Regel, am Morgen dafür später aufstehen. Meines Erachtens lehrt uns Gott schon durch die Natur, dass am Abend Ruhe einkehrt und die fruchtbarste Zeit am frühen Morgen ist. Die Vögel kehren ja auch in ihre Nester zurück, wenn es dunkel wird. Dafür sind sie dann schon ganz früh munter und singen ihrem Schöpfer bei Tagesanbruch ihr Loblied. Doch, wenn du willst, dass alle eure Arbeiter tagsüber müde sind, weil sie ein Nachtleben beginnen, dann tue es.“

„Nein, möchte ich natürlich nicht. An diese Zusammenhänge habe ich gar nicht gedacht. Jetzt verstehe ich erst, wieso sie auf die Idee mit der Nachtbeleuchtung gekommen sind.

Jedenfalls nicht, weil sie am Morgen früh aufstehen wollen, um Gott zu suchen. Viel eher deshalb, damit sie noch länger in der Weinstube sitzen und tratschen können. Wie gut, dass ich dich gefragt habe! – Darf ich dir nochmals eine Frage stellen?“

„Nur zu, wir können alles besprechen, was dir am Herzen liegt!“

„Weisst du, bei uns sind Vorschläge eingegangen, wir sollten für Kranke und Hinterbliebene Geld zusammenlegen. Was hältst du davon?“

„Das ist sicher eine feine Sache. Tut es, macht jedoch niemals eine behördliche Massnahme daraus, sonst werden sich die eigenen Kinder nicht mehr um die Eltern kümmern. Zuletzt würdet ihr dieser Einrichtung dienen und nicht mehr die Einrichtung euch.“

„Tja, von woher dir immer all diese Zusammenhänge kommen!? – Was hältst du davon, Gelder zusammenzulegen, damit im Fall eines Hausbrandes oder irgendeiner Schädigung keiner verarmen muss. Wäre das nicht gut?“

„Das klingt wie: ‚Wir sind alle Brüder‘. Aber hast du wirklich bleibenden Frieden bei diesem Gedanken?“

Konrad kratzte sich am Kinn: „Ja, das ist eben das Problem. Ich finde es eine ganz gute Idee, komme aber doch nicht recht zur Ruhe darüber. Siehst du irgendwelche Gefahren dabei?“

Arnold sah ihm ernst in die Augen: „Wenn wir in einer Sache keine tiefe Ruhe haben, müssen wir unbedingt herausfinden, weshalb das so ist. Erst wenn wir die Zusammenhänge klar erkannt haben, sollten wir entscheiden. Was die Gefahr betrifft, fürchte ich, dass sich bald einer auf das zusammengelegte Geld setzt und irgendwann Zwangsabgaben daraus macht, wie heute aus allem Zwangsabgaben gemacht werden.“

„Ja das könnte man doch mit entsprechenden Gesetzen verhindern.“

„Und wenn du nicht mehr da bist, ist das Geld doch noch vorhanden und lockt Betrüger an wie der Speck die Mäuse.“

„Hm, das stimmt. Wir werden also nochmals überlegen, was die beste Lösung ist.“

Der Weg führte sie durch ein kleines Dorf. Frauen mit Körben, stolze Reiter mit Pferden und zahlreiche Menschen, Bauern aus dem einfachen Volk, drängten sich durch die engen Gassen. Sie durchschritten ein Tor, das von wuchtigen Steinmauern umgeben war. Die Ziehbrücke war heruntergelassen, sodass sie das Gewässer überschreiten konnten. Frauen lehnten am Geländer der Brücke und erzählten sich Neuigkeiten. Die Sonne schien, es war warm und schön. Ein friedliches Bild bot sich ihren Augen. Sie blieben kurz stehen, um dann die vor ihnen liegende Steigung in Angriff zu nehmen.

„Hast du denn nie Probleme und schwer damit, Gott zu vertrauen? Du bist in allem so zuversichtlich. Man könnte fast meinen, dass dich nichts und niemand aus der Ruhe bringen kann.“ Konrad keuchte ein wenig bei dem starken Anstieg hinter dem Dorf, der sie auf den Weg oberhalb der Schlucht hinaufführte.

„Sicher habe ich das auch. Wie du weisst, nehme ich als Statthalter kein Gehalt entgegen und lebe mit demselben bescheidenen Lohn wie meine einfachsten Diener. Ich habe aber Frau und sechs Kinder zu ernähren. Doch ich habe keinen Mangel, Gott versorgt uns. – Sieh mal da drüben ...“

Arnolds Hand zeigte auf zwei Männer, die mit abschätziger Miene die Ankömmlinge betrachteten.

Konrad erschrak: „Die raffgierigen Steuervögte des Obersteuervogtes Peter von Torberg.“

Arnold schien auch nicht gerade erfreut über die sich anbahnende Begegnung.

Einer der reich gekleideten Vögte sprach sie herablassend an:
„Wie lang seid ihr schon unterwegs?“

„Vier Stunden.“

„Habt ihr den Pfadzoll bezahlt?“

„Ja, vor einer Weile ... zwei teure Gulden“, antwortete Konrad.

„Wir meinen nicht den Durchgangszoll, wir meinen den Pfadzoll. Der ist neu eingeführt worden. Vier Stunden unterwegs, das macht – gerade mal acht Gulden für die werten Herren!“

Jetzt konnte sich Arnold nicht mehr halten: „Diese Welt gehört uns allen gleich. Wer gibt euch das Recht, uns für Wege und Pfade auszubeuten, die wir mit unseren eigenen Händen im Schweiß unseres Angesichts gebaut haben?“

„Du elender Kuhbauer!“ Der Zöllner ballte seine Hand zu einer Faust und schlug Arnold zu Boden. „Los, her mit dem Weggeld. Wir müssen diesen Fussweg auch da und dort wieder instand bringen können.“

Er trat dem am Boden Liegenden mit aller Kraft in den Arm und in die Hüfte. Arnold stöhnte und rollte sich zur Seite. Konrad wurde zornig. Er wusste wohl, dass sie keinerlei Recht hatten, sich gegen die Ungerechtigkeiten dieser Vögte zur Wehr zu setzen, aber das wollte er sich von zwei solchen Grünschnäbeln dann doch nicht bieten lassen.

„Wir haben immer mit eigenen Händen alle abgerutschten Stellen selber wiederhergestellt.“ Konrads Stimme zitterte. Er drehte seine Handflächen nach oben und trat empört auf den zweiten Zöllner zu. Der gab ihm einen Tritt in den Bauch, sodass auch er neben Winkelried niederstürzte.

„Siehst du, das ist der Grund, warum es mir so schwer fällt zu vertrauen“, raunte Konrad seinem Gefährten zu.

„Jetzt ist die Zeit zu vertrauen. Gott wird sie unter unsere Füße geben.“

Beide lagen eng an einem Abgrund. Arnold erinnerte sich daran, wie ängstlich die Kinder sich bei dieser gefährlichen Stelle je-

weils an die Eltern geklammert hatten, als er einen der jungen Männer sagen hörte:

„Komm, machen wir kurzen Prozess. Stossen wir sie den Abhang runter.“

„Nein!!!!“, schrie Konrad.

Doch der Vogt holte zu einem Tritt aus, um die beiden Männer in die Schlucht zu stürzen. Unerwartet glitt er auf den Steinen aus und versuchte, sich verzweifelt an seinem Kumpan festzuhalten. Mit einem Aufschrei verlor er jedoch das Gleichgewicht, und beide Vögte rutschten über den Rand der Klippe in die Tiefe. Im letzten Moment konnte sich der eine am Ast unterhalb der Felsenklippe festhalten und sein Kumpan hing, sich an dessen Beinen festklammernd, über dem gähnenden Abgrund. Er schrie gellend.

Unter Schmerzen kroch Winkelried zur Absturzstelle und packte die Hand des Vogtes.

„Bitte, lass uns nicht los!“, schrie der eine. Todesangst verzerrte sein Gesicht. „Ich sehe alles ein, was ich verkehrt gemacht habe! Ich habe gestohlen, betrogen, gelogen, Mädchen und Frauen missbraucht.“ Seine Stimme überschlug sich: „Wir haben Gelder verlangt, die uns gar nicht zustanden ...“

Der andere rief: „Ich habe Ehebruch begangen und viel Geld unterschlagen. Ich werde alles zurückgeben. – Hilf uns bloss da wieder hoch!“

Mit allen Kräften versuchte Winkelried, sie hochzuziehen. Konrad hielt ihn an seinen Beinen fest. Arnold stöhnte: „Oh, mein Arm, mein Arm.“ Trotz aller Anstrengung gelang es Arnold und Konrad nicht, die zwei schweren Männer über die tödliche Klippe zu zerren. Mit Entsetzen bemerkten sie, wie der Ast, an dem sich der Steuervogt mit der einen Hand festhielt, knackte und sich vom Felsen ablöste. Arnolds Arm schmerzte heftig. Er versuchte die beiden Vögte festzuhalten ... vergeblich. „Oh, hätte er mich nur nicht in den Arm getreten“, stiess er mit schmerz-

verzerrtem Gesicht hervor. Unter Mark erschütternden Schreien stürzten die beiden Männer in die Tiefe. Ein dumpfer Aufprall beendete ihren Fall.

„Erst jetzt erkenne ich, wie gut es sein kann, wenn Gott nicht alles sogleich richtet.“ Konrad blickte erschüttert über Winkelrieds Schulter in die Schlucht hinunter.

„Alles, was wir anderen antun, muss früher oder später auf uns zurückkommen.“ Arnold war fassungslos.

Seufzend rappelten sich die beiden aneinander hoch und wischten sich den Staub von den Kleidern. Konrad nahm seinen Hut, schüttelte ihn und setzte ihn auf.

Das gemeinsame Gespräch gewann an Tiefe, während sie ihren Weg betroffen fortsetzten.

Endlich erreichten sie das Städtchen Wolfenschiessen. Nun schien die Nachwirkung des todbringenden Erlebnisses zumindest bei Konrad in weite Ferne zu rücken.

Stolz zeigte er Arnold seine Stadt.

Die Strassen waren voller Menschen. Musikanten lärmten, Gaukler und Feuerschlucker zeigten ihre Kunststücke, und Händler hielten ihre Ware feil. Ein buntes, lebendiges Treiben erfüllte die Gassen.

Der Gastgeber schaute erwartungsvoll auf Winkelrieds Reaktion: „Ich dachte, du solltest als Erstes das Leben in meiner Stadt sehen. Weisst du, das Leben, von dem du immer wieder sprichst! Schau, hier ist es. Geniesse es in vollen Zügen. Jeder darf sich hier sein Geld in völliger Freiheit verdienen, wie er gerade will. – Steuern, ähm, müssen sie allerdings noch immer bezahlen.“ *Wie wird er reagieren?*

Arnold spitzte nur nickend den Mund, als er die Musikanten mit dem Hut Geld einsammeln sah. Dann blieb sein Blick an zwei Frauen hängen, die vor einer verwehrten Hütte sassen. Schwarze Haare fielen der einen ungekämmt auf die Schultern.

Sie kniete vor einem kleinen Feuer und zelebrierte mit Knochen und allerlei Gegenständen Beschwörungsformeln. Die andere Frau war jung und gepflegt. Erwartungsvoll blickte sie die Wahrsagerin an.

„Ein jeder in Freiheit sein Geld verdienen?“

Arnold trat zu den beiden hin und hörte zu, wie die Zauberin der jungen Frau prophezeite: „Du wirst noch vier Kinder haben und fünfundfünfzig Jahre alt werden. In zwei Jahren wird dein Haus niederbrennen, und deine ältesten Söhne werden vom Krieg nicht mehr zurückkehren.“ Beschwörend liess sie ihre Hände über dem Feuer kreisen.

Die junge Frau war ganz erschrocken: „Aber ich habe ja gar keine Kinder!“

„Ich sage dir ja, du wirst noch vier bekommen.“

„Was, und zwei Söhne werden im Krieg umkommen, mein Haus wird abbrennen ...“ Sie brach in Tränen aus.

„Hm ... Ein jeder darf in Freiheit sein Geld verdienen, aber nur auf Kosten der Nächsten!“ Winkelried schüttelte den Kopf.

„Ist etwas nicht in Ordnung?“, fragte Konrad leicht verlegen.

„Spürtest du bei ihren Worten Frieden oder eher Beklemmung?“

„Ja, schon eher Beklemmung.“

„Warum hast du sie als Statthalter dann nicht zur Rechenschaft gezogen und geschult?“

„Geschult? – Worin?“

„Du wolltest mir doch zeigen, wie ihr dieses Leben pflegt, von dem ich immer spreche. – Na los, dieser Frau wurde soeben vor deiner Nase das Leben genommen.“

„Aber was hast du denn, sie lebt ja noch? Schau doch, da sitzt sie!“

„Ja, sie lebt, aber weniger als noch vor zehn Minuten, weil dieser frei verdienende Lügengeist sie ungehindert ihrer inneren Freiheit beraubt hat.“

„Ist denn das so schlimm? Das tun doch heute alle!“

„Diese Frau bist doch du!“

„Bin ich???“

„Ja, du bist Teil dieser Frau.“

„Bin ich das wirklich?“

„Verstehst du denn nicht? Wir sind alle Brüder. Nur einen Leib bilden wir alle zusammen. Früher oder später werden sich all diese kleinen Lebensverluste der Einzelnen zu einer einzigen grossen Gesamtproblematik zusammenbrauen ...“

Mit diesen Worten zog Winkelried seinen Gastgeber hinter sich her, hin zu der Betrogenen:

„Frau ...“

„Was wollt Ihr von mir?“, erwiderte die Verstörte erschrocken.

„Spuck dieses Wahrsagen wieder aus und bitte Gott um Vergebung. Wahrsagerei ist Sünde vor Ihm. Es war obendrein eine einzige Lüge.“

Arnolds Augen strafte die Zukunftsdeuterin.

Die Wahrsagerin warf ihm einen finsternen Blick zu. Sie raffte ihre Gegenstände schnell zusammen, erhob sich und verschwand leise schimpfend in ihrer Hütte.

„Darf ich das wirklich?“ In den Augen der jungen Frau zeigte sich Hoffnung.

„Bitte, tu es!“, forderte Arnold sie auf.

„Ja, es stimmt! Vergib mir, Gott. Ich suchte ausserhalb von Dir Halt. Stattdessen verlor ich ihn.“ Dann spuckt sie kräftig auf den Boden. „Nie mehr will ich etwas mit Wahrsagerei zu tun haben!“

„Und wie geht’s dir jetzt?“

Sie schaute erleichtert zu Arnold auf und begann zu strahlen:

„Danke, wesentlich besser.“

„Ging das Leben wieder hoch in dir?“, erkundigte sich Konrad.

„Ja und ob! Aber wieso ...“

Der Statthalter begann vor Erregung, um sie herumzuhüpfen.

„Arnold, es ging wieder hoch! Das Leben ging wieder hoch in ihr!!! Ich beginne, zu verstehen: Unter Leben verstehst du gar nicht all den Pomp, die Musik und den Tanz!“

Arnold wandte sich an die Frau:

„Hast du gespürt, dass du soeben das Leben Gottes in dir herrschen liessst?“

„Ich habe einfach gespürt, wie die Lebensfreude in mich zurückkam“, versuchte sie das Erlebte in Worte zu kleiden.

„Ab heute soll der Friede Gottes und Sein Leben in dieser Stadt Einzug nehmen und herrschen“, rief Arnold.

„Nur was uns gemeinsam hochhebt, wollen wir anstreben und tun. Was uns aber gemeinsam niederzieht, das lassen wir. – So einfach ist das! Jetzt habe ich verstanden.“ Konrad Amslin war begeistert.

„Also, vielleicht bis später. Heute Abend bei mir in der Weinstube?“, verabschiedete sie sich fröhlich von den beiden.

„Komm Arnold, wir gehen weiter!“

Nach wenigen Metern trafen sie auf eine grosse Menschenansammlung.

„Was mag hier los sein?“

„Hier sind wir am Gerichtsplatz. Lass mal sehen. – Aha, das geschieht diesen zänkischen Weibern recht!“

In einer Halsgeige fauchten sich zwei wild zerzauste Frauen an. Ihre Hälse waren in das Holz eingespannt wie zwei Ochsen in ihr Joch. Sie konnten nicht voneinander weg, aber auch nicht so nahe, dass sie sich angreifen konnten. So blieb ihnen nur das gegenseitige Beschimpfen, Verwünschen und Anspucken.

Kinder hoben Pferdemit auf und versuchten, damit die Gesichter der zwei Frauen zu treffen.

„Du bist daran schuld!“

„Nein, du!“

„Du hast angefangen!“

„Nein, du!“

„Ich hasse dich!“

„Ich verachte dich!“

„Wenn ich da wieder rauskomme, wirst du dein blaues Wunder erleben.“

„Miststück!“

„Du dumme Ziege!“

„Habt ihr’s auch schon mal mit einer vernünftigen Aussprache versucht?“ Winkelried war doch etwas erstaunt über die Methoden des Statthalters. „Was haben sie denn getan?“

Eine Frau aus dem Volk gab Antwort:

„Die eine macht der anderen den Vorwurf, ihr Kleid sei zu kurz und zu reich verziert. Die Richter befanden beide für schuldig, weil die eine wirklich eine zu breite Spitze am Rock trägt, wie es der Rat der Stadt nicht erlaubt, und die andere, weil sie ihre Nachbarin mit Schimpfwörtern öffentlich beleidigt hat.“

Arnold konnte es nicht fassen: „Habe ich also recht verstanden, du schreibst den Menschen in deiner Stadt vor, wie breit die Spitzen an ihren Röcken sein dürfen?“

„Na, sicher, die würden sonst jedem neuen Brauch nachgeben.“

„Nun, dann wundere dich aber künftig auch nicht darüber, wenn solche Streitereien kein Ende nehmen.“

„Was ist denn daran falsch?“

„Erkläre den Menschen das Wesen der Dinge und stülpe ihnen nicht einfach starre Gesetze über den Kopf. Wenn dir ein Kleid unsittlich erscheint, dann stell deinem Volk die daraus entstehende Unmoral vor Augen. Sie müssen doch verstehen, warum sie sich sittsam anziehen sollen.“

Unweit davon sah er eine Frau in einer Trülle. Ihr Kopf war nach unten geneigt. Nur mit Mühe konnte sie sich an den Holzstäben aufrecht halten. Erwachsene und Kinder drehten immer mehr an ihrem Holzgefängnis, bis sie weinend zu Boden fiel.

Links davon war eine andere Frau mit Ketten an eine Mauer gefesselt. Alle spuckten die Verurteilte an, verlachten und verhöhnten sie und schnitten ihr Grimassen.

Ein Mann trat herzu und entleerte eine Schale mit flüssiger Butter über ihrem Kopf. Das Fett floss über ihre Wangen und beschmierte das ganze Kleid.

„Dieses Gericht habe ich bewusst auf heute verlegt, damit du dir alles einmal anschauen kannst. Du sollst sehen, wie wir das Böse von uns fernhalten“, protzte Konrad Amslin.

Auf einer Tafel über der angeketteten Frau stand: „Gewicht gefälscht“. „Siehst du, die rechts hat ihre Gewichtssteine angefeilt und wurde vom Eichmeister erwischt. Und die links hat überall herumgeschwätzt und Verleumdungen unter das Volk gestreut.“

„Darf ich mal eine Frage stellen?“

„Aber sicher.“

„Denkst du, dass die gegenseitige Achtung durch diese Art Strafen zunehmen oder abnehmen wird, wenn sie sich hernach wieder im normalen Alltag begegnen?“

Konrad wurde ganz verlegen: „Also, in gewissen Fällen haben sie sich gehasst bis zum bitteren Ende.“

„Geht bei dir das Leben hoch oder runter, wenn du diese Dinge einmal an der Kraft des Lebens aus Gott bemisst?“

„Oh ... und wie es runtergeht ...!“

Schnell trat Konrad in die Mitte.

„Hört auf damit, es ist genug! Wir wollen diese Frauen ja nicht gerade töten. Bedenket alle, schon Morgen könntet vielleicht ih in diesem Käfig sein.“ Verlegen meinte er: „Wir werden gelegentlich noch einmal über diese Strafen sprechen.“

Konrad musste schlucken. Jetzt hatte er doch Arnold so viel Gutes in seiner Stadt zeigen wollen, doch ein übers andere Mal musste er erkennen, dass da noch einiges zu verbessern war.

Im Weitergehen kamen ihnen Betrunkene entgegen.

Einer rief: „Hallo, Koni! Da drüben gibt's Freiwein.“

„Freiwein? Von wem denn?“

„Wir kennen den Mann nicht, aber schon seit Stunden spendiert er uns allen Wein, so viel wir nur wollen.“

„Ob das der Dieb aus der Judengasse ist?“, fragte sich Konrad. Seine Aufmerksamkeit fiel auf zwei Bettler, die am Wegrand sasssen. Er schaute zu Winkelried und meinte lachend: „Da kommt mir eben eine ausgezeichnete Idee. Komm!“

Sie gingen zu den Bettlern, und nach einer kurzen Absprache verschwanden die vier Männer um die Ecke des Hauses. Dort im Verborgenen tauschten sie ihre Kleider.

Konrad und Arnold trugen die Lumpengewänder der Bettler. Sie hatten zusammen abgemacht, ihre Kleider für eine Stunde zu wechseln.

„Was hast du vor?“ Arnold konnte sich keinen Reim darauf machen.

„Hm, das wirst du gleich sehen. Wir gehen jetzt in die Weinstube und lassen uns Wein spendieren.“

„Halt, ihr Zwei!“ Er rief zwei Stadtknechte herbei. „Ihr kommt mit rein, es gibt Arbeit für euch. Mischt euch in der Stube unauffällig unters Volk, bis ich euch rufe!“

Sie stiessen die knarrende Türe der Schankstube auf und traten in das düstere Gewölbe.

Ihre Augen mussten sich zuerst an die dort herrschende Dunkelheit gewöhnen. Bald aber hatten sie entdeckt, was sie suchten.

„Da!“ Konrad stiess Arnold am Arm. In der Mitte des Wirtshauses sass ein Mann vor dem riesigen Eichentisch. Er war so besoffen, dass er sich kaum auf der Bank halten konnte. Die beiden Lumpen erblickend grölzte er: „He, ihr Bettelgesindel, kommt sauft mit mir!“ – Er rülpste. – „Heute bezahle ich alles.“ Einladend hielt er sein mit Wein gefülltes Kuhhorn in die Höhe. Als die zwei Verkleideten sich zu ihm gesellten, rückte er zur Seite, um ihnen auf der Bank Platz zu machen.

So zechten Konrad und Winkelried, als Bettler verkleidet, mit dem freigebigen Mann. Er schenkte dem Statthalter ein zweites Mal ein und lallte: „Rumpadi-bum-der-Stiel-ist-krumm. Komm, armer Bettelsack, Lumpenpack. Sauf mit, Rumpadi-bum.“

„Du, guter Freund“, meinte Konrad, „so reich wie du möchte ich auch mal werden. Donnerwetter! Mit deinem dicken Geldbeutel würde ich mir ein ganzes Paradies kaufen!“

Der Freigebig zog den vermeintlichen Bettler ganz nah zu sich heran und flüsterte ihm ins Ohr:

„Gut hab ich’s gemacht! Psst ... In der Judengasse, und als der Krummnas ... rülpst ... einem Bäuerlein wechselte ... schwupp-di-wupp ... und gar nichts hat er gemerkt!“

Triumphierend klopfte er Konrad auf die Schultern. Sie begannen laut zu lachen und stiessen aufs Neue mit ihm an.

Der Statthalter zwinkerte mit den Augen zum anderen Tisch hinüber und gab den zwei Stadtknechten das Zeichen zu kommen. Diese standen auf und packten den Freigebig: „Im Namen des Gesetzes kommen wir, euch in das Rathaus mitzunehmen. Der Richter muss euch dort etwas fragen.“

„Nein, nein, aber ... Aber ich muss jetzt ins Nachbardorf, einen Stall besorgen!“, versuchte sich der Dieb zu befreien.

„Oh nein, da gibt’s kein Entrinnen.“ Die Stadtknechte banden den Mann und führten ihn aus der Weinstube. Sein anfänglich lautes Zetern wurde leiser und leiser.

Ganz selbstzufrieden lächelte Konrad Winkelried an. Beide zogen die Kapuzen wieder von ihren Köpfen herunter.

„Jetzt habe ich aber etwas von dir gelernt!“ Arnold zwinkerte, und beide lachten herzlich.

In der Zwischenzeit war es Abend geworden.

„Es war ein herrlicher und lehrreicher Tag. Kommst du wieder einmal zu mir?“, bat Konrad.

„Ich könnte mir vorstellen, dass das eine Weile dauert, bei der ständigen Vermehrung der eidgenössischen Orte. Du wolltest mir doch noch deine Familie vorstellen und mir das Nachtlager zeigen. Danach muss ich aber schlafen. Ich möchte mir morgen in aller Frühe Zeit für Gott nehmen und gleich danach wieder heim zu meiner Familie. Der Morgen fängt doch am Abend an!“

„Ähm, was? Der Morgen fängt am Abend an?“

„Das erklär ich dir vor dem Einschlafen, wir sollten jetzt gehen!“

Arnold machte sich zeitig am nächsten Tag auf den Weg.

Klaus sass ganz nachdenklich am Zoll: „Ist frei für dich.“

„Ist es möglich, schon wieder? Wozu stehst du dann noch hier?“

„Der ganze Weg ist frei für dich. Habe dir bei allen Stationen Freiheit erwirkt.“ Ohne Begeisterung stiess der Mann diesen Satz hervor. Er rang sichtlich mit seiner Fassung.

„Wieso denn das?“

Nachdenklich zog Klaus aus einem alten Lappen die Kette von Winkelried und die der Frau mit den zwei Kindern hervor. Er starrte vor sich hin, brach plötzlich schluchzend in die Knie und umklammerte Arnolds Beine.

„Auf dem Feldweg hörte ich plötzlich das fürchterliche Geschrei zweier Kinder.“

Er liess die Kette in seiner Hand ins Gras gleiten. „Als ich ging, um nachzusehen, hielten sie die tote Mutter mit ihren Händen fest und versuchten, sie hoch zu ziehen. Wahrscheinlich ist sie an Erschöpfung und Kummer gestorben, und ich bin schuld daran!! Klosterknechte, die vorbeikamen, schleppten vor meinen Augen die Kinder weg, und ich musste dieses herzerreissende Klagegeschrei mit anhören.“

Tränenüberströmt und verzweifelt blickt er zu Arnold auf:

„Kannst du mir meine Sünden vergeben? Sie stinken bis zum Himmel!“

„Jesus Christus allein kann Sünden vergeben. Komm, bitte Ihn darum.“

Auch Winkelried kniete sich nieder, und gemeinsam brachten sie alle Sünden von Klaus vor den Thron Gottes. „Ich, ich bringe alles in Ordnung, bestimmt! Alles, was ich noch irgend kann. Ja, und dann beginne ich ein neues Leben ohne Betrug und so. Aber ich weiss gar nicht recht, wie ich das machen soll.“ Klaus blickte in Arnolds Gesicht.

„Geh zu den Waldensern, die in den Schlupfwinkeln der Berge wohnen und als Sekte gelten. Die sind aber in Ordnung. Lass dich bei ihnen taufen und beginne dort ein neues Leben. Gott wird dich in allem leiten. Wer Seine Stimme verstehen will, der wird Seinen Willen erkennen!“

Arnold konnte nicht recht verstehen, was in seinem Innern ablief: *Weshalb fühle ich mich nur so zur Eile angetrieben? Eigentlich sollte ich mir doch jetzt Zeit nehmen und Klaus alles genau erklären. Doch nein, der Geist drängt in mir. Ich muss nach Hause!*

Er drückte Klaus die Hand, sah ihm aufmunternd in die Augen und umarmte ihn zum Abschied. „Wir werden uns wiedersehen!“ Mit grossen Schritten eilte er dem heimatlichen Gehöft zu.

ABSCHIED



Das Städtchen Stans – zwischen Stanserhorn und Vierwaldstättersee – lag ruhig und friedlich in der Talsohle. Sieben Türme zählte die Stadt, die dem Ort etwas Unverwechselbares gaben.

Die Sonne stand bereits hoch am wolkenlosen Himmel und sandte ihre Strahlen ins Tal hinunter auf das kleine Bauernhaus am Waldrand.

Anneli sass am Spinnrad und spann Flachs. Sie wollte das Gebinde so schnell wie möglich fertig stellen, damit sie es bald auf dem Markt verkaufen konnte.

Die Familie lebte vom bescheidenen Ertrag ihrer Hände, von dem, was sie selber im Garten anpflanzten, von ihren Schafen, Hühnern und Ziegen. Ausserdem stellte Arnold in der hauseigenen Werkstatt Möbel her, und Anneli verkaufte ihren zu Garn gesponnenen Flachs. Auf diese Weise konnte ihr Mann meistens zu Hause bei der Familie bleiben. Das war gut so.

Anneli seufzte, sie vermisste Arnold sehr. Aber heute würde er wieder heimkommen! Wie freute sie sich darauf!

Sie hob ihre Augen auf und beobachtete ihre Kinder. Die drei grösseren Mädchen waren dabei, das Mittagmahl zu bereiten, und die zwei Kleinen spielten mit Murmeln, die sie einander zurollten. Sie kicherten und waren quietschvergnügt. Anneli

musste schmunzeln. Bethli und Ruthli – das war ein Gespann! Ruthli sprang auf sie zu.

„Mama, schau mal diese schöne Murmel.“

Anneli schaute sich die Kugel lächelnd an und gab sie ihrem Mädchen zurück. Bethli kam nun auch mit einer Murmel angezottelt. „Schöne Murmel, Mama, schau.“

Anneli nickte der Kleinen zu.

„Mama?“ Ruthli zupfte sie beim Ärmel: „Mama, geht es dir gut?“

Anneli streichelte über ihren Blondschoopf. Was hatte dieses Kind für eine gute Beobachtungsgabe! Arnold sagte immer, sie sei ganz nach der Mama geraten. Ja, die Kleine schien ihr anscheinend angemerkt zu haben, dass sie sich zwischendurch Sorgen machte. Aber, dass die Sorgen sie überwältigten – nein, so weit liess sie es nicht kommen. Sie fühlte sich wohl und glücklich inmitten ihrer Kinderschar. Lächelnd nickte sie ihrem Töchterchen zu. Ja, es ging ihr gut. Das Mädchen hüpfte nun wieder zufrieden davon und ihre Schwester hüpfte wie immer hinter ihr her.

Nun wollte sie sich aber wieder dem Spinnen widmen. Sie trat kräftig in die Pedale, dass die Spindel nur so sauste.

„Mama, Mama!“ Ruthli rannte auf sie zu und schlang ihre Ärmchen um ihren Hals. „Ich hab dich so lieb, Mama!“ Anneli legte den gesponnenen Flachs beiseite, nahm die Kleine in die Arme und drückte sie lächelnd an sich. Bethli kam ebenfalls und schmiegte sich an sie. „Ich auch lieb, Mama!“ Die Mutter streichelte ihren Mädchen über das Haar.

„Mama?“ Agnes stand vor ihr. „Kannst du mal mitkommen?“

Sie stand auf und folgte ihr. Die Mädchen waren gerade dabei „Hollopotrida“ zuzubereiten, einen Eintopf mit Fleisch und Gemüse. Sofort sah sie, dass etwas nicht stimmte. Käthi hatte Tränen in den Augen. Anneli schaute sie fragend an.

„Es ist wegen des Schafes, das wir schlachten mussten“, erklärte Agnes. „Das Fleisch brauchten wir für den Eintopf. Käthi ist

traurig und möchte nichts essen.“ Anneli nahm Käthi in ihre Arme. Mit Zeichen gab sie ihr zu verstehen, dass sie davon nichts essen musste.

Judith war voller Tatendrang: „Schau mal, Mama. Der Kohl, die Zwiebeln und der Pastinak sind schon fertig geschnitten. Wir müssen nur noch das Fleisch zerschneiden und dann ... oh, wir haben ja noch die Kräuter vergessen! Ich gehe gleich in den Garten, um welche zu holen.“

Etwas zupfte an Annelis Rock und ein feines Stimmchen fragte: „Mama, Bethli auch Holderio haben?“ Sie zeigte mit dem Finger auf den Topf beim Feuer.

„Sie meint doch ‚Hollopotrida‘“, lachte Agnes, während sie das Fleisch auf einem Holzbrett klein schnitt. Sogar über Käthis betäubtem Gesicht huschte wieder ein kleines Lächeln.

Anneli hob Bethli auf ihren Arm, stupste sie auf das Näschen und küsste sie. Bethli kicherte vergnügt. Sie war immer so glücklich, wenn sie die Mama lachen sah.

Die fröhliche Gemeinschaft wurde von einem heftigen Pochen an der Haustüre überrascht. Anneli und die Mädchen schauten sich bestürzt an.

„Arnold, Arnold!“, schrie eine aufgeregte Männerstimme. „Arnold, mach auf!“

Judith öffnete die Türe. Draussen stand ein Mann. Er atmete schwer. Seine Haare hingen wirr um sein bleiches Gesicht. „Wo – wo ist Arnold?“, brachte er unter heftigem Keuchen hervor.

Anneli schrak zusammen. Sie rannte eilends zur Türe und schaute mit grossen, fragenden Augen dem Fremden entgegen, der sichtlich ausser Atem war.

„Papa ist nicht da“, erklärte Judith ihm. „Er sollte aber bald kommen. Was ...?“

„Weshalb sucht ihr unseren Papa?“, fuhr Agnes dazwischen. „Ist – ist etwas passiert?“

„Arnold, euer Vater – muss eilends mit nach Sursee kommen. Er muss dort mit den Vorposten um einen Friedensvertrag verhandeln.“ Die Stimme des Fremden überschlug sich beinahe.

„Leopold der Dritte ist im Anmarsch. Es – es gibt Krieg!!!“

Anneli fuhr zusammen. Krieg! Es gibt Krieg! Die Worte trafen sie wie Peitschenhiebe. Ihre Knie begannen zu zittern, und ihr Herz pochte wild. Es war also doch nicht nur ein Gerücht.

Oh Gott! Wo ist Arnold? Bitte, lass nicht zu, dass Arnold in den Krieg zieht! Bitte, beschütze uns und nimm uns Arnold nicht weg! Wir brauchen ihn doch so dringend. Oh Gott! Oh Gott! Ich setze jetzt mein Vertrauen auf Dich!

„Ich muss schnell zu meinem Trupp zurückkehren und den Männern mitteilen, dass sie noch warten sollen. Teilt eurem Vater mit, dass die Eidgenossen ihn rufen lassen! Ich bin gleich wieder zurück.“ Schon stürzte der Mann wieder aus der Türe.

Anneli taumelte ins Wohnzimmer zurück und liess sich auf einen Sessel fallen. Sie war wie betäubt. Die älteren Kinder sammelten sich um die Mutter. Die zwei Jüngsten hatten sie nach draussen geschickt, um zu spielen. Betroffen sassen alle um den Stubentisch herum. Lange sprach keiner ein Wort. Die Luft knisterte. Der Appetit auf das Mittagessen war nun einem jeden gründlich vergangen.

„Papa, Papa!“, hörten sie auf einmal die Stimme von Ruthli. Agnes sprang auf und spähte aus dem Fenster. „Papa kommt!“ Schnell rannte sie zum Ausgang, riss die Türe auf und eilte hinaus.

Anneli rannte ihrer Tochter hinterher.

„Papa, Papa, Papa, Papa!“ Alle Kinder schrien wild durcheinander, stürmten an ihrer Mutter vorbei und fielen ihrem heimgekommenen Vater in die Arme.

Verzweifelt hielten sie ihn fest umklammert. „Papa, es gibt Krieg, Krieg, Papa!“ Der Vater schaute bestürzt von einem zum anderen.

„Leopold der Dritte ist im Anmarsch“, klärte ihn Agnes unter heftigem Schluchzen auf. „Du sollst schnell nach Sursee. Die Eidgenossen haben gerufen. Du sollst dort mit den Vorposten um einen Friedensvertrag verhandeln!“

Anneli stürzte auf Arnold zu und hängt sich an ihm fest. Sie versuchte verzweifelt, ihn mit ihren Händen und Augen zum Dableiben zu bewegen.

„Arnold, komm schnell, es eilt!“ Der Eidgenosse war zurückgekehrt und mahnte zur Eile.

Arnold schaute Anneli an. Sie merkte, wie er mit sich rang. Dieser Blick – ja. Ohnmacht las sie in seinen Augen. Er wollte ihr etwas sagen, doch vor lauter verzweifelter Kinderschreien hörte sie es nicht.

Die Kinder zogen und zerrten an Arnolds Händen und umklammerten seine Beine. Sie wollten ihren Vater um nichts in der Welt gehen lassen. Zoll für Zoll bewegte sich Arnold rückwärts. Erneut schrie eine Männerstimme: „Arnold, komm schnell! Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. Es eilt!“

Arnold wankte, riss sich los. Anneli versuchte ihn verzweifelt festzuhalten – doch er riss sich von ihr los. Unbändiger, unbeschreiblicher Schmerz wallte in ihr auf. Auch die vielen Kinderhände vermochten ihren Vater nicht mehr festzuhalten. Bethli schrie laut auf, als der Vater ihr Händchen losliess und von ihnen weglief. Sie konnte es nicht verstehen. Verwirrt flüchteten die Kinder in den Schutz von Annelis Armen. Ungläubig und entsetzt blickte die zurückgelassene Familie ihrem Vater nach, der im Dunkel des Waldes vor ihren Augen verschwand.

Krieg

Die Verzweiflung in Annelis Blick liess Arnold nicht los. So hatte sie sich noch nie von ihm verabschiedet. Seine Begleiter hasteten im Laufschrift voran, und er hatte Mühe, ihr Tempo zu halten. Immerfort kam ihm das Antlitz seiner Frau vor Augen. Es fiel ihm schwer, auf seinen Weg zu achten.

Dieser Blick! Anneli redete ständig mit den Augen zu ihm, und er hatte gelernt, alle ihre Blicke richtig zu deuten. Er war nach sieben Jahren ein Herz und eine Seele mit ihr. Doch diesmal ...

Anneli hatte sich von ihm verabschiedet, als sei es für immer, mit einem Blick, als würde ihr das Herz bei lebendigem Leib aus der Brust geschnitten.

„Arnold, hab Acht!“ Fast wäre er gestrauchelt und an derselben Stelle den Abgrund hinuntergestürzt, an der vor wenigen Tagen die beiden Zöllner ihr Leben lassen mussten. „Wir brauchen dich noch!“

Inzwischen war der Trupp auf gut zwanzig Männer angeschwollen. Dany hatte mit Petermann von Gundoldingen eine Stafette von Laufboten organisiert. Diese hatten den Marschbefehl zur Sammlung wie im Sturm über das Gebiet der Eidgenossenschaft verbreitet.

Auf einer Waldlichtung stiess Dany mit dreissig Mann zu ihnen. Ohne Rast ging's im Laufschrift in Richtung Sempach weiter. Walter Stauffacher wartete drei, vier Meilen voraus mit fünfzig Leuten am Rande eines Gehölzes. Er setzte sich sofort in Bewegung, als er die Freunde kommen sah. Bereits eine halbe Stunde später war eine Kompanie von zweihundert wackeren Schwyzern zusammengekommen.

„Halt! – Wohin des Weges?“ Petermanns Stimme schnitt durch die Marschgeräusche des Stosstrupps wie eine Sichel durch trockenes Gras. Eine Gruppe von drei Dutzend Landesverwiesenen war ihm geradewegs vor die Halbarte gelaufen.

„Wir kommen von den Bergen, und wir wollen mit euch kämpfen für Freiheit und Vaterland!“, erwiderte die Basstimme des Anführers.

„Freiheit? Klebt an euren Händen nicht Mörderblut?“ In Petermanns Stimme schwang Verachtung und Misstrauen mit.

„Nun, wir hatten viele Jahre Zeit, um über unsere Verbrechen nachzudenken, und jetzt ist es uns leid! Bitte lasst uns mitkommen!“

Arnold holte Atem, um die Männer freundlich zu begrüßen. In seinem Geist spürte er, dass diese Männer es ehrlich meinten. „Keinesfalls!“, kam ihm Petermann zuvor. „Ihr könnt nicht unter dem Zeichen des Gekreuzigten an unserer Seite kämpfen!“

Arnold nahm wahr, wie ihm das Herz sank, als sein Feldherr diese Worte redete, doch er widersprach nicht.

„Schade – so gern hätten wir unsere Vergehen wieder gutgemacht ...“

Der Anführer der Landesverwiesenen winkte seinen Leuten zur Umkehr, und sie machten sich ohne Widerrede auf den Rückweg. Mit hängenden Köpfen schleppten sich die Männer eine Anhöhe hinauf, die sie an den Rand der Waldschlucht führen würde. Manch einer von ihnen hatte Tränen in den Augen. Wie gerne hätten sie die Eidgenossen im Kampf tatkräftig unterstützt. Durch die vor ihnen liegende Schlucht wollte Petermann die Eidgenossen leiten, um das Schwyzer Heer auf dem schnellsten Weg zu vereinen. Die Truppe setzte ihren Weg nun in gemächlicherem Schritt fort.

„Hätten wir auf den Geist des Friedens in unseren Herzen geachtet und nicht auf unseren Verstand, hätten wir dann nicht vielleicht gespürt, dass Gottes Erbarmen über ihnen ruhte? Vielleicht hätten wir sie gut gebrauchen können im Kampf.“ Arnold ging Schulter an Schulter mit dem Feldherrn. „Gott hätte uns wohl zeigen können, ob sie nicht ein Segen für uns wären!“

Petermann hob die Achseln und breitete theatralisch die Arme aus: „Wir können das noch nicht unterscheiden. Das Feingefühl für diesen Frieden und dieses Leben Gottes, von dem du immer sprichst, fehlt uns noch. Aber sicher ist sicher: Wir wollen allein ziehen.“

Schweigend setzten die Eidgenossen ihren Marsch fort. Die Schlucht wurde nun enger und wand sich in vielen Biegungen durch den Wald.



„Lanzen hoch!“ Wie aus dem Erdboden gewachsen standen zweihundertfünfzig habsburgische Söldner mit Kettenhemden, Schwertern und Hellebarden vor ihnen, zwei Steinwürfe entfernt, direkt vor dem nächsten Engpass der Schlucht.

„Wenn wir über die Geröllhalde fliehen, die wir gerade überquert haben, dann sind wir verloren! Wir dürfen ihnen nicht den Rücken zeigen. Wir müssen ihnen standhalten. Gott steh uns bei!“

Arnolds ruhige Stimme bildete einen Gegenpol zu den aufgeregten Rufen seiner Mitstreiter. Ein Gefecht in schwierigem Gelände, ohne gangbaren Fluchtweg, gegen einen besser bewaffneten Feind in Überzahl ... Zum Nachdenken blieb keine Sekunde Zeit.

„Schliesst die Reihen – hoch die Halbarten!“, donnerte Petermann ... Doch ein anderer Donner liess die Schwyzer und ihre habsburgischen Gegner nach oben blicken: In diesem Moment höchster Gefahr hatte sich ein Stapel von fünfzehn mannsdicken Baumstämmen gelöst – von der Kante der Schlucht, direkt über den Feinden, deren Söldner dicht aneinander gereiht zum Angriff bereit standen ... Die tonnenschweren Stämme rollten, aus doppelter Kirchturmhöhe, den Abhang hinunter, rollten und rasten mit todbringender Gewalt über die Kompanie der Eindringlinge hinweg.

„Gott steht uns wirklich bei ...“, stammelte Petermann völlig ausser Fassung.

„Der Herr hat uns wohl doch noch auf eurer Rechnung!“ Die kräftige Bassstimme kam von der Anhöhe, wo die Baumstämme sich zum Sturz in die Tiefe gelöst hatten.

Der Hauptmann und seine Landesverwiesenen beobachteten das Geschehen vom Rand der Schlucht. Ihr überlegtes Eingreifen hatte zur vollständigen Vernichtung der feindlichen Truppe geführt.

Petermann sah Arnold mit offenem Mund an und blickte nach oben. Dann ging ein Ruck durch seinen Körper. „Kommt herunter! – Wir brauchen euch!“ Die Antwort war ein fünfunddreissigstimmiges Jauchzen aus den Kehlen der Männer oberhalb von ihnen.

Der Jubelsturm hob ein zweites Mal an, als das Häuflein der Gesetzlosen zehn Minuten später zu Arnolds Kompanie stiess. Nachdem das freudige Umarmen und Schulterklopfen abgeebbt waren, mahnte Petermann erneut zur Eile: „Wir müssen es bis Sonnenuntergang nach Sempach schaffen, Männer! Das sind noch gut fünfzehn Meilen! Weiter geht’s im Laufschrift, für Gott und Vaterland. Doch vorher lasst uns noch unserem gnädigen und allgegenwärtigen Vater im Himmel für die Rettung danken.“



Die Zahl der kampfesmutigen Eidgenossen war an diesem Nachmittag des 6. Juli 1386 bis auf eintausenddreihundert Mann angewachsen – Bauern, Knechte, Handwerker, Kaufleute, Söhne, Väter und sogar Grossväter. Als Arnold, Dany, Petermann und ihre inzwischen dreihundert Mann starke Truppe dazustiessen, berührte die Sonne in blutigem Rot den Horizont.

Ein Raunen der Erleichterung ging wie eine Welle durch die Eintausenddreihundert, als die Verstärkung eintraf. Die Kund-

schafter hatten in Erfahrung gebracht, dass das habsburgische Angriffsheer weit über zweitausend Köpfe zählte. Doch trotz des Aufatmens war von den Gesichtern ein tödlicher Ernst, eine unerträgliche Anspannung abzulesen.



Hätten die Schwyzer einen Blick ins acht Meilen entfernte Feindeslager werfen können, wäre ihnen ihre Unterlegenheit dem habsburgischen Heer gegenüber noch drastischer vor Augen gestanden: dreitausendsechshundert geübte Söldner und Ritter, und ebenso viele blanke Rüstungen und Schwerter, von den Pferden ganz zu schweigen. Die Waffen waren an den Bäumen am Rande des Zeltorfes und an den aufgefanzten Lanzen vor den Eingängen der Zelte aufgehängt. Sie funkelten im Widerschein der Fackeln und Feuerstellen.

Zu Schalmeien-, Lauten- und Flötenklang tanzten Marketenderinnen, plauderten feine Herrschaften angeheitert mit ihren Hofdamen.

Leopolds Thron stand auf einem kniehohen, fünfzehn mal fünfzehn Schritt grossen, von einem Baldachin überdachten Podest, ähnlich einem Tanzboden. Sein Hofstaat unterhielt sich angeregt an Tischen voller Köstlichkeiten in nächster Nähe des Königs. Und dreitausend grossspurige, betrunkene Haudegen ringsumher lästerten und fluchten über die unterlegenen Waldstätter und ihre Bündnisgenossen ...

„Auf Leopold den Dritten! Sein Name lebe ewiglich!“ Johann von Ochsenstein, des Königs Feldmarschall, hob seinen Pokal.

„Auf Leopold den Dritten! Sein Name lebe ewiglich!“, stimmten die hohen Herren ein, die den König umringten, und stiessen mit ihren Bechern an.

Über den Feuerstellen brutzelten Ferkel, Ochsenkeulen und Brathühner. Der Saft der gebratenen Köstlichkeiten troff in die Gluten und brachte das Feuer zum Zischen.

Zu fortgeschrittener Stunde kam vom südlichen Rand des Zeltlagers ein Rumoren. Hans-Ulrich von Hasenburg war mit seinen Männern eingetroffen, der Befehlshaber von Leopolds Vorhut. Wenige Schritte vor Leopolds Thron wurde er so unsanft aufgehalten, dass sich alle Blicke aus dem Pavillon auf ihn richteten. „Edler König, Freiherr Hans-Ulrich von Hasenburg wünscht Euch zu sprechen.“ Karl von Gottmadingen, der Hofmarschall, sprang für die verblüfften Diener ein.

Der König winkte herablassend. Hasenburg stürzte vor ihm auf die Knie: „Mein Herr, kehrt um nach Sursee, Euer Plan ist verraten. Die Bauern liegen nicht in Zürich, wie Ihr glaubtet, sondern zu Hunderten oder gar zu Tausenden in den Wäldern oberhalb von Sempach. Sie sind bewaffnet mit Halbarten, Morgensternen und Schwertern. Auch Armbrustschützen und Männer mit Mordäxten sind dabei. Dazu hat es überall Gräben und Buschwerk. Das ist kein Platz für Ritter mit scheuen Rossen. Wir würden hier alle zugrunde gehen.“

„Dann kämpfen wir eben zu Fuss. Ich lasse die Herrschaften von den Pferden absteigen.“ Auch Leopold klang jetzt leicht ange-trunken.

Johann von Ochsenstein setzte noch eins oben drauf, verlachte den besorgten Warner: „Oh, Hasenburg, ihr habt ein Hasenherz ...“, und zu Leopold hingewandt prahlte er: „Diese Bauern werden wir Euch noch vor der Nacht gesotten und gebraten aus-liefern.“

Ritter Hasenburg war sichtlich tief gekränkt: „Noch heute wird man sehen, wer von uns beiden der Feigere ist!“

Pankraz, Leopolds schwächtiger Hofnarr, war bei den schlechten Neuigkeiten sehr unruhig geworden und stakste mit komisch

gespreizten Schritten vor den König, einen viel zu grossen Sack auf der Schulter.

Sein Herr zog die Augenbrauen zusammen: „Oh, das ist kein gutes Zeichen. Will uns Närrchen auch noch belehren?“ Er schob sich gelangweilt einen Leckerbissen in den Mund.

Gespannt beobachtete Leopolds gesamter Hofstaat die seltsame Aufwartung des Hofnarrs, genauso wie mehrere Hundert Ritter und Söldner auf dem grossen Platz des Zeltorfes.

Pankraz schob seine dreizipfelige Narrenkappe in den Nacken und stapfte mit den gleichen ungelenken Schritten zu einem Pferdekarren neben dem Pavillon. Mit gekünstelter, bedeutungsvoller Miene kletterte er samt seinem unförmigen Jutesack hinauf, öffnete ihn und schüttete den Inhalt auf den Erdboden, direkt vor Leopolds Füsse: lauter Totenschädel.

Ein Raunen ging durch die Menge der Beobachter. Einige Schädel zersprangen beim Aufprall. Pankraz schlich seltsam bedrohlich um den König herum: „Mein Herr, zieht nicht gegen die Eidgenossen! So wie die meisten Schädel zersprangen, werden nur wenige von euch heil aus der Schlacht zurückkehren!“

Doch alle lachten ihn aus.



Ganz anders war die Stimmung im Lager Petermanns von Gundoldingen, des eidgenössischen Feldherrn, wo man sich in angespannter Atmosphäre mit Brot und Käse stärkte, statt mit dem Fleisch von Ochsen, Ferkeln und Kapaunen. Bei den Habsburgern flossen Met und Wein in Strömen, hier gab es Wasser aus Feldflaschen und Schläuchen, und kein lautes Wort, weder Grölen noch Jauchzen waren zu hören.

Nein, ein gleichmässiges Murmeln von Gebeten und ernsten Gesprächen erzeugte eine dramatische, beinahe feierliche Stimmung.

Arnolds Ansprache über die Grösse Gottes hatte neuen Mut in einer beinahe hoffnungslos unterlegenen Truppe bewirkt, wie es sich Petermann bis zu diesem Zeitpunkt niemals hätte vorstellen können. Keiner von ihnen sah mehr auf die erbärmliche Kriegsausrüstung, die Holzhacken, Mistgabeln und Dreschflegel oder auf die fehlenden Rüstungen und die wenigen Schwerter.

Die Angst wich einer beständig wachsenden Erwartung, dass ihr treuer himmlischer Vater sie nie und nimmer diesem „hab- und ländergierigen“ Leopold ausliefern würde, der ihnen Boden, Land und Freiheit rauben wollte. Allen war das Wichtigste wieder neu ins Bewusstsein gerückt, dass Gott ein Gott der Unterdrückten und Schwachen ist.

Der Mut der Verzweiflung wich einer getrosten Zuversicht, einem fest gegründeten Gottvertrauen. Sie wollten alles geben, für diejenigen, die weiterleben und eine freie, starke Eidgenossenschaft aufbauen konnten.



„Auf nach Sempach, auf nach Sempach!“

Von allen vier Enden der Zeltstadt wurden die Männer Leopolds aus dem Tiefschlaf gerissen. „Auf nach Sempach, heute prügeln wir die Schwyzer Hunde!“

„Du schaust jetzt schon aus wie ein geprügelter Hund“, flachste ein bayerischer Söldner über seinen Zeltgenossen. Nicht nur dieser blinzelte stöhnend, mit verklebten Augen und schmerzenden Kopf. Er hatte wohl gestern etwas zu viel von dem süssen Met erwischt. Sie starrten in die ersten Strahlen der Sonne hinter dem östlichen Horizont. Von der Furcht erregenden Aus-

strahlung der grossmäuligen Haudegen des Vorabends war nichts mehr zu bemerken.

Das änderte sich schnell. Mit ein paar Hand voll kaltem Wasser im Gesicht wurden die Blicke wieder klar, und in Marschformation, mit angelegten Panzern und umgeschnallten Schwertern, war die Bedrohlichkeit der Habsburger Streitmacht schnell wieder hergestellt.

Bruder Martin umrundete das Heer Leopolds gemessenen Schrittes und hoch erhobenen Hauptes, mit einem Eimer in der linken und einer grossen Bürste in der rechten Hand. Nach jedem zwölften Schritt blieb er stehen, um das Kriegsvolk mit Weihwasser zu besprengen. In seiner Ansprache war es um König, Ruhm und Vaterland gegangen, doch kaum jemand achtete auf seine Worte. Nur unter den Männern, über die sein feuchter Segen gerade kam, wurde es für einen Augenblick still.

„Mich macht dieser Pfaffe krank!“, knurrte ein Landsknecht mürrisch, kaum, dass er sich bekreuzigt hatte.

Fast unmerklich reckte der Mönch seinen Kopf noch etwas höher und tat im Weitergehen so, als habe er nichts gehört.

„Von diesem Gerede wird mir übel!“, zischte ein anderer, und bekam den Ellbogen des Nachbarn in die Rippen.

„Dein Lästern wird dich noch in die Hölle bringen, und uns andere kostet es den Segen. Falte deine Hände, du Ketzer, und tu Abbitte!“

Um ein Haar wäre ein Handgemenge entstanden, hätte der König sein Schlachtross nicht ein paar Pferdelängen nach vorn getrieben.

„Männer!“ Leopold war ohnedies von imposanter Gestalt, und der Glanz der Morgensonne verlieh seiner goldenen Rüstung eine erhabene Aura.

„Ritter, Knappen, Söldner, Schlachttrupp!“ Der König warf seinen Kopf in den Nacken. „Heute wird ein Held aus dir oder ein Wurm im Totenreich. Du wirst herrschen über die Waldstätter

Ratten, oder sie werden dich fressen. Du wirst deinen Fuss auf das Genick deines Gegners stellen, oder er wird dich erschlagen. Sag mir: Wer wird siegen?“

„Ich!“ Über dreitausend Kehlen röhreten, brüllten, kreischten: „Ich! Ich! Ich! Ich!“ Dreitausendsechshundert Augenpaare blitzten hellwach und kriegslüstern. Die betörende Illusion von Übermacht und Unbesiegbarkeit liess die Herzen höher schlagen.

Ein Offizier donnerte: „Wer wird Herrscher über die Alpen?“

„Der König! Der König, der König! Hurra! Hurra!“

Minuten dauerte es, bis Leopold wieder ungeteilte Aufmerksamkeit bekam und seinen Marschbefehl erteilen konnte.

In zwei oder drei Stunden würden seine Truppen auf die Eidgenossen stossen.



Petermanns Heer war bei Sonnenaufgang angetreten. Sein Appell an die Männer und sein Gebet zum Schluss hatten kein Kriegsgeschrei bewirkt, sondern ein stilles Hineinhorchen. Seine Männer standen im weiten Rund und dachten daran, wofür sie kämpfen würden: für ihre Frauen und Kinder, für die Freiheit der Eidgenossen. Jeder war sich bewusst, dass es an ihm, an ihm ganz persönlich lag, ob seine Liebsten künftig in Freiheit oder in Knechtschaft leben würden.

Der Morgen war kühl, und die Stille angespannt. Petermann hatte die Seelen seiner Kämpfer berührt, die Herzen im Gedenken an Familie und Heimat miteinander verbunden. Selbst Arnold war bewegt von seinen Worten.

Alle Männer fühlten dasselbe, hatten dasselbe Ziel vor Augen, dieselbe Entschlossenheit, dieselbe Hingabe. Sie waren ein Herz und eine Seele.

Dany tat einen Schritt nach vorn. „Wir wollen nun vor Gott den Schwur erneuern, den unsere Väter einst auf dem Rütli gesprochen haben.“

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren.
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott,
und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Die Männer blickten zum Himmel. Trotz des inneren Bebens, trotz aller Anspannung und Unterlegenheit, lag Friede auf ihren Zügen.

HELDEN STERBEN ANDERS

Im Maiersholz



Der Dauerregen in der Vorwoche hatte die gesamte Gegend gleichmässig durchtränkt. Leopold befahl seine berittenen Kundschafter gleich nach dem Aufbruch zu sich an die Spitze des Zuges.

„Heini, du kennst die Auen um Sempach am besten. Sag an: Kommen wir dort in tiefes Geläuf, wo unsere Pferde einsinken, oder bekommen wir festeren Boden unter die Füße?“ Johann von Ochsenstein blickte finster drein bei dieser Frage. Der pockennarbige Mann mit dem Schnauzbart war die rechte Hand des Königs in Kriegszeiten.

Karl von Gottmadingen ritt links von Leopold. Trotz seiner fünfzig Jahre im Gegensatz zu Johanns vierzig, und trotz den grau melierten Schläfen, sah der Hofmarschall jünger aus als der Ochsensteiner. Als immer noch bester Fechter des Reiches oblag ihm die Aufgabe, das Heer im Zweikampf zu schulen.

„Die Sempacher Fluren sind recht lehmig und können sogar sumpfig werden, wenn es lange geregnet hat. Das ist sicherlich nichts für einen Kampf hoch zu Ross!“

„Schweig!“ Ganz gegen seine Gewohnheit herrschte der König persönlich den Kundschafter an. „Er ist nach der Beschaffenheit des Geläufs gefragt worden, und nicht um seinen Rat zur Kampfführung!“

Johann und auch Karl teilten den Missmut Leopolds. Der Überlegenheit des Habsburger Heeres würde dies zwar keinen Abbruch tun, so meinten sie. Doch nun klang es nach mehr Mühsal und Arbeit, als es den Feldherren lieb sein konnte.

„Dann lasse ich die Herren eben zu Fuss kämpfen!“ Karl von Gottmadingen und Johann blickten sich bei Leopolds Worten vielsagend an. Genau das hatten sie befürchtet.

Die Pferde scheuten kurz, als ein weiterer Kundschafter unvermittelt aus dem Schatten des Waldrandes trat.

„Leo – was weisst du über das Waldstätter Bauernpack? Haben sie es denn wirklich bis nach Sempach geschafft?“ Johann zog seinen Schnauzbart hoch und rümpfte dabei verächtlich die Nase.

„Jawohl, es sind mehr als Eintausendfünfhundert von ihnen vor Sempach versammelt, in einem Waldstück, genannt das Maiersholz. Noch zwei Meilen in Richtung Süden, dann trifft Ihr auf sie!“

„Und das Gelände um das Maiersholz?“

Leo fuhr mit den Fingern der linken Hand wie mit einem Rechen durch seinen grauen Bart. „Gut, gut!“, brummte er zufrieden.

„Eine grosse, sanft abfallende Weidefläche zieht sich dort bis an den Waldrand hin. Nichts für Pferde heute, aber ...“

Ein triumphierendes Lächeln huschte über Leopolds Gesicht.

„Dann lasse ich genau dort aufmarschieren. Wenn die Eidgenossen tatsächlich so dumm sind, uns vom Wald aus anzugreifen, dann müssen sie bergauf stürmen. Bis sie unsere Mauer aus Schildern und Lanzen erreicht haben, ist schon ein Teil ihrer Kraft verbraucht!“

Das Heer bewegte sich nun eine immer steiler werdende Anhöhe hinauf. Bei trockenem Geläuf wären die Reiter wohl problemlos auch die letzten und steilsten hundert Schritte auf dem Rücken ihrer Pferde emporgeklettert, doch nur Leopolds edles Schlachtross war dazu in der Lage. Alle anderen Reittiere kamen mit dem tiefen, immer wieder abrutschenden Boden nicht zurecht.

„Nun steigt alle vom Pferd. Wir kämpfen zu Fuss!“

Leopolds Befehl löste ein leises Murren in den Reihen der Ritter aus. Dennoch stiegen die Herrschaften geschlossen ab und gaben die Pferde in die Obhut ihrer Knappen. Ihre Beinkleider mit den Schnabelschuhen waren eigentlich für den Kampf hoch zu Ross gedacht und herzlich ungeeignet für Fussmärsche oder gar Bergtouren. Die neue Fortbewegungsart hatte mehr Ähnlichkeit mit dem Watschelgang der Enten als mit dem Marsch gerüsteter Krieger. So wurden sich die Herren gegenseitig zum Gespött, während einige versuchten, mit ihren Schwertern die Schuhspitzen abzusägen.

Der Hofnarr Pankraz hatte die ganze Zeit seit seinem Auftritt am Pferdekarren kein Wort mehr gesagt. Doch nun war er flink neben dem Ross des Königs einher geklettert und konnte so die Szene von oben betrachten. Vor den Augen Leopolds purzelte er wie ein Ball eine sandige Rinne herab und blieb auf seinem Hosenboden sitzen. Seine bimmelnde Narrenkappe purzelte den Abhang hinunter.

Das Närrchen erhob die Hand bedrohlich warnend gegen seinen König: „Etwa so werden sie fallen im Kampf, wenn Ihr nicht umkehrt.“

Leopold machte eine wegwerfende Handbewegung: „Narr heisst du, ein Narr bist du! Steh meinem Ruhm nicht länger im Weg.“ Mit einem Blick auf sein züchtig bergan kletterndes Heer rief der König ärgerlich: „Vorwärts! Marsch!“



„Sie kommen, sie kommen!“ Danys Waffenträger war mit zwei Kundschaftern vom Kontrollgang zurückgekehrt. „Noch eine gute Meile, dann sind sie da.“

Wie ein Lauffeuer breitete sich diese Nachricht im Maierholz aus.

Arnold wandte sich an den Führer der Truppe: „Petermann, was ist dein Plan?“ Der Gundoldinger fuhr zusammen. Er hatte Arnold weder kommen hören noch gesehen, so vertieft war er in seine Überlegungen.

„Ich denke daran, wie viel Leid diese gierigen Wölfe schon über unser Volk und unser Land gebracht haben. Heute wird der Zorn Gottes über sie kommen. Was mein Plan ist, fragst du? Wir werden diese Hunde vor uns hertreiben, bis sie auf den letzten Mann aufgerieben sind!“

„Doch zuerst werde ich ihnen den Frieden anbieten, so wie wir es beim Landtag besprochen haben“, erinnerte ihn Arnold.

„Wie werden sie auf dieses Angebot eingehen, wenn sie uns nicht fürchten?“

„Petermann, ich bitte dich, lass das doch die Sorge Gottes sein!“

„Sie haben schon das Ritterholz durchzogen“, rief der nächste Kundschafter völlig ausser Atem. „Zu den Waffen, zu den Waffen!“

Die gesamte Bundesstreitmacht, die sich um die Banner und Standarten der verschiedenen Orte und Gebiete gelagert hatte, war mit einem Satz auf den Beinen. Das Ritterholz war ein Waldstück, das weniger als eine halbe Meile nach Norden lag.



Die aufgelockerte Marschformation der Habsburger wurde nun auf Befehl des Königs in eine geschlossene Schlachtordnung umgewandelt. Alle Pferde bis auf Leopolds Schlachtross waren im Ritterholz zurückgelassen worden.

Die Reiter mit ihren Rüstungen, Lanzen und Schilden marschierten in zwölf Reihen zu je sechzig Mann voran, das Fussvolk in Kettenhemden und Helmen in weiteren fünfunddreissig Reihen hinterher. Je vierhundert Ritter bildeten die Flanken rechts

und links. Das gleichmässige Stampfen der Schnabelschuhe erzeugte ein dumpfes Geräusch.

„Mein König, sollten wir nicht besser noch zwei bis drei Tage warten mit dem Kampf, vielleicht im Gehölz, das wir vorhin durchzogen haben?“

„Ha! Karl, seid Ihr etwa unter die Hasenfüsse gegangen?“, schnaubte Leopold ärgerlich. „Warten sollen wir, damit noch ein paar Hundert Schafhirten und Kuhmelker mehr zusammenlaufen? Nein, nein, so schlecht ist der Boden nicht, als dass unsere Ritter nicht sogar allein mit den Hinterwäldlern fertig würden. Der Garaus wird ihnen heute gemacht – und nun kein Wort mehr!“

Karl sandte einen besorgten Blick in Richtung Johann von Ochsenstein hinüber, der den König auf der rechten Seite flankierte. Auch der mühte sich mit dem durchnässten Untergrund ab und blickte sorgenvoll zurück.

„So helf’ uns Gott“, murmelte Johann in seinen Bart. „Hoffentlich ist es am Waldrand dort beim Maiersholz schon trockner.“

Seine Schnabelschuhe waren ihrer Spitzen beraubt und schon recht schwer geworden. So versuchte er wie all die anderen, die anwachsenden Lehmbatzen immer wieder am feuchten Gras abzustreifen. Dank seiner blanken Rüstung, dem Helm, Harnisch und seiner Lanze, fühlte er sich sicher vor dem Bauerngesindel.

Die Entscheidung

„Sie sind da! Ich kann sie sehen!“, rief Gottlieb, der Waffenträger, fast ganz von oben aus dem Wipfel einer Eiche. „Ich sehe ihre Speerspitzen – dort drüben, im Norden, hinter der rechten Hügelkuppe – da kann ich sie sehen. Ich sehe aber nur ein einziges Pferd! Der Reiter trägt eine Rüstung, die sieht aus wie Gold ...“ Gottlieb kletterte herunter zu Dany, seinem Herrn.

„Zu den Waffen!“, donnerte Petermann. „Zu den Waffen!“ Sein Gesichtsausdruck war finsterer noch als zuvor. „Ich bin euer Feldherr! Alles hört auf mein Kommando! Niemand tut etwas auf eigene Faust – habt ihr verstanden?“

„Wohl, wohl“, tönte es tausendfach zwischen den Büschen und Bäumen.

„Ho, ho, ho, ho“, kam das Echo zweitausendfach. Aus der Ferne hörten sie, wie auf Leopolds Befehl seine Mannen einen kurzen Kriegsruf ausstießen, bei jedem Aufstampfen des rechten Fusses. „Bleibt immer bei euren Bannern, jeder bei den Seinen“, rief Petermann über die Schulter ins Holz. „Und haltet die Schlachtordnung wie befohlen in Keilform. Ich mit meinem Haufen vorneweg, die Urner und Schwyzer rechts und links dahinter, und alle anderen im dritten Glied!“

Mit einem einzigen Atemzug war das „Ho, ho!“ verstummt. Leopolds Streitmacht stand nun im Karree, drei Steinwürfe vom Maiersholz entfernt, die Lanzen aufgefplant, die Schilde vor der Brust, wie ein stacheliges, urweltliches, igelähnliches Panzer-Reptil. Das Ungetüm starrte aus zweitausend kalten, bohrenden Augen, als könne es durch den Waldrand tief ins Maiersholz hineinblicken.

Die Natur hielt den Atem an. Kein Vogel zwitscherte, keine Maus raschelte unter dem trockenen Laub. Man hätte eine Tannennadel fallen hören können.

Der König ritt sein Pferd auf eine Kuppe, einen halben Steinwurf rechts zur Seite. Das gepanzerte Ungeheuer, Leopolds Streitmacht, wirkte durch die plötzliche Stille noch bedrohlicher, noch unberechenbarer, wie ein Raubtier auf Beutezug. Nur die vordersten, dem Waldrand nächststehenden Eidgenossen konnten die Bedrohung sehen.

Petermann gab ihnen keine Zeit, um bei diesem Anblick den Mut zu verlieren. „Fertig zum Angriff!“

„Wir wollten doch zuerst verhandeln!“, protestierte Arnold.

„Jetzt ist keine Zeit zum Verhandeln, jetzt ist die Zeit zum Handeln! Lasst uns beten!“ Petermann nahm seinen Hut ab: „Herr, steh uns bei in dieser grossen Herausforderung! Amen.“

Das Amen erstarb Arnold auf den Lippen. Leise befahl er Dany und seine Mannen zur Seite. Diesen ersten Angriff würden sie aus der sicheren Deckung beobachten.

Petermann gab die letzten Anweisungen. „Mir nach, mit Kriegsgeschrei! Haut sie nieder!“

Mit mächtigem Gebrüll, sein Feldherr an der Spitze, brach das Schwyzer Heer aus dem Gehölz hervor. Der gewaltige gepanzerte Igel aus Rüstungen, Speeren und Augen lauerte regungslos, starrte nur böse und grausam auf den Keil aus Menschenleibern, der sich im Sturmschritt näherte, schreiend, Sensen schwingend, mit erhobenen Schwertern und gesenkten Halbarten.

Petermann war fixiert auf den Habsburger Standartenträger in der Mitte der vordersten Schlachtreihe. Er flog geradezu voran, und doch schien es Arnold so, als vollzöge sich das ganze Geschehen unwirklich langsam, als dauerte ein Atemzug wie zehn, ein Schritt wie zwanzig Schritte.

Noch fünfzehn Ellen fehlten Petermann. Er sah nur noch einen Mann, den Bannerträger, hatte nur noch einen Gedanken: töten. Seine Mannen folgten dicht an dicht, die Schwyzer und Urner gleich dahinter. Des Feindes Lanzen, je eine, Mann für Mann, senkten sich, zeigten den Eidgenossen auf Herz und Hals.

Der Aufprall: Eisen auf Eisen, Holz auf Holz, Fleisch auf Fleisch. Mit Löwenmut, Schild und Schwert schlug Petermann die Lanzen links und rechts zur Seite, rammte dem Fahnenmann die Stirn an die Brust. Splitternde Halbarten, Todesschreie – er hörte sie nicht, hob hoch das Schwert, des Feindes Haupt zu spalten. Seine Mannen taten es ihm gleich. Gebrüll. Ein Stoss im Rücken ... schwarz vor Augen, er drehte sich, drehte sich zweimal, den eigenen Todesschrei nicht hörend, den Speer im Rücken, sank in die Knie, fiel, mit ihm sein zum Sturm erhobenes Banner ... vorbei.

Entsetzen weitete die Augen, die Siegeszuversicht erstarben. Fünfzig, Sechzig lagen tödlich verwundet auf der Flur, sich wälzend in Blut und Schmerz.

„Zurück ins Maiersholz! Zurück ins Maiersholz!“ Der Ruf kam von dem Urner Obersten.

Arnold und Dany weinten, sahen ohnmächtig mit an, wie die wehrlosen Verwundeten geschlachtet wurden, um die Sechzig an der Zahl. Atemlos brachen die Tausend durchs Gebüsch, ratlos, führerlos, bebend vor Schrecken.

„Sammelt euch hier und lagert euch!“, rief Winkelried. Gehorsam setzten sich die Eidgenossen im Halbkreis um ihr geistliches Oberhaupt. Mehrmals hob Arnold an zu reden, mehrmals versagte seine Stimme. Nichts hatte die Männer jemals tiefer ins Herz getroffen, als jetzt diesen Mann hemmungslos schluchzen zu sehen.

„Ihr hättet auf mich hören sollen!“

Betreten blickten die Eidgenossen bei Arnolds Worten zu Boden. Manche weinten.

Einer meinte: „Hier bräuchte es eine eiserne Büchse, um durchbrechen zu können!“

„Und ich sage, ihr hättet auf mich hören sollen! Die Abmachung war, dass wir zuerst verhandeln und Frieden anbieten. Mindestens sechzig Mann, Brüder aus unserer eigenen Reihe, sind durch diesen voreiligen Schritt zu Fall gekommen. Eiserne Büchse! Eiserne Büchse! Wenn wir getan haben, was wir konnten, dann wird Gott zusehen, dass wir auch ohne Büchsen zu recht kommen. Die weitere Führung des Heeres wird von Walter Stauffacher übernommen. Sollte ihm etwas widerfahren, so vertritt ihn Werner Fürst.“

Arnold betete nun, und die Eintausendvierhundertvierzig mit ihm. Viele weinten, alle erhoben ihre Stimme zum Herrn.

Winkelried bat erneut um Gnade und Führung vom Himmel: „Unser Gott, der Du uns aufs Herz gegeben hast, Dir ein Volk

zu sein, verfügbar wie ein Mann, erhöere uns! Du siehst unsere Feinde und Bedränger, die nichts anderes als unseren Tod wünschen. Wir aber wünschen ihnen das ewige Leben. Sie sind gekommen, uns die Freiheit zu nehmen. Wir sind hier, um ihnen die wahre Freiheit zu bringen. Handle jetzt an uns, wie es Dir gefällt! Und belehre uns auf Deine Weise, dass wir Dich erkennen lernen. Du selbst, Dein göttliches Leben und Dein wirksamer Friede, sollen uns als ganzes Volk regieren. Alles andere begehren wir nicht. Amen.“



Die Leichen waren von Trägern weisser Fahnen weggebracht, die Schlachtreihen Leopolds neu formiert, der König wieder hoch zu Ross auf der Anhöhe hinter seinem Heer.

„Dany, nimm ein weisses Tuch an deine Halbarte, geh zum König, sag, dass wir verhandeln wollen. Walter Stauffacher, Werner Fürst und ich wollen mit ihm reden, und die Obersten werden unser Heer am Waldrand vor dem Maiersholz zur Aufstellung bringen.“

Bald überbrachte Dany die Kunde, der König sei zum Gespräch bereit. Eine halbe Stunde später standen sich die Streitmächte im Abstand von hundert Schritten gegenüber – die Eidgenossen einen Steinwurf vor dem Waldesrand, der Feind im gepanzerten Karree, die Lanzen bei Fuss.

Der freie Zwischenraum diente als Verhandlungsort. Der König hoch zu Ross, Karl von Gottmadingen und Johann von Ochsenstein zu beiden Seiten. Arnold Winkelried stand ihnen gegenüber, flankiert von Walter Stauffacher und Werner Fürst.

Arnold hatte es auf dem Herzen, zuerst das Kriegsvolk anzusprechen, ihm im Angesicht des Todes die Hand zu reichen. So hob er an: „Brüder ...“

„Blöder, Blöder!“ Das Echo war reinster Hohn. „Wir sind nicht eure Brüder, wir sind eure Herren! Heute werdet ihr zurechtgestutzt!“

Winkelried setzte dennoch nach: „Sollten wir nicht lieber anerkennen, dass unser Gott uns allen genug Land gegeben hat, es friedlich zu bebauen, um in Frieden miteinander auszukommen?“

„Ha, uns, uns hat er es gegeben, und ihr werdet es für uns bebauen! Wir werden euch stechen. Ihr Buben, ihr werdet aufgespiesst und eingefangen!“

Arnold sah, dass gegen diese Grossmäuligkeit mit Worten nichts auszurichten war. Häme und Verachtung kamen vor allem aus den ersten Reihen der Gegner. Trotz der Wand aus Hass und Entmutigung wandte er sich nun an den König und sah zu ihm hoch, das Banner aufgepflanzt und fest im Griff der Fäuste.

„König Leopold!“ Arnolds Stimme klang feierlich und erhaben.

Leopold zog die rechte Braue hoch und hob das Kinn.

„Ich bin gekommen, Euch den Frieden anzubieten. Zieht Eure Besatzung aus allen unseren Ländereien ab, und lasst uns friedlich nebeneinander wohnen. Wir alle haben einen Gott, der uns geboten hat, Seinem Sohn ein Leib zu sein ...“

„Ja, wir sind der Leib, und ihr seid das Arschloch!“, höhnte es wieder aus den Habsburger Reihen, diesmal untermalt von zweitausendfachem Gegröle. Die Söldner klatschten sich auf die Schenkel und wollten sich kaum noch beruhigen.

Arnold senkte für einen kurzen Moment den Kopf. Nicht beschämt – nein, traurig. Traurig, wie Menschen angesichts des Todes so lästern und fluchen konnten.

„Wie, habt ihr so jeden Respekt auch vor dem Tod verloren? Hört mich an, denn zum letzten Mal stehen wir uns in diesem Leben gegenüber. Zu spät, vielleicht erst im Blute zappelnd, werden wir erkennen, dass wir alle Brüder sind. Alles, was wir einander rauben, rauben wir uns nur selber!“

Zum König gewandt fuhr er fort: „Unsere Gier treibt uns zu dem Wahn, alles zu vergolden. Am liebsten würden wir unsere Städte mit Edelsteinen bauen. Doch ich frage Euch, König Leopold, lebt Ihr wirklich freier und glücklicher, seit Ihr ein goldenes Kettenhemd tragt?

Aller Besitz macht uns nur umso unglücklicher und besorgter. Wir stehlen einander den Boden unter den Füßen weg, dabei könnten wir ihn gemeinsam bebauen und bepflanzen. Wir zertrennen uns, dabei hätten wir zusammen eine Weisheit, die uns alles ermöglichen würde. Wir kämpfen und streiten um erweiterte Ländereien, und mit jedem Zoll, den wir erweitern, wächst auch unsere Sorge um deren Erhalt und Verwaltung. Wahre Freiheit ist die des Herzens!“, rief er mutig in die Reihen. „Wahrer Reichtum besteht allein in einer zufriedenen Seele. Wahres Glück liegt allein in dem Frieden mit Gott und im gemeinsamen Wandeln mit den Wirkungen Seines Friedens. Wenn wir mit Gottes Kraft mitfliessen, könnten wir alle einen Leib, einen Körper für Christus bilden ...“

Lange hatte der König mit seiner Entgegnung gewartet. „Auch von mir kam schon ein Angebot. Wenn Ihr also mit Eurem Predigen fertig seid, komme ich gerne auf mein Angebot des vierzigjährigen Friedens zurück. Nach dieser Rede wäre ich auch bereit, das Friedensangebot auf achtzig Jahre zu verdoppeln ...“

Leopold schob eine rhetorische Atempause ein.

„... insofern ihr mir, wie verlangt, alle eroberten Gebiete wieder zurückgebt. Denn *ich* werde Kopf dieses von euch sogenannten Völker-Leibes sein!“ Leopold konnte sich eines hämischen Grinsens nicht erwehren. „Der Frieden, den ich euch bringe, ist ein geeintes Königreich vom Ostmeer bis nach Venetien. Es ist der Frieden, den nur ein starker König bieten kann. Unterwerft euch, zahlt gebührenden Tribut, so könnt ihr euer Land bebauen – unbehelligt, ohne feindliche Gefahren.“

Arnolds Freiheitskämpfer zogen ihre Augenbrauen grimmig zusammen.

„Nein, Gott allein muss Haupt über alles werden, nicht wir Menschen!“ Auch Winkelrieds Gemüt war vom Todeshauch aus des Habsburgers Mund gequält. Doch die Worte des Glaubens zogen ihn nach oben, kaum dass er sie ausgesprochen hatte, ihn und auch sein Volk.

„Ah, ja?“ Die Zornesader schwellte Leopold auf der Stirn. „Und wer soll uns dann regieren?“

„Der wirksame Friede Gottes, Gottes wahrnehmbarer Lebensstrom. Ein jeder Mensch kann ihn fühlen und erfahren. Wir können ihn alle zugleich wie ein einzelner Mann erfahren und Gottes Willen in allem erkennen. Dies ist der Bund der Eidgenossen.“

„Seit dreissig Jahren träume ich davon, ein Habsburgisches Fürstentum zu errichten. Eines, das vom Elsass über Süddeutschland und die Zentral-Schwyz, Vorarlberg, Tirol, Steiermark, Kärnten bis nach Norditalien und Triest reicht.“ Leopold warf den Kopf in den Nacken. „Niemals werde ich davon ablassen!“

Walters Stimme zitterte vor Wut: „Und ich träume seit fünfzig Jahren davon, die teuflische Herrschaft der geld- und landgierigen Habsburger von uns Eidgenossen abzuschütteln, um selber sagen zu können, wo es lang geht.“

Arnold gebot ihm Einhalt: „Bitte, Walter, Gottes Friede muss König sein und nicht irgendein Schwyzer, nicht irgendein Eidgenosse, nicht irgendein Habsburger.“

Mit gekünstelter Empörung fuhr Leopold dazwischen: „Ihr sagt, mit anderen Worten, ‚Nein‘ zu meinem Friedensvertrag?“

Stauffacher konnte sich nicht mehr zurückhalten: „Wir sagen ‚Nein!‘“

Für einen Moment schien das ganze Land den Atem anzuhalten. Die Würfel waren gefallen. Hier ein Haufen ungeübter Heimatkämpfer mit Sensen, Keulen, Mistgabeln und Hacken. Dort

dreitausendsechshundert wohl trainierte Krieger mit den besten Waffen der damaligen Zeit und ihr zu allem entschlossener König. Zu den Waldstättern hingewandt rief Leopold: „Nun werden wir euch zeigen, wer hier Herr im Lande ist. Wir werden keine Herrschaft Gottes akzeptieren und euch euren Gott aus den Köpfen austreiben!“

Die Sache schien von vornherein entschieden. Doch niemand ahnte, was jetzt kommen sollte. Ein unsichtbarer Beobachter hatte einen anderen Plan, lenkte ein einziges Menschenherz und griff nun mit Macht in das Geschehen ein.

Walter und Werner Fürst kehrten zurück in ihre Reihen. Nur Arnold blieb an seinem Ort, sah auf sein Heer und auf die Übermacht des Feindes, musterte die gepanzerte Wand aus Schilden, Speeren, Helmen, blickte zum Himmel, der sich öffnete, sah einen breiten Sonnenstrahl das Tal erleuchten.

„Herr Jesus, brich Dir einen Weg zu allen Herzen, dass wir uns einander hingeben, wie Du Dich für uns am Kreuz hingegen hast ...“

Arnold Winkelried sah und wusste: Die Kraft von oben, die nun durch ihn strömte, schien sich mit seiner Person zu vereinigen – nein, eine neue Person aus ihm zu formen.

Die Zeit begann in Arnold zu pulsieren. Ein Atemzug schien wie ein Jahr, zehn weitere ein Wimpernschlag. Augengespräche mit Anneli, die Kinder auf seinem Schoss, und er zu Waldes' Füßen, all das lief vor seinem inneren Auge ab. In Sekunden breitete sich sein vergangenes Leben vor ihm aus – und dann das wahre Leben. Ein Leben triumphierend über Tod, Niederlage und Vergänglichkeit. Das Leben, das Leben in Person ergriff Besitz von ihm ...

Er, der einfache Zimmermann Arnold Winkelried, er war für diesen einen, ewigen Augenblick an diesem Tag, zu dieser Zeit, an diesen Ort gekommen. Es war der Augenblick, für den er geschaffen war.

„Sorgt mir für Weib und Kind!“ Ein Ruf aus seinem Mund, mit einem letzten Blick nach hinten in die Schlachtreihen seiner Brüder. Ohne Waffe, den Schaft des Banners fest in beiden Fäusten vor der Brust, so wurde Arnold fortgerissen, innerlich emporgehoben von der Glaubenskraft, dem Feind entgegen. Noch vierzig Schritte, dreissig ... Die Brüder in den ersten Schwyzer und Urner Reihen standen mit aufgerissenen Augen, lauernd, wie Pfeile auf gespannten Sehnen, konnten nicht glauben, was sich vor ihren Augen abspielte.

Zwanzig Schritte ... zehn ... Den Schaft, acht Ellen lang, hielt er nun quer vor seinem Körper.

„Die Lanzen ausgerichtet!“ Fassungslos riss der Kommandant die Augen auf, brüllte das Kommando, konnte nicht fassen, was er sah.

Fünf Schritte ... drei ... zwei ... Arnold hielt an, riss die Arme hoch, vor der Brust zwölf Lanzenspitzen ... und drückte sie zu Boden, sein Banner fest in beiden Fäusten, ins nasse Gras, nahm sie gefangen, kniend auf seinem Schaft.

Vollbracht! Ein Loch im Stachelpanzer! ... Im Rücken anstürmende, brüllende Eidgenossen.

Die Lanzen aus zweiter und dritter Reihe bohrten sich in Arnolds Brust und Bauch, doch er liess nicht nach ... er hielt die Bresche ... stemmte sich mit letzter Kraft gegen die Lanzen und hielt noch im Todeskampf das Tor zur Freiheit offen.

Die ersten Freunde, wie Löwen auf dem Sprung, setzten über ihn hinweg, Verderben bringend, mitten hinein ins feindliche Heer sprangen sie, immer mehr und mehr, todesmutig die Feinde niederwalzend, als Winkelried mit zehn, zwölf Speeren im Leib sein Blut verströmte.

Das unbezwingbare Ungeheuer hatte eine tiefe Wunde!

Die gleiche Kraft, die Winkelried im Flug nach vorn gerissen hatte, trieb, nein, zog nun auch die Eidgenossen hinter ihm her,

mit Macht die Todeswunde aufzureissen. Der eingerammte Keil zeigte nun vernichtende Wirkung. Die Wirkung, die Petermann erwartet hatte.

Die Feinde fielen links und rechts, strauchelten, traten, behinderten sich gegenseitig, leichte Beute, Panikopfer für die von Freiheitsliebe getriebenen Bauern. Tiefer und tiefer bohrte sich der Menschenkeil in den Stolz des Königs. Die Schwerter frassen Fleisch, tranken Blut, unerbittlich, unersättlich.

Fast wäre es gelungen, das Heer des Feindes durch und durch zu spalten. Erst zwei, drei Handvoll Urner, Schwyzer, Oberwalde-ner waren gefallen, doch zweihundert, schon beinahe dreihundert Söldner, den Rücken kehrend oder am Boden hilflos die Kehle bietend, abgeschlachtet.

Das Kriegsgebrüll der Eidgenossen erstickte sämtliche Befehlsrufe Johanns, Karls und Leopolds. Die siebzig Landesverwiesenen aus der Waldschlucht mit ihrem Hauptmann näherten sich unbemerkt von hinten dem Rücken des gepanzerten Kolosses, genau an der Stelle, auf die der Kriegskeil durchgestossen werden wollte.

Leopold III. trieb schreiend seine Reihen vorwärts. Er gewahrte nicht die Panik, die vorne ausgebrochen war, noch die Gefahr im Nacken. Die Wucht kam umso plötzlicher: vierzig, fünfzig Mann auf einen Schlag, geköpft, durchbohrt, die Schädel eingeschlagen. Nur das Schlachtross des Königs entkam. Die Axt von Danys Waffenträger verfehlte ihr Ziel um Haaresbreite.

Schon zweihundertfünfzig Bauern hatten jetzt gegen ihre Sensen, Knüppel und Beile die scharf geschliffenen Schwerter ihrer Opfer eingetauscht. Das menschengemachte Ungeheuer aus Rüstungen und Lanzen war entzwei gespalten, zerhackt, zerschmettert, aufgelöst in Einzelteile, und somit der Macht beraubt, die es aus der Einheit zog.

Die Habsburger begannen sich nun umzuwenden und sich ihrer Haut zu wehren, Mann gegen Mann. Die schweren Rüstungen

und Panzer nahmen ihnen fast jede Bewegungsfreiheit. Das Schlachten war erst seit zehn Minuten im Gang, von denen jede einzelne fast achtzig Mann aus Leopolds Reihen gekostet hatte. Zu den sechzig Waldstätter Opfern des zurückgeschlagenen ersten Angriffs waren bislang nur zwanzig, dreissig weitere hinzugekommen. Dennoch war die Truppe der Eroberer auch jetzt noch rein zahlenmässig weit überlegen. Langsam wich das lähmende Entsetzen, und neuer Mut erwuchs den Habsburgern aus der Verzweiflung. Die Todesangst verlieh den Söldnern plötzlich neue Kräfte. Der Kampf Mann gegen Mann tobte weiter. Die Eidgenossen begannen nun zu zahlen für ihre Freiheit – mit abgehauenen Armen, zerschmetterten Knien. Blut floss auf beiden Seiten in Strömen. Das Kriegsgeschrei liess nach. König Leopold, alles überblickend vom Rücken seines Pferdes, drang nun mit seinem unverwechselbaren Bass durch.

Zweitausendachthundert Mann gegen vierzehnhundert jetzt, in zwischen knöcheltief im Schlamm der Wiese stampfend. Schwer beladene Ritter sanken zusammen, mit Wunden übersät, ermattet unter dem Gewicht der Rüstungen. Spritzendes Blut. Zwischen Hunderten von zerstückelten, verstümmelten, durchbohrten Leichen hielt der Tod seine grausame Ernte. Die Habsburger konnten sich nun wieder sammeln und begannen sich zu formieren. Sie bildeten drei Gruppen um Karl, Johann und Leopold. Sein Ross lag stöhnend auf der Seite, zwei Halbarten tief im Bauch. Der König – inzwischen selbst in den Kampf verwickelt – zeigte hohe Fechtkunst und nahm teuren Blutzoll von den Eidgenossen. Zwölf, fünfzehn, zwanzig tapfere Bauern frass sein gold- und edelsteinbesetztes Schwert in Windeseile.

Auch die Einheimischen hatten nun drei Haufen gebildet, einen um Dany, den zweiten um Walter Stauffacher und den dritten um Werner Fürst. Walter stöhnte auf bei jedem Hieb mit seinem Schwert. Ein Dolch stak drei Fingerbreit von hinten in sei-

ner Schulter. Stauffachers Beil hatte dem Angreifer sofort den Schädel zertrümmert, doch seine Kräfte liessen nach.

Auch Fürst war nun in Schwierigkeiten. Er hinkte – Blut floss aus seinem Oberschenkel, ein Pfeil, in der Mitte abgebrochen, steckte in seinem Bein.

Karl von Gottmadingen wütete im Rundumschlag. Das Schwert mit Wucht in beiden Händen schwingend fällte er Schwyzer, Mann um Mann, traf sie durch Hiebe in Genick und Kniekehle, zur leichten Beute derer, die mit ihm kämpften. Dany und sein Waffenträger stiessen schrille Warnrufe aus und arbeiteten sich zu Karl vor. Der, wild in seinem Blutausch, sah die beiden erst in dem Moment, als Danys Beil ihm durch die Stirn drang.

Tiefer und tiefer wurde der Schlamm und zäher. Die Oberwaldener und Urner hatten nun zwei Menschenringe von je hundertzwanzig, hundertdreissig Mann um ihre Anführer Walter und Werner gebildet. Sie waren eine Zeitlang nicht mehr Angreifer, sondern Angegriffene, denn zur gleichen Sekunde hatten Leopold und Johann die Lage erkannt und ihrerseits Keile aus Panzerträgern gebildet, um die Ringe zu durchstossen.

Beim Versuch, seinen Heerführer zu schützen, kam Ruedi, der Bannerträger aus Schwyz, zu Fall und wurde tödlich verletzt. Doch er erlangte das Bewusstsein noch einmal für eine kurze Zeit und sah die Fahne seiner geliebten Heimat neben seinem Kopf liegen. Langsam, ganz langsam, Daumenbreite um Daumenbreite stopfte er sich das Banner in den Mund, um es vor dem Feind zu verbergen. Nur ein kleiner, letzter Zipfel ragte noch aus seinem Mundwinkel, als er sein Leben aushauchte.

Die Habsburger Schwertkämpfer, alle besser geschult und besser gepanzert, hätten nun beinahe die Oberhand bekommen – das Blatt schien sich zu wenden. Doch der 9. Juli 1386 war schon dabei, ein heisser Tag zu werden – zu heiss für die Ritter in ihren schweren Rüstungen.

Die Sonnenstrahlen brachten ihre eisernen Helme und Platten schon am späten Vormittag zum Glühen. Zu Dutzenden wurden die Ritter vom Hitzschlag ereilt, eine leichte Beute für die Eidgenossen.

Von Minute zu Minute stieg die Sonne höher, und mit ihr die Temperaturen in den metallenen Käfigen. Keinesfalls wollte der König nachgeben, niemals! Er sah die eigenen Leute fallen, mit und ohne Feindeinwirkung, doch liess er nicht zum Rückzug blasen. Er sah die leicht bewaffneten Schwyzer behände in seinen Reihen wüten – immer schneller fielen die Ritter und Söldner. Doch Leopold gab nicht nach.

Wären die Kampfparteien noch in derselben Ausrüstung gewesen wie zu Beginn, Werner Fürst hätte keinen Pfifferling auf sein und Walters Leben gesetzt. Doch nun waren die Schwyzer Verteidiger durch beschlagene Schilde und Beutewaffen neu bewehrt und konnten selber undurchdringliche Wälle bilden.

Verbissen wurde an allen Enden des Schlachtfeldes weiter gefochten, gestossen, gestorben, zweitausendfünfhundert gegen eintausenddreihundertsiebzig. Unablässig hieben und hackten die Habsburger ein auf die Wände aus den Schilden ihrer gefallenen Kameraden, stampften auf bei jedem Hieb, sanken ein im Schlamm, hoben Knie und Füsse wieder hoch, keuchten, hechelten wie Faustkämpfer, die sich zu Beginn des Streits zu sehr verausgabt hatten.

Unablässig eilten besonders kühne Schwyzer zwischen den Verteidigungsnestern hin und her und gaben geschwächten, überhitzten Habsburgern zu Dutzenden den Todesstoss, um sich gleich wieder in Sicherheit zu bringen.



Noch einmal wendete sich das Blatt, zweitausendzweihundert gegen eintausenddreihundert. Die Schwyzer, auf Befehl Walters und Werners, hatten zu den beiden Verteidigungsringen aus jetzt einhundertvierzig bis einhundertsechzig Mann noch sechs weitere von dieser Grösse gebildet.

Zwei zusätzliche Vorteile schälten sich heraus nach mehr als einer Stunde Schlacht: Zum einen kostete das Hochhalten der Schilde gegen den Habsburger Schlaghagel und das Stechen mit Halbarten weit weniger Kraft als die unablässigen, zermürbenden Hiebe. Zum anderen drückte das Gewicht der Panzerung die Männer aus dem Norden tiefer in den Schlamm als ihre leicht bewehrten Gegner. Die Hitze wurde immer unerträglicher.

So kam, was kommen musste. Schwer und schwerer wurden die Arme der Angreifer. Erst einzelne, dann immer mehr im Sumpf stakende Söldner wurden Beute hervorschnellender Halbarten.

Zweitausend gegen zwölfhundert Mann. Walter befahl die ersten, blitzartigen Ausfälle grösserer Kampftrupps: heiser keuchende, bis zur völligen Erschöpfung verausgabte Schwertkämpfer kurz anvisiert, das schnelle Öffnen einer Pforte im Wall der Schilde angeordnet: Zwanzig, dreissig Habsburger in einem Wimpernschlag vom Schwert gefressen ...

Werner und Dany taten es Walter nach. Die Arme der meisten Gegner schienen nun wie aus Blei. Als wäre es abgesprochen, lösten Walter und Werner ihre Schilderburgen zeitgleich auf, um ermattete Gegner noch schneller abzuschlachten. Zu schwach waren die Arme, zu langsam wurden die Bewegungen.

Die Feinde starben nun wieder im Sekundentakt, wie zu Beginn der Schlacht. Doch nicht in Panik übereinander stürzend, sondern einzeln hingemetzelt, entkräftet, zu schwach, um sich noch mannhaft zur Wehr zu setzen. Zu müde zu fliehen, die Füsse tief im Morast, zu geschwächt, um den Halbarten der Schwyzer

flink auszuweichen. Am schnellsten starben die schlecht ernährten, zum Kriegsdienst gepressten bayerischen Bauernsöhne. Mit vier, fünf Sätzen stand Leopold hinter Werner, der goldene Panzer schlammbedeckt, hob sein Schwert mit beiden Händen, weit hinter den Rücken, und holte aus, hoch und weit, Fürst den Helm samt Haupt zu spalten.

„Werner, zur Seite!“ Dany hastete, stolperte über sterbende Freunde und Feinde hinweg. Er sah die blutenden, stöhnenden Männer nicht, sah nur den Freund den Schild nach hinten reißen und das Schwert des Königs den hölzernen Schutz zersplittern. Im Flug riss Danys Beil den königlichen Helm herunter. Johanns Schwert prallte auf Danys Schulterplatte. Im Hechtsprung warf der Ochsensteiner sich auf ihn, um seinen Herrn zu schützen.

Die beiden Männer krallten sich aneinander fest, die eine Hand dem Gegner an der Gurgel. Mit der anderen versuchte der Habsburger den tödlichen Dolchstoß anzusetzen. Dany hielt sein Handgelenk mit letzter Kraft umklammert, wälzte sich mit Johann durch den Morast, spürte nicht die Schulter bluten.

Wie Johann und Dany waren auch Leopold und Werner ineinander verkrallt, rollten im Schlamm, versuchten, dem Feind die Luft abzdrehen, die Augen einzudrücken, das Haupt in den Schlamm zu tauchen.

Noch gab es tausend kampfproben Habsburger Ritter, die, geübt und bärenstark, fast jedem Schwyzer im Kampf zu Fuss weit überlegen waren. Noch immer wüteten die besten Männer Leopolds unerbittlich in den Schwyzer Reihen.

Die Sonne stand nun im Zenit, glühte und entkräftete die schwitzenden, blutenden, nach Atem ringenden Kämpfer mehr und mehr. Wer von den Habsburgern fliehen wollte und den Rücken wandte, hatte zwei, drei Atemzüge später eine Schwyzer Halbarte, ein Schwert oder ein Beil im Nacken.

Noch rangen Werner und der König, Wange an Wange, im To-

deskampf sich wälzend fast im Takt mit Dany und seinem Gegner, keuchend, atemlos. Noch vierzig der stärksten Streiter aus Leopolds Leibgarde waren am Leben. Sie wurden jeder von zwei, drei Schwyzern mit Macht gehindert, ihrem König beizustehen. Die anderen, Tod verbreitend bis zum letzten Atemzug, waren Mann für Mann von drei, vier, zum Schluss fünf Schwyzern umringt und überwältigt worden, enthauptet, zerstückelt, zerfetzt. Welcher Preis für die Freiheit!

„Lass ab, ich bin der König!“ Auch Leopold blutete nun aus einer tiefen Wunde im rechten Arm.

„Dann erst recht! Dein Tod wird mir Ruhm und Ehre bringen“, schäumte Werner zurück, mit beiden Händen an Leopolds Gurgel. Er hatte nun die Oberhand, kniete auf dem Rücken des Feindes, drückte die Kehle, stiess des Königs Gesicht in den Schlamm. Leopold wand sich wie ein Aal, versuchte im Todeskampf seinen Henker zu treten und zu greifen.

Doch der Urner drückte die Gurgel, als packte er eine riesige Giftschlange hinter dem Kopf. Er würgte und drückte und liess nicht nach, bis das Aufbäumen zu einem Zittern wurde.

Das gestaute Blut summte laut in Leopolds Ohren, ganz so wie sich ein Bienenschwarm aus allernächster Nähe anhört. Ein solcher Schwarm war ihm kurz nach dem Abmarsch vom Zeltlager um den Kopf geschwirrt, um sich dann auf seinem Schwert niederzulassen. In den letzten Lebensmomenten des Königs spielte sich diese Szene noch einmal vor seinem inneren Auge ab:

„Seht, die Bienenkönigin sucht sich einen König. Oh König, zieht nicht nach Sempach! Dies ist ein Zeichen des Himmels, und es bedeutet: ‚Kein Glück für Euch’!“

Pankraz, der Narr, erntete damals nur ein stolzes Schulterzucken des Königs. Jetzt waren seine Worte der letzte Gedanke Leopolds. Werner nahm wahr, wie das Zittern unter ihm zu einem Vibrieren wurde und endlich ganz erstarb.

Dany hatte sich nun aus Johanns Umklammerung gelöst, versuchte den Kampf mit dem Schwert zu entscheiden, doch sein Gegner war mehr als ebenbürtig. Dany blutete aus einem Dutzend Wunden, schrie um Hilfe, schrie um sein Leben, und sah Gottliebs Kurzschwert auf den Hals des Feindes niederfahren. Mit einem letzten Hieb, nun ohne Helm, war Johanns Haupt zertrümmert.

Das war das Signal für die überlebenden Habsburger. „Zurück ins Ritterholz! Der König ist gefallen, zurück ins Ritterholz!“

So schnell die Füße sie tragen konnten, die schweren Rüstungen von sich werfend, stieben die übrig gebliebenen eintausendsechshundert Ritter und Söldner auseinander und hetzten in heillosen Flucht davon.

Dany legte sich auf den Rücken, ohnmächtig, nur ein paar Augenblicke, ein paar Atemzüge lang, bis sein Bewusstsein zurückkehrte. Er sah Gottliebs Gesicht sich vor die Sonne schieben – und nahm eine Stille wahr, eine Stille, wie er und keiner der anderen elfhundertdreiundfünfzig überlebenden Eidgenossen, sie jemals wahrgenommen hatte. Minuten vergingen, Minuten hörbarer, greifbarer Stille.



Gottlieb sah Ruedi, den Schwyzer, nicht weit von seinem Herrn liegen, den abgebrochenen Schaft des Banners bei seinen Füßen. Das leuchtende Rot des Stoffzipfels in Ruedis Mundwinkel zog ihn an mit seltsamer Kraft. Danys Waffenträger zog an dem roten Tuch, ein Stück und noch ein Stück. Ganz vorsichtig und bedächtig barg er den Stoff aus Ruedis Mund, und hielt schliesslich die unversehrte Fahne mit dem Schwyzer Kreuz in Händen. „Wir haben gewonnen!“, stammelte Gottlieb. Zwei Tränen

tropften auf die Stirn des toten Bannerträgers. Der Waffenträger nahm das Horn des Toten und stiess mit neuer Kraft hinein: „Wir haben gewonnen!“

Schluchzen kam von der Mitte des Schlachtfeldes. Dany fühlte plötzlich alle seine Wunden. Das Schluchzen nahm zu. Er hob den Kopf, stöhnte, quälte sich auf die Knie und blickte hinüber. Ein Dutzend Männer standen weinend um einen Toten. Dany kroch auf allen Vieren in ihre Richtung. Gottlieb half ihm auf die Beine. Nun war Danys Blick frei. Was seine Augen sahen, würde er niemals wieder vergessen.

Von allen Seiten humpelten und quälten sich die Überlebenden zu einer wachsenden Gruppe von Männern hin, die im Halbkreis um einen Toten standen, einen Mann mit einem Dutzend Lanzen in Brust und Bauch, sein bester Freund.

Einige weinten leise, manche schluchzten vernehmlich, wie sie auf Arnold Winkelried herabblickten, der unberührt von Schlamm und Morast, mit vollkommen friedlichen Gesichtszügen auf einer Grasnarbe lag. Selbst im Tode umfasste er die Lanzen, als wollte er noch immer seine Brüder vor ihnen schützen. Dany fühlte sich, als hätte er die Speere im Leib, nicht der geliebte Freund und Blutsbruder. Nun brachen sich die Gefühle Bahn – es zerriss ihm das Herz.

Die Verwundeten halfen einander, um sich der Versammlung anzuschliessen. Wer noch bei Kräften war, trug mit, zog mit, um auch die Verletzten herbeizuschaffen. Alle lagerten sich in weitem Rund um die Gruppe von Männern, die bei Arnold standen. Wasserschläuche wurden herumgereicht, bis es wieder ganz, ganz still war.

Danys Schluchzen liess allmählich nach. Niemand sprach ein Wort. Irgendwann, nach langem, langem Schweigen, wiederholte Gottlieb seinen Satz: „Wir haben gewonnen!“, leise, zaghaft, so gar nicht wie ein Sieger.

„Wir haben die Schwyz gewonnen“, seufzte Dany mit bebendem Gesicht, den Bart vom Weinen nass. „Doch das Beste an ihr – ihr Herz – haben wir verloren ...“ Wieder brach er in Schluchzen aus.

Jemand hob das verdreckte Schwyzer Banner auf. Halb zerrissen flatterte es im Wind über Dany und seinem toten Freund.

Erst jetzt waren die ersten zaghaften Dankgebete und Freudenrufe zu hören. Allmählich schollen sie zu tausendstimmigem Jubel an.

IM HAUSE DES HERRN IMMERDAR

„Ü

berlebe!“, war alles, was sie sagte. Dann ging sie weg. Dany schaute aus geschwollenen Augen auf den Wasserkrug und die Körner, die sie ihm zum Abschied hingelegt hatte. Wer war diese Frau?

„Überlebe!“, hatte sie gesagt. Es hatte wie ein Befehl geklungen. Ja, überleben, das wollte er, das musste er. Er hatte die Schlacht von Sempach überlebt, allen Gefahren getrotzt und seinen liebsten Freund dort begraben. Wie konnte es nur passieren, dass er die Wegelagerer nicht bemerkt hatte?

Ich war zu fest in Gedanken versunken, war immer noch bei den Geschehnissen des letzten Tages. Hab zu wenig aufgepasst. Der Tod Arnolds schmerzte ihn wie eine brennende Wunde. Er hob kurz seinen Kopf, um ihn gleich wieder sinken zu lassen. Dunkelheit umfing seine Seele.

Wie lange er ohnmächtig im Gras gelegen hatte, konnte er im Nachhinein nicht mehr sagen. Als er wieder zu sich kam, ging es ihm schon ein wenig besser, nur sein Kopf schmerzte noch entsetzlich. Er versuchte sich aufzurichten, sank aber gleich wieder zurück.

Vorsichtig hob er den Kopf und stützte sich auf seine Hände. Er setzte sich auf und lehnte sich mit dem Rücken vorsichtig an einen

Baumstamm. Seine Waffen waren weg, und sein ganzer Körper schmerzte von den Hieben, die ihm die Räuberbande mit ihren Knüppeln versetzt hatte. Durstig griff er nach dem Krug.

Anneli, ich muss zu ihr, ich muss ihr die traurige Nachricht selber bringen, bevor sie von anderen darüber hört. Wie wird sie diesen Schlag verkraften?

Dany wusste genau, wie sehr Anneli Arnold liebte und an ihm hing. Mit einem tiefen Seufzer erhob er sich.

Die Körner stopfte er in die Tasche, und das Wasser aus dem Krug goss er in seinen Trinkschlauch. Langsam setzte er einen Fuss vor den anderen. Mit dem Handrücken fuhr er sich über die Augen. Nein, es war nicht Schweiss, den er sich abwischte. Einmal mehr liefen ihm die Tränen übers Gesicht.

Immer noch stand er unter dem Schock von Arnolds Tod.

Arnold, sein bester Freund – Arnold, das Herzstück der Eidge nossenschaft – Arnold, der Mann von Anneli – Arnold, der Vater von sechs Kindern.

Wie soll ich es ihr bloss sagen? Wie fang ich am besten an? Wie wird sie die Nachricht seines Todes aufnehmen?

Dany versuchte sich das Zusammentreffen mit Arnolds Frau auszumalen – nicht zum ersten Mal.

Er bereute bereits wieder, dass er darauf bestanden hatte, alleine zu Anneli zu gehen. Zu zweit wäre es bestimmt viel einfacher gewesen ...

Seine Gedanken gingen zurück zu den beiden Heeren, die sich in Sempach gegenübergestanden waren.

Noch immer klangen ihm die letzten Worte Arnolds in den Ohren: „Sorgt mir für Weib und Kind!“

Dany wollte schreien: „Nein, Arnold, nicht du!“, doch kein Laut drang aus seiner Kehle.

Als die vorderste Reihe der Habsburger ihre Speere in den Leib Arnolds stiessen, sah Dany nur noch die Bresche vor sich, die es augenblicklich auszunützen galt.

In den Stunden des harten Kampfes war keine Zeit geblieben, über irgendetwas nachzudenken. Seine Sinne waren nur darauf ausgerichtet, möglichst viele der Feinde zu überwältigen und nicht selber hinterrücks abgeschlachtet zu werden. Am Abend lagen die meisten Habsburger tot am Boden, und die restlichen waren geflohen. Erschöpft und verwundet war er zu Arnolds Leiche hingekrochen und über dem mit Speeren gespickten Körper seines besten Freundes zusammengebrochen.

Sein Tod brach ihm das Herz.

Dany zog den ersten Speer aus dem Leichnam von Arnold und seine Gefährten die anderen.

So erschöpft die Kämpfer auch waren, fanden sie doch keine Ruhe, bis sie alle Verwundeten versorgt hatten. Ihre Toten trugen sie zusammen und danach versammelten sich alle ein letztes Mal.

Arnold wollten sie heute noch begraben, die Gräber für die anderen Gefallenen aber erst in den nächsten Tagen ausheben und auch sie zur letzten Ruhe betten.

Dany half mit, das Grab für den Leichnam seines besten Freundes auszuheben. Vorsichtig legten sie Arnolds Leib in den geöffneten Boden und begannen die Grube zuzuschütten.

Als die erste Erde auf Arnolds Gesicht fiel, hätte Dany am liebsten laut aufgeschrien.

Ein Schluchzen drang aus seiner Kehle, und er musste sich abwenden. Die Endgültigkeit des Todes trat ihm mit aller Brutalität entgegen.

Doch er war nicht der Einzige. Alle wussten, dass sie ohne die freiwillige Lebenshingabe Arnolds keine Möglichkeit gehabt hätten, die Lanzenwand der Habsburger zu durchbrechen. Deren Speere waren mindestens eine Elle länger als die Halbarten der Eidgenossen.

Das Geräusch der Schaufeln, welche die Erde über Arnolds toten Leib festklopften, riss Dany aus seinen Gedanken und bewog ihn, sich umzudrehen. Er ermannte sich und trat zu seinen Kameraden.

„Lasst uns beten.“

Sie dankten Gott von ganzem Herzen für den Sieg. Jeder bezeugte laut, dass er das Erbe Arnolds, das er ihnen in so kraftvoller Weise vorgelebt hatte, in seinem Alltag weitertragen wollte. Jeder der Übriggebliebenen erhob seine Hand zum Schwur:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern.

In keiner Not uns trennen und Gefahr.

Wir wollen trauen auf den höchsten Gott

und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Dany fuhr fort: „In Jesus ist das Leben, und das Leben ist das Licht der Menschen. Dieses göttliche Leben, dieser Friede Gottes, soll fortan unser Führer sein, wie er Arnolds Führer war.“

„Alle Ehre dem Höchsten!“, antworteten seine Gefährten.

Das Bewusstsein der Abhängigkeit von Gott stand den Männern ins Gesicht geschrieben, aber ebenso auch die Entschlossenheit, diesem Gott der Bibel zu gehorchen und ihm zu vertrauen.

„Ich ... ich gehe jetzt zu Arnolds Frau, zu Anneli.“

Mit diesen Worten hatte sich Dany verabschiedet und war mit einigen Kameraden heimwärts gestapft.

Sie waren zu erschöpft gewesen, um noch lange zu laufen und hatten sich kurzerhand unter ein paar Tannen zum Schlafen hingelegt. Nur kurz nachdem er sich am nächsten Morgen von seinen Kameraden getrennt hatte, war er von Wegelagerern überfallen worden ...

Jetzt aber erblickte er zwischen den Hügeln Arnolds Heimatstadt und das Haus der Familie Winkelried. Er hatte sich beeilt, dass die schreckliche Nachricht nicht vor ihm das dunkelbraune Bauernhaus erreichte.

„Herr Jesus, Du bist jetzt mein Reden und mein Handeln.

Du bist auch der Retter und Trost von Anneli und den Kindern. Wirke Du jetzt, was Dir wohlgefällt!“

Langsam ging er den schmalen Pfad zu Arnolds Haus hoch. Arthur entdeckte ihn als Erster und rannte mit einem Schrei auf ihn zu. „Dany ist hier, Dany ist ...!“

Der Junge prallte erschrocken zurück, als er in das blutverschmierte Gesicht des geliebten Familienfreundes sah.

„Mami, Maamii!“ Arthur griff Dany am Arm und versuchte ihn zu stützen.

Judith und Käthi kamen auch angerannt. Entsetzt über den Anblick des zerschlagenen Gesichtes hielt Judith die Hände vor den Mund, und Ruthli, die an der Hand von Agnes war, fing laut an zu weinen.

„Ihr müsst nicht weinen, Kinder, es sieht schlimmer aus, als es ist!“

„Wo ist Papa, Dany?“ Die Frage von Käthi war wie ein Peitschenschlag für ihn.

„Wo ist eure Mama, wo ist Anneli?“

In diesem Moment trat sie mit Bethli auf dem Arm in den Türrahmen. In einem Augenblick schien sie die ganze Situation zu erfassen.

Dany spürte, dass Anneli wusste, dass sie Arnold nicht mehr sehen würde auf dieser Erde. Er trat auf sie zu und strich ihr unbeholfen über die Wange.

„Es tut mir so leid, Anneli.“ Tränen traten in ihre Augen, jähcr Schmerz durchzuckte sie.

Dann deutete sie ihm an einzutreten, machte den Mädchen klar, dass sie eine Suppe kochen sollten. Sie begann vorsichtig Danys Wunden auszuwaschen.

Keiner sprach ein Wort, nur Ruthli nahm die Hand ihrer Mutter.

„Mama, wo ist Papa? Warum ist Papa nicht hier?“ Annelis Geste zeigte Dany deutlich, dass er die Frage des kleinen Mädchens beantworten sollte.

„Komm mal her, Ruthli! – Weisst du, die Habsburger wollten gegen uns kämpfen, uns töten und uns das Land wegnehmen. Sie waren viel mehr als wir und ihre Speere eine ganze Elle länger als unsere Halbarten. Sie standen allesamt in eisernen Rüstungen uns gegenüber, ihre langen Speere gegen uns gerichtet.

Da war kein Durchkommen! Dein Papa hat zuerst mit ihrem König versucht, einen Friedensvertrag auszuhandeln. Es war unmöglich. Dann ist dein Vater auf die Habsburgerreihen zugelaufen und hat ihre Speere mit seiner Fahnenstange an den Boden hinuntergedrückt. So hat er eine Bresche in diese Speerwand geschlagen und wir konnten in das Habsburger Heer eindringen.“

„Ja, aber weshalb ist er denn jetzt nicht mit dir zurückgekommen?“, wollte Ruthli wissen.

„Mein Kleines, dein Papa hat uns zum Sieg verholfen, dafür musste er aber sein Leben lassen. Die Habsburger haben ihn getötet.“ – Dany stockte, seine Stimme zitterte.

„Dein Papa, Ruthli, ist jetzt im Himmel bei unserm Herrn. Er hat dich immer noch sehr lieb!“ Fest schaute Ruthli in die Augen von Dany. Tränen strömten ihre Wangen hinunter.

„Ich will auch so tapfer sein wie Papa!“ Sie schlug ihre kleinen Ärmchen um seinen Hals und schmiegte sich an ihn.

Die grösseren Mädchen konnten ihren Schmerz nicht mehr zurückhalten und schluchzten laut auf. Arthur starrte regungslos zu Boden, dicke Tränen rollten über seine Wangen. Anneli versuchte die Mädchen zu trösten. Zu unfassbar war die schreckliche Nachricht. Ruthli kroch von Danys Schooss und schmiegte sich mit Bethli an die Mutter.

Dany trat zu Arthur und nahm ihn in seine starken Arme. „Ich lass euch nicht allein, ich werde für euch sorgen“, flüsterte er ihm ins Ohr.

Eines nach dem anderen setzte sich an den Tisch. Lange sassen sie weinend da – keiner sagte ein Wort. Das Gehörte schnitt ihnen fast die Luft zum Atmen ab.

Der Abend brach herein, und die Familie sass immer noch fassungslos um ihren Esstisch.

„Wisst ihr, manchmal verstehen wir nicht, was Gott tut, aber Er meint es immer gut mit uns und ist voll Gnade uns Menschen gegenüber.“

Anneli hob ihren Kopf und blickte Dany verwundert an. Waren das nicht die Worte ihres Vaters, die sie so oft von ihm gehört hatte?!

„Ohne Arnolds Tod wären wir alle verloren gewesen. Dann wären die meisten Eidgenossen wohl tot, und ihr hättet alle fliehen müssen. Sein Tod ist für uns alle sehr, sehr schrecklich, am meisten für eure Mama – aber wir dürfen nie vergessen, dass er sein Leben freiwillig für das Gesamte hingegeben hat. – Das ist wahre Liebe. –

Wir sind es ihm schuldig, dass wir jetzt nicht verzagen und verzweifeln. Ich bin sehr, sehr stolz darauf, der Freund des in unseren Reihen tapfersten Mannes zu sein. Und ihr dürft stolz darauf sein, Kinder von Arnold Winkelried zu heissen.

Nun habt ihr eine grosse Aufgabe, Eure Mama in allem zu unterstützen und ihr zu helfen, wo ihr nur könnt. Und ich werde das auch tun.

Kommt, wir wollen unsere Herzen vor Jesus ausschütten und Ihm vertrauen, Er ist unser Tröster.“

Sie sassen am Tisch, weinten und redeten mit Gott, lange – bis die Nacht hereinbrach.

An die Suppe dachte niemand mehr.

„Mama, gell, Dany darf bei mir im Zimmer schlafen“, bat Arthur. Anneli nickte, küsste ihre Kinder und schickte sie zu Bett.

Es war eine unruhige Nacht. Dany wälzte sich auf seiner Bettstatt hin und her. Er hörte Anneli das Essen verräumen.

Als alles still geworden war, konnte Anneli nicht mehr an sich halten.

Ihr unterdrücktes Schluchzen drang zu Dany in die Kammer hinauf und schnitt ihm tief ins Herz. Lange hörte er sie noch weinen. Mitten in der Nacht stand er leise auf, um Arthur nicht zu wecken und trat zu Anneli. Er konnte nicht anders, er musste sie umarmen und trösten. „Anneli, weisst du, welches die letzten Worte von Arnold waren?“

Sie schüttelte leicht den Kopf.

„Er sagte: ‚Sorgt mir für Weib und Kind!‘ Seine Worte sind mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen, Anneli, und ich spüre einfach eine heilige Verpflichtung, diesen letzten Wunsch von Arnold auch zu erfüllen. Ich werde für dich und die Kinder sorgen bis ans Lebensende. Ich weiss, dass Arnold niemals zu ersetzen ist, aber ich möchte einfach nicht zulassen, dass ihr Not leiden müsst.“

Dankbar nickte Anneli, und Dany suchte wieder seine Kammer auf.

Anneli lag noch lange wach. *Arnold, oh Arnold, ich habe es gespürt, bevor du gingst, dass es das letzte Mal sein würde, wo wir uns sehen. Und doch kann ich es einfach nicht glauben ... Ich kann nicht leben ohne dich! Wie soll das gehen mit den Kindern, wovon sollen wir leben? Wer wird uns unterweisen und ... ich liebe dich doch so. Herr, wozu das alles?* Ihre Gedanken überstürzten sich, und alles erinnerte sie stark an ihre Verzweigung damals im Turm. Sie begann haltlos zu weinen.

Psalm 23 kam ihr in den Sinn:

Der Herr ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln ...

Sie musste an die Worte von Dany denken: *Ich werde für euch sorgen.*

Leise öffnete sie die Schublade des Tischchens, das neben ihrem Bett stand, und zog ein abgegriffenes Pergament hervor. Ihre

Augen verfolgten die mit viel Sorgfalt schön geschwungenen Buchstaben. Arnold hatte dieses Gedicht vor langer Zeit für sie verfasst und, wie damals im Skriptorium, auf Pergament festgehalten. Er schenkte es ihr einst zum Geburtstag. Wie oft sie diese Zeilen schon gelesen hatte:

DICH, Gott, kennen, das ist Leben,
DICH gewahren mehr und mehr.
Nichts kann es auf Erden geben,
das begehrenswerter wär'.
Denn was immer DU geschaffen,
was auch lebt auf dieser Welt.
DU willst nichts sich überlassen,
DU hast uns auf DICH gestellt.

DU wirkst Hunger und gibst die Speise.
DU wirkst den Durst und reichst den Trank.
Für jeden Zoll der Lebensreise
harrt in uns DEIN eigner Dank.
DU, DU wirkst selbst, in jeder Lage.
DIR kann kein Moment entgeh'n,
wenn wir nur bei Nacht und Tage
auf DEIN Wirken in uns seh'n.

DU fließt aus in DEINER Fülle.
Kraft und Weisheit wirkt in mir,
wenn ich nur im Herzen stille sage:
Jetzt rechne ich, HERR, mit DIR!
DICH gewahr'n in jeder Lage,
was DU tust im Werk und Wort.
Jederzeit, wenn ich DIR sage:
„Wirke!“, wirkst DU fort und fort.

Darum woll'n wir auch die Kinder
DEINEM Geiste anvertrau'n.
Woll'n sie, anstatt kriegsverhetzen,
lehr'n, DICH GOTT am Werk zu schau'n.
Woll'n sie glaubend, liebend lehr'n,
in Hochs und Tiefs und überall,
bis DEIN Wahrnehmungsvermögen
sie erfüllt von Fall zu Fall.

DICH erkennen, das ist Leben.
DICH gewahren mehr und mehr.
DICH in ALLEM wirken sehen
DU in uns, sonst sind wir leer.

Eingebettet in diese Worte der Gnade, die sie so sehr an Arnolds Wesen erinnerten, fiel Anneli endlich erschöpft in den Schlaf. Dany hingegen lag immer noch wach. In Gedanken versunken schaute er zur Decke, und vor seinem inneren Auge sah er sich mit seinen Brüdern vor dem Grabe Arnolds stehen. In heiligem Ernst und männlicher Entschlossenheit hatten sie dort beim Abschied den Bund mit Gott und den Bund für die Freiheit des Vaterlandes erneuert. Welch einen Preis diese Freiheit gekostet hatte! Aus seinem Herzen drang der tiefe Wunsch als Gebet zum Himmel empor, dass alle kommenden Generationen und Geschlechter diese teuer erkaufte Freiheit und Gottesfurcht für immer bewahren mochten.



Die Gliederung des Tages im Klosterleben:

- Mette: lat. Metutina, Nachtgottesdienst,
morgens zwischen 2.30 und 3.00 Uhr
- Laudes: Morgenlob, 5.00-6.00 Uhr
(Der Gottesdienst endete bei Anbruch der Dämmerung.)
- Prima: die erste Stunde, 7.30 Uhr, kurz bevor es hell wird
- Tertia: die dritte Stunde, 9.00 Uhr
- Sexta: die sechste Stunde, 12.00 Uhr mittags
- Nona: die neunte Stunde, zwischen 14.00 und 15.00 Uhr
- Vesper: der Abendgottesdienst, 16.30 Uhr,
bei Einbruch der Dämmerung
(Das Mahl am Abend musste eingenommen werden,
bevor es dunkel wird.)
- Komplet: das Nachtgebet, gegen 18.00 Uhr
(Um 19.00 Uhr war für die Mönche Schlafenszeit.)

Begriffserklärungen

Armarius: der Bibliothekar

Dormitorium: der Schlafsaal

Juvenal: ein bekannter römischer Schriftsteller

Oratorium: die lateinische Bezeichnung für Kapelle

Klausur: der abgeschlossene, nur den Ordensleuten vorbehaltene Bereich innerhalb eines Klosters

Refektorium: der Speisesaal

Regula Benedikti: die Ordensregel des Benediktinerordens

Skriptorium: die Schreibstube

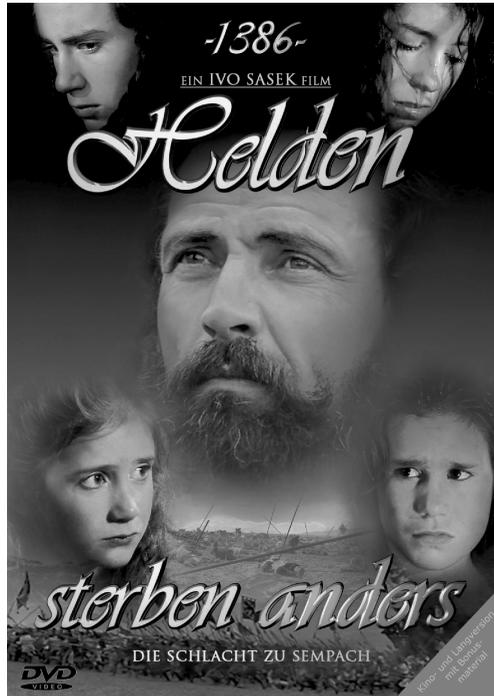
Te Deum: der Kirchenhymnus „Dich, Gott, loben wir“

Ausburger: Der Begriff leitet sich von dem Wort „ausgehen“ ab. Früher wurden Städte auch als „Burg“ bezeichnet. Ausburger bezeichnete Menschen, die auf dem Land, also ausserhalb von Mauern lebten oder ausserhalb von Burgen wohnten.

Kennen Sie den Monumental-Action-Kinofilm auf DVD schon? „Helden sterben anders“ ein Ivo Sasek Film

Actionreicher, bisher grösster Schweizer Monumental-Spielfilm in HDV Qualität. Packende Szenen und kraftvolle Bilder entführen uns ins heillose Mittelalter. Der habsburgische Herzog Leopold I. will im Verbund mit seinem Bruder Friedrich dem Schönen und mit König Ludwig dem Bayern alle „schweizerischen Löcher“ im Netz seines habsburgischen Reiches stopfen. Doch die Eidgenossen sind vereinigungsunwillig und zäh, der Verbund der Habsburger und Wittelsbacher Könige dagegen marode und in sich selber durch Machtgelüste und kirchliche Intrigen gespalten.

„Helden sterben anders“ ist die schicksalhafte Geschichte eines Mannes, der erst spät begreift, dass Rache immer auch Unschuldige trifft. Im Kampf gegen die Habsburger Unterdrücker kommt es 1386 zur historischen Schlacht von Sempach, die mit dem Sieg der Eidgenossen endet. Arnold Winkelried opfert dafür auf dramatische Art und Weise sein Leben. Dieser Film gibt unmittelbar Anteil an jenem Kampf, der zur Freiheit der Schweiz geführt hat. – Doch wahre Freiheit ist mehr als eine gewonnene Schlacht.



Stimmen aus der öffentlichen Presse:

- ... überrascht mit hollywoodreifen Massenszenen ...
- ... überzeugt in der aufwendigen Ausstattung und dem Umfang mit den zahlreichen Statisten ...
- ... Braveheart in der Zentralschweiz ...
- ... ein Aufwand, den die einheimische Filmszene noch nicht gesehen hat ...
- ... ein ehrlicher Film mit unglaublichen Bildern ...
- ... Ein Film der, unter die Haut geht ...
- ... super Musik ...



Deutsch/Dolby digital

Untertitel: Englisch/Französisch/Spanisch/Russisch/
Rumänisch/Holländisch/Deutsch für Hörgeschädigte
Schlachtmusik von Dany Nussbaumer

Alles auf 2 DVD zu 24.90 sFr./14.90 Euro

Inhalt: Kinoversion 152 Min./Langversion 180 Min.
Bonusscheibe mit Making of/Trailer/Filmkommentar
Zu beziehen unter: www.panorama-film.ch

Literaturempfehlung:

Von Regisseur und Drehbuchautor Ivo Sasek sind im Elaion-Verlag auch diverse Bücher und Broschüren mit christlichem Inhalt erschienen. Wer eine ganz nahe Beziehung zu Gott im grauen oder praktischen Alltag sucht, ist hier richtig.